H. As. 3057/2

<36639405470013

<36639405470013

Bayer. Staatsbibliothek

Characteriſtik
der merkwürdigſten
Aſiatiſchen Nationen.

Concentrirt und hiſtoriſch richtig dargeſtellt.

Zweyter Theil.

Breßlau,
bey Johann Ernſt Mayer, 1777.

22

Wb/68/615

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Wir finden bey Herausgabe dieſes zweyten Bandes der Characteriſtik der merkwürdigſten aſiatiſchen Nationen, für unnöthig, unſre Leſer mit einer weitläuftigen Beſchreibung über dieß Buch aufzuhalten. Der ganze Plan iſt nun ausgeführt, und es ſteht einem jeden

Digitized by Google

frey, ſein Urtheil über das Ganze nach Belieben zu fällen.

Man hat den erſten Theil dieſes Werks, in verſchiedenen gelehrten Zeitungen auf eine Art beurtheilt, die für uns ſehr ſchmeichelhaft ausgefallen iſt. Man hat uns mit Anſtand einige Verſehen gezeigt, ob ſie gleich nicht von Erheblichkeit ſind, und dem Werthe des Ganzen merklichen Abbruch thun können. Indeſſen wiſſen wir es ſehr wohl, daß wir uns hie und da über gewiſſe Dinge beſtimmter hätten ausdrücken ſollen. Aber,

 wenn

Digitized by Google

wenn man ſich darüber aus Mangel glaubwürdiger Nachrichten nicht beſtimmt ausdrücken kann, wie denn? Und der Fall iſt ſonderlich im erſten Theile dieſes Werks verſchiedentlich vorgekommen. Auch wiſſen wir, daß manchem Leſer unſre gefliſſentliche Kürze nicht immer gefallen wird. Dieſen Menſchenkindern können wir nicht anders helfen, als das wir ihnen den Rath geben, die von uns gebrauchten und angezeigten Bücher nachzuleſen. Hätten wir ihre Neugierde befriedigen wollen, ſo

Digitized by Google

ſo würden fünf oder ſechs Quartanten nicht hinlänglich geweſen ſeyn. Und wenn wir unſern Plan ſo weit ausgedehnt hätten; ſo würden wir ganz gewiß einen ſehr überflüßigen und unnützen Plan entworfen haben.

Doch wir wollen uns hierbey nicht länger aufhalten, ſondern vielmehr die Gewährsmänner, deren wir uns bey Verfaßung dieſes zweyten Bandes bedient haben, vorführen.

Da folgt nun zuerſt Engelbert Kämpfers Beſchrei-

Digitized by Google

hung von Japan. Dieſer Engelbert Kämpfer war, wie bekannt, Hochgräfl. Lippiſcher Leibmedicus, aus Lemgo gebürtig. Er unternahm in den Jahren 1683 bis 1692 von Schweden aus, eine Reiſe durch verſchiedene Provinzen Rußlands, Perſiens, Indiens, Siams und Japans. Er reiſete mit beſtimmter Abſicht, indem ers ſich vornahm, die Kenntniße ſeines Zeitalters zu erweitern, und dieſe Erweiterungen der Welt zu communiciren. Dabey war er mit den hinlänglichſten Kennt-

nißen und Urtheilskraft verſehen, um ſich das Zutrauen der Leſer zu verſichern, daß er richtig geſehen und beobachtet habe. Dieſer tiefe Beobachter leuchtet ſchon hinlänglich aus ſeinen Amoenitatibus exoticis hervor. — Wir haben uns für vollkommen berechtigt geglaubt, dieſem gelehrten und ehrlichen Weſtphälinger in der Characteriſirung der japaniſchen Nation zu folgen, da Niemand, weder vor ihm noch auch nach ihm beßre Aufſchlüße, die zur nähern Kenntniß dieſes Volks dienten, gegeben

hat

Digitized by Google

hat. Der Leſer wird indeſſen doch finden, daß wir auch andre Schriftſteller, dahin Caron, Hagener, Varenius, Froes (der im Jahre 1586 in Japan war) und andere gehören, zu Rathe gezogen haben.

Bey Behandlung der Araber, haben wir uns vorzüglich der fürtreflichen Beſchreibung des Herrn Carſten Niebuhrs bedient, eines Werks, das ſich durch Ordnung und ſyſtematiſchen Geiſt, durch Ausfüllung der Lücken unſrer bisherigen Kenntniße von Arabien, durch Genauigkeit in Darſtellung

Digitized by Google

der Menſchen, und Scharfſinnig-
keit im Urtheilen, ausgezeichnet.
Ein ſolcher Mann alſo, der aller-
dings in die Klaſſe der Pokocke
Keyslere, Gmelnie, Kämpfer, Lou-
bere, Chardin und andere gehört,
— konnte von uns nicht anders,
als Kämpfer benutzt werden.

La Loubere hat uns bey Siam
eben die Dienſte gethan, welche uns
Kämpfer bey Japan und Herr Nie-
buhr bey Arabien geleiſtet haben.
Seine Nachrichten haben in Ab-
ſicht der Ordnung, des Fleißes, der
Wahl der Materien und der Gründ-

lich-

Digitized by Google

lichkeit der Anmerkungen, vor allen einen großen Vorzug. Wir wüßten keinen einzigen Reiſebeſchreiber, der mit ihm, was Siam betrift, könnte verglichen werden. Zwar fehlt es uns nicht an Männern, welche Nachrichten von Siam haben drucken laſſen. **Choiſi** iſt in ſeinen Berichten höchſt ſuperficiell. Daher haben wir ihn ſelten um Rath gefragt. **Tachard** hat ſich oft, wegen der außerordentlichen Ehrenbezeugungen, die er in Siam genoß, blenden laſſen, und man muß ſich alſo gar nicht

wun-

Digitized by Google

wundern, wenn er uns die abgeſchmackteſten und leichtgläubigſten Dinge von der Welt vorerzählt. Herr von Frobin macht an einem Orte über dieſe beyden Reiſebeſchreiber folgende Anmerkung: Ich muß aufrichtig bekennen, ſagt er, daß ich mich mehr als einmal verwundert habe, daß der Abt von Choiſi und der Pater Tachard, welche die Reiſen mit mir gethan, und eben das geſehen, was ich geſehen habe, ſich beredet zu haben ſcheinen, der Welt von dem Königreiche Siam prächtige, und der

Wahr=

Wahrheit ſo wenig gemäße Begriffe zu geben. — Das iſt nun freylich alles wahr, und beyde haben gewiß die Siamer zu ſehr herausgeſtrichen. Indeſſen muß man doch aber auch geſtehen, daß, ſonderlich Tachard mitunter, ſehr richtige und genaue Anmerkungen mitgetheilt hat. Wir haben ihn auch oft gebraucht, doch aber nur dann, wann er mit Loubere und andern übereinſtimmte. Wir enthalten uns von den übrigen Schriftſtellern, die uns bey Siam ihre Dienſte geleiſtet haben, etwas zu ſagen.

Un=

Digitized by Google

Unter denjenigen, welche **Hindiſtan** bereiſet haben, verdienen wohl die Anmerkungen des **Berniers** vorzüglich geſchätzt zu werden. Er war ein berühmter Arzt, ein Philoſoph, ein ſcharfer und einſichtsvoller Beobachter, der nicht **beobachtete**, weil er reiſete, ſondern **reiſete** um zu beobachten. Seine Reiſe iſt in vier Theilen unter dem Titel: Memoires de l'Empire du Mogol à Paris 1670-1671 herausgekommen. Wir haben keinen Anſtand genommen, ihn als den Leitfaden anzunehmen.

Will aber jemand ſagen, daß wir ihm ohne Ueberlegung gefolgt ſind; ſo thut er uns ſicher zu viel, denn er muß wiſſen, daß wir neben ihm auch noch Ovingtons Voyages to Surat, Lord Account of Banians relig. Thevenot, Terry Voyages to Eaſt India, Hamilton und andere zur Hand gehabt haben.

Aus allem dieſen ſieht der Leſer, daß er in dieſem Buche Relationen der Reiſebeſchreiber von verſchiedenen Ländern lieſt, aber ſolche Relationen, die gegründet und folglich

von

Digitized by Google

von Erdichtungen frey ſind. Wir werden uns für belohnt halten, und halten uns zum Theil ſchon für belohnt, den Liebhabern der Reiſebeſchreiber durch unſern Plan, für einen geringen Preis, das Zuverläſſigſte, was ſich von einer Nation ſagen läßt, communicirt zu haben.

Uebrigens wollen wir hier noch anzeigen, daß wir nicht abgeneigt ſind, die Amerikaner nach eben dieſem Plane zu behandeln. Vielleicht entſchließen wir uns, ſie aus einem hiſtoriſch-philoſophiſchen Auge zu betrachten.

Die Verfaſſer.

Leipziger Oſtermeſſe,
1777.

Inhalt.

Digitized by Google

Inhalt.

Japaner.

Erſtes Kapitel.

Kurzer Abriß von Japan — vom Clima — von der Fruchtbarkeit des Landes. S. 3

Zweytes Kapitel.

Von der Religion in Japan. S. 8

Drittes Kapitel.

Von der Lebensart, Sitten und verſchiedenen Gebräuchen der Japaner. S. 40

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Von der Sprache — den Künſten und Wiſſenſchaften der Japaner. S. 55

Fünftes Kapitel.

Von der Regierungsform und den Geſetzen in Japan. S. 71

Sechſtes Kapitel.

Vom Handel und Gewerbe in Japan. S. 93

Araber.

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Anmerkungen über das Clima Arabiens und den Character der Einwohner dieſes Landes — Betragen der Mohammedaner gegen fremde Religionsverwandte — Gaſtfreyheit und Gruß der Araber. S. 115

Zweytes

Zweytes Kapitel.

Von einigen beſondern Umſtänden den Mohammed betreffend — Von den Geſetzen Mohammeds und insbeſondere vom Koran (Alkoran.) S. 137

Drittes Kapitel.

Von der Kleidung — vom Eſſen und Trinken und Wohnung der Araber. S. 186

Viertes Kapitel.

Von der Vielweiberey und Beſchneidung der Morgenländer. S. 208

Fünftes Kapitel.

Von der Sprache und den Wiſſenſchaften der Araber. S. 222

Sechstes Kapitel.

Abriß von den Beduinen oder herumſtreifenden Arabern. S. 255

Digitized by Google

Siamer.

Erſtes Kapitel.

Von den Einwohnern in Siam — ihrer Kleidung — Wohnungen und Lebensart. S. 279

Zweytes Kapitel.

Von den Schauſpielen und Vergnügungen der Siamer — von den Weibern des Königes und den Befehlshabern des innern Pallaſts — vom Heyrathen — Tod und Begräbnißen. S. 290

Drittes Kapitel.

Von der Erziehung der Kinder — Sprache — Künſten und Wiſſenſchaften der Siamer. S. 305

Viertes Kapitel.

Von den verſchiedenen Ständen — Regierungsart — und dem Soldatenweſen der Siamer. S. 321

Fünftes Kapitel.

Von der Religion der Siamer. S. 349

Hindiſtaner.

Erſtes Kapitel.

Ueber Clima — Character, Sitten und einige Gebräuche der Hindiſtaner. S. 365

Zweytes Kapitel.

Von der Geſchicklichkeit der Hindiſtaner in den Künſten, und ihrer Gelehrſamkeit überhaupt. S. 393

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Von den gewöhnlichen Krankheiten — Wohnung — Handel und Gewerbe der Hindiſtaner. S 406

Viertes Kapitel.

Von der Macht und dem Reichthum des Großmogols. S. 416

Fünftes Kapitel.

Von der Regierungsverfaßung und Polizey in Hindiſtan. S. 430

Sechſtes Kapitel.

Von der Religion der Hindiſtaner. S. 437

Digitized by Google

Japaner.

Omnium rerum viciſſitudo.

TERENTIVS.

A

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Kurzer Abris von Japan — vom Clima — von der Fruchtbarkeit des Landes.

Das große und weitläuftige Reich Japan, wird von den Europäern bald Japan, bald Japon, und von den Japanern ſelbſt Niphon, Ziphon, oder Nippon und Zippon benannt. Dieſe letzte Benennung iſt bey den Einwohnern des Landes die gemeinſte, und gewöhnlichſte, und man findet, daß ſie ſich derſelben in ihren Schriften und im täglichen Umgange bedienen. Die längſt dem Meere wohnenden Chineſer nennen dieß Reich Sippon oder Zippon.

Digitized by Google

Doch wir wollen uns bey den verſchiedenen Namen, welche man dieſem Lande beylegt, nicht aufhalten — zumal da der Urſprung des Namens überhaupt ganz ungewis iſt, und unſre Alten von den Japanern ſonder Zweifel nichts gewußt haben — und im Ganzen anmerken, daß alle Benennungen dieſes Reichs von der öſtlichen Lage deſſelben herrühren.

Japan liegt zwiſchen dem 31ten und 42ten Grad der mitternächtlichen Breite, und erſtreckt ſich von Südoſt gegen Nordoſt. Was die Breite deſſelben betrift; ſo iſt man nicht im Stande dieſe, wegen der vielen Krümmungen und Ungleichheit des Landes, mit Gewisheit anzugeben, ob es gleich, im Ganzen genommen, weit ſchmäler als lang iſt.

Die Küſten von Japan ſind mit ſteilen und hohen unüberſteigbaren Bergen und Felſen verwahrt, und mit einem ungeſtümen Meere umgeben, daß die Ab- und Zufuhr mit den größeſten Beſchwerlichkeiten verbunden iſt. Die Meerbuſen und Häfen ſind bis itzt größeſtentheils unerforſcht: und diejenigen, die man kennt, ſind mit ſolchen Klippen und Sandbänken angefüllt, daß es ſcheint, als wenn die Natur ſelbſt beſorgt geweſen ſey, dieſe Inſul zu einer beſondern Welt zu machen, und ſie außer Verbindung mit andern Theilen der Erde zu ſetzen, da ſie theils den Zugang von auſſen ſo ſchwer gemacht, theils, dieß Reich von innen mit allen Bedürfniſſen des Lebens ſo verſorgt hat, daß

Digitized by Google

daß es des Handels mit fremden Völkern nicht benöthigt iſt *).

Die Japaner rühmen ſich unter dem glücklichſten und angenehmſten Himmelsſtriche zu wohnen. Indeſſen iſt die Witterung bey ihnen ſehr unbeſtändig und mancherley Abwechſelungen unterworfen. Der Winter iſt gemeiniglich auſſerordentlich kalt: es fällt häufig Schnee, worauf ein harter Froſt folgt. Der Sommer hingegen iſt von unerträglicher Hitze, und wenn es in den beyden Monathen Junius und Julius nicht ſo häufig regnete; ſo würden die Einwohner die Hitze ſicher nicht aushalten können. In der Sommerszeit iſt dieſes Land ſchrecklichen Donnerwettern und Blitzen, Stürmen und Orcanen unterworfen, welche öfters großen Schaden anrichten. — Der Erdboden iſt von Natur felſigt, bergigt, und wie einige Reiſebeſchreiber verſichern, unfruchtbar. Die Geſchicklichkeit und der Fleis der Einwohner hat ihn

*) Kämpfer berichtet in ſeiner Hiſt. of Iapan lib. I. cap. 8. daß das Meer, welches Japan umgiebt, wegen der vielen Strudel ſehr gefährlich ſey, und die größeſten Schiffe, wenn ſie dem Wirbel zu nahe kämen, mit der äußerſten Geſchwindigkeit an ſich zögen, verſchlängen und in Trümmern zerſchmetterten. — Das Brauſen dieſer Strudel, ſagt Kämpfer weiter, ſey überaus fürchterlich zu hören, ob man ſich gleich für dieſe leicht hüten und ihnen ausweichen könne.

aber ſo urbar gemacht, daß ſie nicht nur mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſorgt ſind, ſondern auch andern Ländern, Reis, Korn u. ſ. w. überlaſſen können. Selbſt die Felſen und unfruchtbarſten Gegenden bringen mancherley Obſt, Pflanzen und Wurzeln hervor. Die großen Gehölze und Wälder ſind durch die Arbeitſamkeit der Japaner in den Stand gebracht worden, daß ſie gute Weide geben. Das Meer rund umher, die Seen und Flüße im Lande, verſorgen ſie mit einer Menge von Fiſchen. Wenn man ſich hierbey denkt, daß die Japaner überhaupt ſehr genügſam leben; ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ihr Land ſie mit allem, was zur Nothdurft und Vergnügen des Lebens gehört, verſorgt. Die Mannsperſonen ſchämen ſich nicht ſelbſt den Pflug über ſteile Felſen zu ziehen, auf welchen Ochſen und Pferde nicht fortkommen können, um dieſe für ſie nutzbar zu machen. Die Weiber weteifern, es der Thätigkeit und der Geſchäftigkeit der Männer gleich zu thun, und unterziehen ſich auch den ſchwerſten Arbeiten.

Der größeſte Reichthum der Japaner, beſteht in der großen Menge, Mannigfaltigkeit und Feinheit ihrer Metalle und Mineralien. Faſt alle Berge haben an brauchbaren Metallen einen Ueberflus, doch aber wird das meiſte auf einer kleinen Inſul an den Küſten der Provinz Salzuma gegraben. Auf vielen Inſuln findet man Goldgruben und Goldſand; der Kayſer aber

Digitized by Google

aber maßt ſich derſelben ſchlechterdings an: und ohne ſeinem Willen und Erlaubnis, darf keine geöfnet werden. Zwey Drittel behält er von den geöfneten Gold oder Silbergruben für ſich, den übrigen Reſt verſtattet er den Herrn, in deren Gebiet ſich die Gruben befinden. — Die Silbermienen ſind nicht ſo häufig, aber doch ſehr ergiebig. — Das Kupfer wird unter allen Metallen am häufigſten gefunden, womit ſie einen anſehnlichen Handel mit den Holländern treiben. Etwas Zinn haben ſie auf der Inſul Ximo, das ganz fein und weis, und dem Silber ähnlich iſt. — Die Japaner verſtehen vorzüglich die Kunſt das Stahl zu vermiſchen, davon ſie die ſchärfſten Säbel, Dolche und andre dergleichen ſcharfe Inſtrumente machen. Es iſt bey der größeſten Strafe verboten etwas davon auszuführen.

Die erſtaunliche Menge Schwefel, womit die meiſten Japaniſchen Inſuln angefüllt ſind, verurſacht öftere und fürchterliche Erdbeben. Dieſe ſtellen ſich ſo häufig ein, daß die Einwohner bey deren Eintritt nicht mehr beſtürzt werden, als wenn es in Europa donnert und blitzt: es müßte denn ſeyn, daß das Erdbeben ganz entſetzlich ſey, daß ganze Städte umgeſtürzt und viele tauſend Einwohner (welches oft geſchieht) vergraben würden. Auf einige dieſer ſtarken Erdbeben, folgen ſolche Ausbrüche von brennender Materie, daß dadurch große Verwüſtungen angerichtet werden. Bey dergleichen

ſchrecklichen Unglücksfällen, zur Zeit der Peſt, Theurung und Hungersnoth nehmen nun die abergläubiſchen Japaner ihre Zuflucht zu ihren Prieſtern, die ihnen, anſtatt die natürlichen Urſachen anzugeben, das abgeſchmackteſte Zeug vorerzählen, und das ganze Unglück einem bos- haften Geiſte zuſchreiben. Gemeiniglich aber glaubt man, daß der Teufel der Urheber dieſer Plagen ſey.

Bey dergleichen Fällen nun, werden Opfer und Andachtsübungen angeſtellt, um dem hung- rigen Teufel ſeinen Rachen zu füllen. Bey den Opfern gehen ſie oftmals ſo weit, daß ſie Men- ſchen opfern, wenn andre Opfer nicht helfen wollen. Doch ſind ſie ſo nachſichtig, daß ſie nur zu den Opfern die größeſten Böſewichter ausſuchen: denn ſie meinen, daß es ihnen der Teufel nicht übelnähme, wenn man ihm einen zweybeinigen Confrater mit einem Menſchen- Geſichte zur Verſöhnung aufopfre.

Zweytes Kapitel.

Von der Religion in Japan.

Wenn man die Berichte der verſchiedenen Schriftſteller, welche über Religion und religiöſe Gebräuche der Japaner geſchrieben ha- ben, ſorgfältig mit einander vergleicht; ſo findet man,

man, daß ſie faſt alle die Japaner des Heidenthums und der Abgötterey beſchuldigen. Es ſcheint, daß ſie auch gar keine Begriffe, von dem wahren Gott und dem Verhältniße, worin ſie mit ihm ſtehen, haben. Sie glauben, daß die Welt von Ewigkeit ſtehe, das heißt, daß ſie keinen Anfang genommen habe. — Indeſſen hat man doch in Japan einem jeden völlige Gewiſſensfreyheit vergönnt, in ſo fern ſie weder dem bürgerlichen Regiment noch auch dem Frieden und der Ruhe des Staats entgegen iſt. Und dieß iſt auch die Urſache, woher die auswärtigen Religionen bey ihnen einen ſo leichten Eingang gefunden und ſich ſo geſchwinde, zum Nachtheil der alten einheimiſchen Religion, ausgebreitet haben.

Seit einem Jahrhundert ſind folgende drey Hauptreligionen in Japan gangbar geweſen:

1) Die Secte **Xinto**, oder die älteſte unter allen. Dieſe betet allein ihre alte Gottheiten und Götzen an.

2) Die Secte **Budſo**, oder die Verehrung auswärtiger Götzen, die aus China, Siam und andern Ländern nach Japan gebracht ſind.

3) Die Secte **Siuto**, oder die Lehre ihrer Weltweiſen und Moraliſten.

Unter dieſen drey Hauptreligionen welche gegenwärtig in Japan herrſchen, verdient die Religion **Xintos**, wegen ihres hohen Alterthums und der langen Dauer, am erſten betrachtet zu werden. Die älteſten und vornehm-

ſten Gottheiten, welche dieſe Secte verehrt, werden Amida und Xaca genannt. Dieſe ſtehen bey den übrigen Secten in ſo großer Hochachtung, daß man ihnen göttliche Verehrung erweißt, weil durchgängig geglaubt wird, daß alles zeitliche und ewige Wohl von ihnen abhange: denn die meiſten ſtatuiren einen künftigen Zuſtand der Glückſeeligkeit oder des Elendes. Zwar können ſie ſich von dieſem glücklichen oder unglücklichen Zuſtande nach dem zeitlichen Tode keine Vorſtellungen machen: die meiſten aber halten doch dafür, daß dieſer Zuſtand in der Wanderung der Seele aus einem Körper in den andern beſtehe, und dieſe Wechſelung, ſo wie die Welt, ewig dauern werde. Die Bonzen bringen ihnen indeſſen, ſowohl in Predigten als im gewöhnlichen Umgange einen gräßlichen Begriff von den Strafen der Gottloſen bey.

Es wird, zu mehrer Aufhellung des Begrifs der Japaner in Religionsſachen, nicht unſchicklich ſeyn, hier die fabelhaften Erzählungen, womit ſie ſich von den beyden Gottheiten, dem Amida und Xaca, herumtragen, kürzlich anzuführen. Amida ſoll, nach ihren Berichten vor vielen tauſend Jahren berühmt geweſen, und vor zweytauſend Jahren gelebt haben. Mit einem auſſerordentlich ſtrengen Lebenswandel, den er ſich freywillig unterzogen, ſoll er das Amt eines Predigers verbunden, und viele Predigten vor dem Volke gehalten und Wunderwerke

derwerke verrichtet haben. Dieß kummervolle Leben, ſoll er ſo lange verrichtet haben, bis er es zuletzt müde geworden, ſich ſelbſt das Leben genonnnen und in dem andern zur Würde eines Gottes erhoben worden. — Ein ähnliches erzählen ſie von *Xaca*. Dieſer ſoll vor acht tauſend Jahren gelebt haben; und nachdem er drey tauſend Jahre auf der Erde vollbracht, eine unſägliche Menge Bücher geſchrieben, die noch verwahrt würden. Zuletzt aber, nachdem er ſeines Lebens müde geworden, ſoll er ſich in eine Höle begeben, und die Oefnung derſelben haben zumauern laßen. — Es iſt nicht der Mühe werth, die Wunderwerke, die ſowohl *Amida* als *Xaca* ſollen verrichtet haben, hier zu erzählen. Indeſſen können wir hier doch anmerken, daß es die Japaner für etwas Verdienſtliches halten, ſich ſelbſt, nach dem Beyſpiel des Amida und Xaca, aus der Welt zu ſchaffen. Einige entleiben ſich, entweder aus Ehrgeitz oder auch aus andern Urſachen, ganz ohne Scheu. Wer ſich ſelbſt das Leben nehmen will, pflegt gewöhnlich vorher einige Zurüſtungen zu machen, und legt ſich Busübungen auf, predigt vor dem Volke, theilt Almoſen aus und dergleichen. Wenn er dies mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten verrichtet hat; ſo glaubt er, daß er nicht nur in den Stand der Glückſeligkeit, ſondern auch ſogar unter die Götter aufgenommen ſey. Die Entleibten werden auch würklich als Götter faſt von jedermann verehrt,

und

und die Werckzeuge, womit der Selbſtmörder die That vollbracht hat, werden als Reliquien aufbewahrt.

Die Bekenner des Xaca erſäufen ſich gemeiniglich im Meere oder in den Flüßen mit vielen Umſtänden. Ihre Freunde und Anverwandten begleiten ſie gemeiniglich dahin, binden ihnen einen Stein an den Hals, und ſo endigen ſie auf eine klägliche Art ihr Leben. — Ein großer Theil derjenigen, welche dem Amida den Vorzug geben, pflegen ſich in ein enges Behältniß einzuſperren, und verhungern darinn. — Andere wählen ſich eine andere Todesart, knüpfen ſich auf, ſtürzen in die Tiefe herab, richten ſich durch Gift hin u. ſ. w. Doch muß man bemerken, daß dieſe letzten Todesarten nicht für verdienſtlich, ſondern vielmehr für eine Art der Verzweiflung angeſehen werden.

Im Handel und Wandel, und überhaupt im geſellſchaftlichen Umgange, bedienen ſie ſich, wenn ſie eine Sache beſtätigen wollen, der Namen, Amida und Xaca. Bettler führen immer dieſe Namen im Munde, wenn ſie Allmoſen von andern verlangen.

Wir würden mit der Beſchreibung nicht fertig werden, wenn wir alle die Götter erzählen wollten, welche die Japaner verehren, die alle ihre Klöſter, Tempel, Prieſter und Anbeter haben. Wir wollen uns damit begnügen ein paar derſelben kennen zu lernen. Icko und Nequiron, zwey Mönche, ſollen wegen ihrer großen

großen Gelehrſamkeit und Heiligkeit einen Platz unter den Göttern erhalten haben. Der erſte ſetzte bey ſeinen Lebenszeiten all ſein Vertrauen auf die Gnade des Amida, und bekümmerte ſich um weiter nichts. Der zweyte ſoll ſich blos wegen ſeines unſträflichen Wandels und Geſchicklichkeit den Vorzug erworben haben. Beiden ſind Tempel, Götzenbilder und Anbeter beſtellt *).

So verſchieden nun aber auch immer die Religionsſecten in Japan untereinander ſind; ſo ſtimmen ſie doch alle, nach dem Berichte glaubwürdiger Reiſebeſchreiber in folgenden Stücken überein. 1) Nichts zu tödten und nichts getödtetes zu eſſen **). 2) Keinen Ehebruch

*) Wir können es nicht wagen, hier mehr von dem japaniſchen Aberglauben zu erzählen! Der Leſer kann ſich, aus dem bereits angeführten, ſchon einige Begriffe davon machen. Hat indeſſen jemand Luſt, ſich mit dieſem Artikel zu beluſtigen, der kann, ohne Gefahr zu laufen ſelbſt japaniſch geſinnt zu werden, folgende Bücher nachſchlagen: Kämpfer, Caron, Xavier, Varenius u. a.

**) Man muß dieſes nur von den Mönchen und Nonnen verſtehen, nicht aber von den Laien. Hierzu kann man auch noch das Geſetz rechnen, daß die Mönche mit dem weiblichen Geſchlechte keine Gemeinſchaft haben dürfen. — Im Ganzen genommen, weiß man, daß die verſchiedenen Orden, ſo wie in der Catholiſchen Kirche, den

Digitized by Google

bruch zu begehen. 3) Nicht zu ſtehlen. 4) Keinen Wein zu trinken. 5) Nicht zu lügen. Uebrigens iſt der Begriff unter den Japanern allgemein, daß im künftigen Leben für die Gottloſen erſchreckliche Strafen zubereitet ſind, und daß nur die ſtrenge Lebensart ſie für allen Unfall ſchützen könne. Dieſe Idee rührt von ihren Mönchen her, die es niemals unterlaſſen, zum Theil auch ihres Nutzens wegen, den Laien die Hölle ſo heis als möglich zu machen. Man kann nicht glauben, was die Abbildung der Strafen in der Zukunft für Eindruck auf das Volk aus allen Ständen macht, und wie ſehr dadurch den Laſtern geſteuert wird. Beſonders aber macht dieſe Vorſtellung, daß ſowohl Vornehme als Geringe, in Erbauung und Verzierung der Tempel und Klöſter ſich freygebig, ja verſchwenderiſch bezeigen, weil ſie dieß für ein würkſames Mittel halten, ſich der Gnade derſelben zu verſichern, und in der künftigen Welt glücklich zu werden.

Man

den Stufen der Strenge nach von einander unterſchieden ſind. Je mehr Strenge nun ein Orden äußert, je mehr Vertrauen ſetzt das Volk in ihm. Allein man muß bey der japaniſchen Geiſtlichkeit die Bemerkung machen, die auch in gewiſſer Abſicht von einigen geiſtlichen Orden in Europa gilt, daß ſie, bey aller vorgeblicher Strenge und Verleugnung der Welt, die infamſten Betrüger und Heuchler ſind, die man nur denken kann.

Digitized by Google

Man wird nicht leicht im ganzen Oriente ein Land finden, das mit einer größern Menge Tempel oder Klöſter angefüllt iſt, als dieſes. Alle Klöſter und Ordenshäuſer von allen Secten, findet man in den fruchtbarſten und angenehmſten Gegenden des Landes, und gewöhnlich in großen Städten und an ſolchen Orten, wo viele Menſchen wohnen, angelegt *). Eine breite und geräumige Alee, die auf beyden Seiten mit hohen Cypreſſenbäumen beſetzt iſt, führt gerade auf einen Tempelhof oder Mia zu. Die meiſten ſolcher Tempel findet man in einem angenehmen Gehölze, oder an einem abhängigen und grün bewachſenen Hügel, zu welchem man durch wohlangelegte ſteinerne Stufen in die Höhe ſteigt. — Die Bauart der Tempelpforten ſieht ganz einfältig aus. Ueber der Pforte

*) Ich finde in dieſem Stücke die Reiſebeſchreiber in ihren Erzählungen ganz verſchieden. Varenius nud andre berichten, daß dergleichen prächtige Tempel nicht nur in den Städten, ſondern auch auf dem platten Lande und auf Bergen, ja ſo gar in den Wüſteneien häufig zu finden ſind. Er ſagt weiter, daß diejenigen Tempel, die am weiteſten und einſamſten liegen, an Pracht und Reichthum die andern überträfen, auch von dem Volke am meiſten beſucht würden. — Ich kann mich von der Wahrheit dieſer Behauptung nicht überzeigen, und ſtimme der Erzählung des Kämpfers bey, der als der Hauptmann, in allem was Japan betrifft, angeſehen werden muß.

Digitized by Google

Pforte hängt gemeiniglich eine viereckigte ſteinerne Tafel, worauf man den Namen des Götzen, dem der Tempel gewidmet iſt, mit güldenen Buchſtaben geſchrieben, leſen kann. — In einer gewiſſen Entfernung von dem **Mia** oder Tempelhofe ſieht man ein ſteinernes mit Waſſer angefülltes Becken, darin ſich diejenigen, welche ihre Andacht verrichten wollen, vorher waſchen müſſen. Dem Tempel gerade gegen über, bemerkt man einen hölzernen Kaſten, in welchen die Almoſen gelegt werden. Der Mia oder Tempelhof an und für ſich ſelbſt betrachtet, iſt ohne alle Zierrathen und Pracht: gemeiniglich viereckigt und von Holz. Er iſt kaum 9 Ellen hoch und ohngefähr 3 Klaftern breit. Um den Mia herum geht eine kleine Gallerie. Der Tempel ſelbſt iſt immer verſchloſſen. — Man findet auch zuweilen über der Pforte des Tempels eine Glocke, welche diejenigen, die ihre Andacht verrichten wollen, vorher rühren, um dadurch den Götzen zu erinnern, daß ſie nun da wären.

Der vornehmſte Tempelhof an jedem Orte hat ein oder verſchiedene davon abhangende **Mikoſi**. Unter dieſem Worte verſteht man kleine vier= ſechs= und achteckigte Capellen, die ſehr ſauber mit Firniß belegt, auswendig verguldet, inwendig mit Spiegeln und andern Zierrathen geſchmückt ſind

Es iſt merkwürdig, daß dieſe Mias oder Tempel **Sintons** nicht von Geiſtlichen, ſondern von

von Layen, die man Canuſi nennt, und die entweder auf Unkoſten des geiſtlichen Käyſers oder durch den Zuſchuß gutthätiger Leute, die daſelbſt ihre Andacht haben, unterhalten werden. Dieſe Canuſi unterſcheiden ſich beſonders durch ihre Kleidung. Sie tragen einen ſteifen, länglichten, und gefirnißten Huth, der wie ein Schiff ausſieht, tief in die Stirn herabgeht, und unter dem Kinn mit einem ſeidnen Bande zuſammengebunden wird, von welchen ein knotigtes Band herabgeht, das bald kurz bald lang iſt, je nachdem die Beſchaffenheit desjenigen iſt, der es trägt.

Die Religion des Sintons hat in der That viel abgeſchmacktes und verächtliches an ſich. Sie iſt ein abendtheuerlicher Miſchmaſch von allerhand abgeſchmackten Geſchichten ihrer Götter, Halbgötter und Helden, dadurch die geſunde Vernunft beleidigt und geärgert wird. Wie die auswärtige heidniſche Religion Budſo in Japan eingeführt wurde; ſo breitete ſie ſich nicht nur ungemein geſchwind aus, ſondern ſie verurſachte auch eine Trennung unter denen, die der Religion ihrer Vorfahren ergeben blieben, und dadurch ſind den Sintoiſten ſelbſt zwo Secten entſtanden. Die eine heißt Juiz. Zu dieſer gehören die ächten Orthodoxen Sintos, die ſteif und feſt bey den Gewohnheiten und der Religion ihrer Vorfahren bleiben. Ihre Anzahl iſt indeſſen ſehr geringe. Die andere Secte heißt Riobus. Dieſe könnte man wohl

Digitized by Google

Syncretiſten *) nennen; ſie bemüheten ſich für-nemlich wegen des zukünftigen Zuſtandes der Seele, die ausländiſche Heidenreligion mit ihrer altväteriſchen zu vereinigen. Sie nehmen zu dem Ende an, daß die Seele des Amida, welchen die Budſoiſten als ihren Heiland ſchätzen, durch ſeine Seelenwanderung in den allervornehmſten ihrer Götter gefahren und in das Weſen der Sonne und des Lichts eingedrungen ſey. Die meiſten Sintoiſten ſind dieſer Secte zugethan, und es ſcheint, als wenn der ganze geiſtliche Hoff eine Neigung zu dieſem Syncretiſmus habe.

Der weltliche Monarch bekennt ſich, nach Kämpfers Bericht, zur Religion ſeiner Vorfahren, und bezeugt jährlich dem Mikaddo ſeine Ergebenheit, ob er es gleich itzt nicht in eigner Perſon thut, ſondern es durch Abgeſandte verrichten läßt.

Die

*) Dieß Wort wird eigentlich von den Theologen gebraucht, obgleich die Philoſophen ſich nicht oft deſſen zu bedienen pflegen. Es hat ſeinen Urſprung von den Cretenſern, die verſchiedene Religionen unter ſich eingeführet hatten. Ereignete ſich nun der Fall, daß eine Religionsparthey von einem auswärtigen Feind angefallen wurde, ſo wurden ſie unter ſich eins, ſich dem ankommenden Feind gemeinſchaftlich entgegen zu ſetzen. Hieraus iſt das Wort συγκρητίζειν, die Cretenſer nachahmen, und Syncretiſmus, entſtanden.

Digitized by Google

Die Sintoiſten befleißigen ſich hauptſächlich der äußerlichen Reinlichkeit. Die Reinlichkeit beſteht darinn, daß ſie ſich mit keinem Blute beflecken, kein Fleiſch eſſen, und todte Körper ſorgfältig vermeiden. Wer dagegen ſündigt darf keinen Tempel beſuchen, und ſich nicht vor den Göttern zeigen. Wenn ein Mia erbaut wird, und einer von den Arbeitern verwundet ſich ſo, daß Blut darnach geht, ſo ſieht man dieß allgemein für ein großes Unglück an, und der Arbeiter darf von der Zeit an, nie wieder an heiligen Gebäuden gebraucht werden. — Wenn man zu Isje, einem berühmten Orte, wo Ten-ſio-dai-ſie, der Vater der japaniſchen Nation, beſonders verehrt wird, in einen der dortigen Tempel einen Tropfen Blut ſchüttete; ſo würde dieſer Tempel niedergeriſſen, und ein andrer an ſeine Stelle gebaut werden müſſen. — Den Frauenzimmern iſt es ſchlechterdings nicht erlaubt, in einen Tempel zu gehen, wenn ſie ihre gewöhnliche Reinigung haben. Aber die größeſte Unreinigkeit von allen zieht man ſich durch den Tod des Vaters und der nächſten Anverwandten zu *).

*) Einige Caſuiſten rechnen zu dieſen Unreinigkeiten noch diejenigen hinzu, welche man ſich auf folgende Weiſe auf den Hals zieht: einmal durch die Augen, wenn ſie etwas unreines ſehen, und zweitens durch die Ohren, die etwas unanſtändiges hören. Endlich bilden ſich auch einige

Die Feyrung der Feſttage macht einen zweiten Hauptpunct der ſintoiſtiſchen Religion aus. Die Sintoiſten haben alle Monathe drey ordentliche Feſte. Das erſte wird am erſten Tage des Monats gefeiert. Dieß Feſt wird mit Beſuchen und allerley Luſtbarkeiten zugebracht; man geht ſelten in die Tempel, ſondern, wenn man ſeine Freunde zur glücklichen Zurückkunft des Neumondes gratulirt; ſo lagert man ſich in den Gegenden um die Mias herum, und bringt die Zeit mit Spatzierengehen hin: oder wenn ſie des Spatzierens müde ſind; ſo kehren ſie in Wirthshäuſern und liederlichen Häuſern ein, die überall in großer Menge zu finden ſind. Merkwürdig iſt es, daß alle Japaner, von welcher Secte ſie auch ſeyn mögen, dieſes Feſt ſorgfältig feiern. — Das zweyte Feſt wird am funfzehnten Tage, welches der Vollmond iſt, gefeiert. — Am demſelben pflegt man ſehr fleißig die Tempel zu beſuchen. — Das dritte fällt auf den acht und zwanzigſten Tag, welches der Tag vor dem Neumond iſt. Dieſer Tag wird eben nicht feierlich begangen, und die Tempel findet

Andächtige ein, daß es ſehr unanſtändig ſey, mit einem unruhigen betrübten Gemüthe vor den Göttern zu erſcheinen. Denn ſie meinen, daß die Gebeter der Betrübten den Geiſtern, welche die höchſte Glückſeeligkeit genießen, nicht anders als ſehr unangenehm und beſchwerlich ſeyn könnten.

findet man überall ſehr leer. Außer dieſen drey beſondern Feſten, haben ſie noch jährlich fünf große Feſttage, wovon der Leſer unten in der Note das Nöthige finden kann *). Die Sin-

B 3 toiſten

*) Der erſte Feſttag, welcher mit großen Feierlichkeiten und Anſtalten begangen wird, fällt auf den erſten Tag im Jahre, und wird von den Japanern Songuaz genannt. An dieſem Feſte erſcheint man in Ceremonienkleidern, begiebt ſich zuerſt in dieſem Aufzuge in den Tempel, beſucht hernach ſeine Freunde und überreicht ihnen zugleich Geſchenke. — Das zweyte Feſt, welches begangen wird, heißt Songuazſomnitz. Dieß Feſt ſcheint bloß zum Amuſement der jungen Mädchen beſtimmt zu ſeyn, welchen ihre Väter einen großen Schmauß zu geben und ihre nächſten Verwandte dabey einzuladen pflegen. Man ziert einen großen Saal zu dieſem Feſte aus, in welchem man verſchiedene prächtige Puppen ausgeſtellt ſieht, welche den Hoff des Dairi vorſtellen ſollen. Zu dieſen Zurüſtungen fügt man den Götzen Finakuge hinzu. — Das dritte Feſt wird Goguazgonitz genannt, und fällt auf den fünften Tag des fünften Monaths ein. Dieß Feſt wird den jungen Knaben zu Ehren gefeiert. — Das vierte Feſt, welches Sißiguatznanuta genannt wird, wird am ſiebten Tage des ſiebten Monathes gefeiert. Dieſer Tag wird von den ſpielenden Kindern ſehnlichſt erwartet, weil dieſe ſich an demſelben recht luſtig machen können und dürfen. Das letzte Feſt fällt alle Jahre auf den neunten Tag des neunten Monaths. An dieſem Feſte frißt und ſäuft man nach Herzens Luſt. Die Ausſchweifung und das liederliche Weſen dauert viele Tage hindurch. Dieſes Feſt gleicht, in

toiſten feiern noch andere Feſte, die den Göttern der erſten Klaſſe gewidmet ſind, von welchen wir aber hier, um nicht zu weitläuftig zu werden, nichts ſagen wollen.

Die Wallfarthen machen endlich noch einen wichtigen Artikel der Sintoiſchen Religion aus. Sie ſtellen verſchiedene Wallfahrten nach verſchiedenen Oertern an. Der vornehmſte Ort aber, nach dem ſie wallfarthen, iſt Isje. Die Wallfarthen nach dieſem Orte geſchehen in allen Jahrszeiten: fürnehmlich aber im **Merz, April** und **May**. Der Zufluß der Pilgrimme iſt in dieſen Zeiten ſehr groß, weil die Witterung in dieſen Monathen die angenehmſte iſt. Sowohl Manns als Frauensperſonen verrichten dieß Pilgergeſchäfft. Die Japaner geben vor, daß die monathlichen Unbequemlichkeiten des ſchönen Geſchlechts, während der Reiſe aufhören, es ſey nun, daß die beſchwerliche Reiſe

in Anſehung der Freyheit den Saturnalien und Bachanalien der alten Römer.

Obgleich dieſe fünf großen Feſte, eigentlich zu ſagen, nur zur Sintoiſchen Religion gehören; ſo haben doch die übrigen Religionsſecten in der Folge der Zeit dieſelben, angenommen, da ſie ſowohl in Andachtsübungen als Luſtbarkeiten beſtehen, nach welchen die Japaner, überhaupt genommen, ſehr begierig ſind.

Reiſe dieß verurſacht, oder weil ſie ihren wahren Zuſtand nicht entdecken wollen *).

Sonderbar bleibt es bey allen dem, daß vornehme Leute eine dergleichen Pilgerſchaft ſehr ſelten in eigner Perſon unternehmen, ſondern gemeiniglich einen an ihre Stelle ſchicken. Der gemeine Mann aber hält dieß für Unrecht, und er würde es für eine Sünde halten, wenn er nicht alle Jahre ſeine Pilgerſchaft anträte. — Einige reiſen zu Pferde, andere laßen ſich in Sänften tragen, und die, welche beydes zu thun nicht vermögen — gehen zu Fuße. Auf dem Rücken befeſtigen ſie eine Matte von Stroh, die ihnen ſtatt des Bettes dient. In der Hand tragen ſie einen Stock, und an den Gürtel binden ſie eine Büchſe, worinn ſie Allmoſen annehmen. Auf dem Kopfe haben ſie, wenigſtens die meiſten, einen von Rohr geflochtenen Huth, an welchem ihr Name, Geburtsort, Gegend von der ſie kommen, zu leſen iſt, damit man ſie, dafern ſie unter Wegens das Zeitliche ſeegnen ſollten, erkennen, und der Obrigkeit des Orts, beſonders aber den Perſonen, die für ihre Zurückkunft cavirt haben, Nachricht davon geben könne.

Wenn nun ein Pilger nach dem heiligen Orte abreißt; ſo hängt er ein Strick mit gehack-

 tem

*) Denn ein ſolches Geſtändniß, würde ſie für unrein erklären, und dem Spott und der Verachtung der Pilger ausſetzen.

Digitized by Google

tem Papier beſetzt vor ſeine Hausthüre, wodurch er alle diejenigen warnt, die nicht rein ſind, über die Schwelle ſeines Hauſes zu gehen. Den Weibern ſtehts frey ihre Männer zu begleiten, nicht aber bey ihnen zu ſchlafen. Sobald nun ein Pilger zu Isje angelangt iſt; ſo verfügt er ſich vor allen Dingen zuerſt zum Canuſi, der ihn denn in den Tempeln herumführt. Dieſer Beſuch aller Tempel iſt für den Pilger eine heilige Pflicht. Ehe er dieß aber thut, muß er ſich in dem Fluße Mijongawe, der mitten durch Isje fließt, baden. Hat nun der Pilger ſeine Andachten verrichtet; ſo erhält er von dem Canuſi eine kleine Büchſe, die bey den Japanern Ofawai heißt, welche von zartem Schachtelholze verfertigt, und mit kleinen hölzernen Stückchen angefüllt iſt, wovon einige in weiſſem Papier eingewickelt ſind. Auf dem Deckel der Büchſe ſteht der Name des Tempels des großen Gottes mit großen Buchſtaben; und der Name des Canuſi, der dieſen Ablaß ertheilt hat, iſt auf der andern Seite mit kleinem Character aufgeleimet. Die Canuſi verſchicken eine Menge dergleichen Ablaßbriefe durch das ganze japaniſche Reich.

In Japan giebt es einen geiſtlichen Orden, den man die Jammabos oder Jammabus, Bergprieſter nennt *). Eigentlich bedeutet dieſer

*) Der Stifter dieſer Geſellſchaft von Einſiedlern ſoll ein gewiſſer Gienno Gioſſa in Japan geweſen

ſer Name einen Bergſoldaten, wie es denn auch eine Grundregel dieſes Ordens iſt, daß die Glieder deſſelben verbunden ſeyn ſollen, im Fall der Noth für ihre Götter und Landesreligion die Waffen zu ergreiffen. Dieſe Jambos ſtellen eine Art von Einſiedlern vor, die ein ſtrenges Leben führen, ihre meiſte Zeit mit Beſchwerlichkeiten auf heiligen Bergen zubringen, und ſich ſelbſt mitten im härteſten Winter oft in Flüſſen baden. Die Reichen unter ihnen haben ihre eigne Häuſer worinn ſie wohnen, und leben von dem Ihrigen. Die meiſten aber laufen im Lande herum und betteln: ſonderlich halten ſie ſich in der Nachbarſchaft des hohen Gebirges *Fuſi Jamma* auf. Alle zuſammen müſſen ſie, vermöge einer eignen Ordensregel alle Jahr im ſechſten Monath auf dem höchſten Gipfel des Berges herauffklettern. Uebrigens geben ſie ſich mit Zauberkünſten und mit Heilung der Kranken ab.

ſen ſeyn. Man weiß von der Geburth und der Lebensart dieſes Gienno keine genaue Umſtände. So viel iſt nur bekannt, daß er zuerſt dieſe ſtrenge Lebensart ergriffen, und ſein Leben in wilden und wüſten Gegenden zugebracht habe. Man will für gewiß behaupten, daß er durch dieſe Lebensart dem Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet, weil er durch das Herumſchweifen die Natur und Eigenſchaften der Erde entdeckt, welche Niemand vor ihm gekannt habe.

Wir wenden uns nun zu der zweyten Religionsſecte, welche in Japan herrſcht. Dieß iſt die Secte des Budſo. Von dem Stifter dieſer Secte, der Buds oder Xaca heißt, haben wir bereits im vorhergehenden geredet, und begnügen uns damit, den Leſer nur mit den wichtigſten Lehren deſſelben bekannt zu machen. — Einige japaniſche Geſchichtſchreiber wollen verſichern, daß die Lehre des Buds ohngefähr sechzig Jahr vor Chriſti Geburt eingeführt ſey. Von dieſer Zeit an bis in das fünf hundert und funfzigſte Jahr, ſoll ſie nicht viel Aufſehens gemacht haben. Allein von dieſer Zeit, rechnet man, ſoll ſie ſo tiefe Wurzel gefaßt haben, daß ſie nunmehr die blühenſte von ganz Japan iſt. Ein anſehnlicher Theil der Sintoiſten hat viele Lehren dieſer Secte angenommen, dadurch die große Spaltung der Sintoiſten in zwey Secten, wovon bereits oben geredt, entſtanden iſt. Die weſentlichſte Punkte der Budſoiſtiſchen Religion wollen wir hier aus einem bekannten und allgemein geſchätzten Reiſebeſchreiber überſetzt mittheilen:

1) Die Seelen der Menſchen und Thiere ſind unſterblich: ſie haben urſprünglich einerley Weſen, und ſind nur durch die verſchiedenen Körper, die ſie beleben, von einander verſchieden.

2) So bald die Seelen der Menſchen vom Körper getrennt ſind; ſo werden ſie in einem andern Leben, je nachdem ſie ſchlimm oder gut gehandelt haben, geſtraft oder belohnt.

3) Der

3) Der Auffenthalt der Seeligen heißt **Gokurakf** d. i. **die Wohnung der ewigen Freude.** Dieſer Freuden giebt es verſchiedene Grade. Die Götter ſind vollkommner und glückſeeliger als die Menſchen; ja es iſt ſo gar unter den erſten ein Unterſchied, je nachdem ihre Naturen geringer oder vortreflicher ſind. — Bey den Menſchen iſt der Grad ihrer Verdienſte das einzige Maas ihrer Glückſeeligkeit. Allein die Freuden dieſes glückſeeligen Auffenthalts ſind ſo groß, daß keiner den ſeeligen Vorzug des andern beneidet.

4) Der Ort der Quaal wird **Dſigokf** genannt. Hier werden die böſen Menſchen gepeinigt, doch nicht auf immer, ſondern nur auf eine gewiſſe Zeit, nach Beſchaffenheit ihrer Vergehungen. *Jemma* heißt der Richter an dieſem unſeeligen Orte. Dieſem Jemma erſcheinen in einem Spiegel, den er vor ſich ſtehen hat, alle Laſter und Vergehungen der Verworfenen. Wenn dieſe verdammten Seelen für ihre Vergehungen gebüßt; ſo werden ſie wieder in die Welt zurückgeſchickt, nicht aber in Menſchen, ſondern in unreine Thiere, deren Neigungen mit den Laſtern der ſündigen Seelen am meiſten übereinſtimmen. Die Wanderung geſchiehet ſtufenweiſe, aus ſchlechtern in edlere Thiere, bis es ihnen endlich wieder erlaubt wird, in menſchliche Körper zurückzukehren. Nun ſteht es in ihrer Macht, ſich durch einen tugendhaften Wandel zu einer immerwährenden Glückſeelig-

keit

Digitized by Google

keit vorzubereiten, oder ſich wieder durch ein ſchändliches Betragen, den ſchimpflichen Wanderungen, die alsdenn Jahrhunderte dauren, auszuſetzen.

5) Man findet in den Geſetzen des Buds folgende fünf Hauptgebote. Das erſte verbietet, keine lebendige Creatur zu tödten. Das zweyte verbietet zu ſtehlen. Das dritte unterſagt den Ehebruch. Das vierte verbietet zu lügen. Das fünfte endlich unterſagt ſtarke Getränke zu trinken. **Bud** hat ſeinen Schülern dieß letzte am meiſten verboten. Diejenigen, welche den Ruhm eines heiligen Wandels in dieſer Welt hinterlaſſen, und ſich bemühen in der andern Welt einen hohen Grad der Glückſeeligkeit zu erlangen, ſuchen dieſe Lebensregeln mit äußerſter Genauigkeit in Ausübung zu bringen.

Die Religion des Budsdo hat Bedienten von verſchiedenen Claſſen, Prieſter, Mönche, Ordensmänner, Arten von Biſchöfen und einen Pabſt, der **Siako** oder **Xaca** heißt. Dieſer Xaca wird nach des **P. Charlevoix** Bericht, als der Nachfolger und Statthalter des großen Xaca angeſehen. Der Statthalter hat eine unumſchränkte Gewalt über alle Vorſteher und Bedienten der Religion. Von ihm hangen alle Mönchsorden ab: Biſchöfe (die man **Tundes** nennt) weiht er ein: Alle Streitigkeiten, die über die Bücher des Xaca ſich anſpinnen, legt er bey, und ſeine Ausſprüche werden für unfehl-

bar

Digitized by Google

bar angeſehen. Ja ſeine Macht erſtreckt ſich ſo gar bis in jenes Leben. Er verkürzt die Zeit, welche man im Fegefeuer zubringen ſoll, und dergleichen Dinge mehr *).

Die Mönche oder Bonzen der Budſoiſchen Religion ſind in verſchiedene Geſellſchaften getheilt, wovon die eine die andere nicht leiden kann, und deßwegen auch in verſchiedenen Puncten der Religion uneins ſind. Ueberhaupt aber beobachten ſie alle eine große Regelmäßigkeit. Sie ſcheeren ſich insgeſammt die Haare und den Bart, gehen immer mit entblößtem Haupte, enthalten ſich des Fleiſches, ja ſo gar auch der Fiſche, wenn ſie nicht geſalzen ſind. Einen großen Theil des Tages bringen ſie mit Gebet und Singen zu. Daher kommt es auch, daß ſie von dem Volke ſo ſehr verehrt und geſchätzt werden, wenn man gleich zu Zeiten von ihnen die ſchändlichſten Dinge hören mag. Die Mönche pflegen dem Pöbel weis zu machen, daß ſie, ſonderlich bey den Göttern in großem Anſehen ſtehen. Dieß iſt für ſie eine Quelle des Reichthums, die nie austrocknet. Sie ergeben ſich

*) Der Pater Charlevoix, und wir ſtimmen ihm bey, macht hierbey die Anmerkung: daß alles dieſes eine Hierarchie ausmache, die wenig von der Catholiſchen Kirche ihrer unterſchieden ſey. — Uebrigens darf ſich der Catholiſche Leſer darüber nicht ärgern, daß der heil. Vater mit dem Siaka verglichen wird.

Digitized by Google

ſich ganz der Liſt, und wiſſen mit Hülfe derſelben, ihre Klöſter meiſterlich zu bereichern. — Wenn eine Perſon ſtirbt; ſo wird ſie in einen papiernen Rock (welchen die Mönche verkaufen, und damit wuchern) auf welchem die Geſtalt der Götter gezeichnet iſt, eingewickelt *). — Einer der vornehmſten Grundſätzen, den die Mönche dem Volke mit aller Macht anzupreiſen pflegen, iſt dieſer: daß die Freygebigkeit gegen die Götter und ihre Diener das ſicherſte und ſchicklichſte Mittel ſey, Anſprüche auf die himmliſche Wohnung zu machen, in welcher, nach dem Vorgeben dieſer ſchändlichen Betrüger, der Zuſtand der Reichen weit beſſer als der Armen ſey, weil es dieſen an Mitteln fehle, ihre Sünden loßzukaufen, und daher auch eine verachtete und verworfene Menſchenart wären **).

Das vornehmſte Geſchäft der Bonzen beſteht darinn, in den Tempeln fleißig zu predigen, und das Volk zur Ausübung der Tugend zu ermahnen. Gar erbaulich mögen nun wohl dergleichen

*) Man kann von dieſen Betrügereien der Mönche herrliche Sachen beym Charlevoix leſen. Dieſer erzählt auch, daß die Mönche den Sterbenden geſegnete Brodte austheilten, und ihnen Päſſe oder Wechſelbriefe mitgaben, die in jenem Leben zahlbar ſeyn ſollten! Ein ſchöner Paß, und ein noch ſchönerer Wechſelbrief! —

**) Wem fallen nicht hier die Namen Tetzels und Conſorten bey.

gleichen Predigten von dergleichen Leuten ſeyn! Pater Froez hat eine angehört, und erzählt, daß ſie ihm ſehr wohl gefallen habe. Wir wollen ihn hierüber ſelbſt reden laßen. „Ich war, ſagt Froez, ſehr neugierig einen Bonzen predigen zu hören, und ſuchte Gelegenheit zu erhalten, um meine Neugierde zu befriedigen. Es gelang mir und erblickte eine Verſammlung von wenigſtens fünf tauſend Menſchen". Dieß iſt ſehr unwahrſcheinlich: denn kein Tempel iſt ſo groß, daß er eine ſolche Menge von Menſchen in ſich faßen könnte. „Ehe die Predigt anfieng, erzählt der Miſſionarius weiter, fiel jedermann bey dem Schalle einer Glocke nieder auf die Knie, und verblieb wenigſtens eine Stunde in dieſer Stellung. Jeder hatte eine Art von Roſenkranz in der Hand, und hob die Arme zum Himmel, und alle ſchrien: *Amida errette uns.* Nachdem dieſes Gebet verrichtet war, hörte man eine Glocke anſchlagen, und es ward eine allgemeine Stille. *Hierauf ſah ich einen ſchönen Mann in einem langen nachſchleppenden ſeidnen purpurfarbenen und weis gefütterten Rock, hervortreten. Er ſetzte ſich auf einen ſehr hohen Stuhl, der ſo geſtellt war, daß ihn ein jeder ſehr gut ſehen konnte. Er hatte vor ſich einen Tiſch ſtehen, auf welchem ein Buch lag, nemlich die Schriften des Xaca. Der Bonze laß mit einer ernſthaften gebieteriſchen Miene und Stimme einige Zeilen,*

machte

machte das Buch zu, und fieng ſeine Predigt an *). Wir finden gegen dieſe letzte Erzählung nichts einzuwenden. Wenn aber der Pater die Anmuth und Beredſamkeit, ja die rührende und überzeugende Beredſamkeit der Bonzen überhaupt, (in der Folge ſeiner Erzählung) ſo ſehr herausſtreicht; ſo iſt er entweder ſelbſt ein Budſoiſt, oder er muß nicht gewußt haben, was Anmuth, überzeugende und rührende Beredſamkeit ſey *).

So viel von der Religion der Budſoiſten. Dieſe Erzählung iſt aus glaubwürdigen Schriftſtellern entlehnt. Freylich wäre es beſſer, wenn man den Werth dieſer Erzählung aus den Büchern der orientaliſchen Philoſophie ſelbſt beſtimmen könnte. Indeſſen können wir doch das auf Treu und Glauben annehmen, was uns von bewährten Schriftſtellern erzählt iſt.

Wir wollen dieſes Kapitel ſchließen, wenn wir noch von der dritten Religionsſecte und dem Zuſtande des Chriſtenthums in Japan das wichtigſte werden erzählt haben.

Dieſe

*) Froez iſt indeſſen ein Mann, der doch mit unter gute Nachrichten giebt. Nur muß man ihm nicht zu viel trauen. Wir pflegen ihm nur da zu folgen, wo ſeine Erzählungen mit den Erzählungen der übrigen Reiſebeſchreiber, ſonderlich des Kämpfers, übereinſtimmen. Aber im Ganzen genommen, iſt Froez derjenige, der ſeine Leſer mit einer Menge von Mährlein heimzuſuchen, frech genug iſt.

Dieſe dritte Religionsſecte wird die Secte des Siuto genannt. Dieß Wort bedeutet eigentlich ſo viel, als der Weg oder die Religion der Philoſophen. Den Anhängern dieſer Religion macht es ein Vergnügen, ſich über die Meynungen des Pöbels zu erheben, und ſich eigentlich zu keiner Religion zu bekennen. Sie geben vor, die wahre Größe und Glückſeeligkeit eines Menſchen beſtehe darinn, weiſe und tugendhaft zu leben. Zu einem weiſen und tugendhaften Leben, behaupten dieſe Philoſophen weiter, ſey der Menſch, weil er von Natur vernünftig erſchaffen, ſchlechterdings verbunden. Die Lehre der Seelenwanderung iſt ihnen eine lächerliche Chimäre, und behaupten dagegen, daß unſre Seelen von einem allgemeinen Geiſte, der die ganze Natur belebt, entſprungen ſind, und nach ihrer Trennung vom Körper zu eben dieſen Geiſt — wie die Flüße, wenn ſie ihren Lauf vollendet, ſich ins Meer ſtürzen — zurückkehren. — Sie rufen keine Gottheit an, und haben weder Tempel noch Gottesdienſt unter ſich eingeführt. Ihre Religionsübungen beſtehen (wenn man ſie ſo nennen kann) in einigen Gebräuchen zum Gedächtniß ihrer Väter und nächſten Anverwandten. Der Selbſtmord wird von ihnen für eine Heldenthat gehalten, hauptſächlich, wenn jemand dadurch einer Schande oder Sclaverey entgehen kann.

Ueberhaupt ſtimmen die Grundſätze dieſer Philoſophen mit den der Sintoiſten in den

Digitized by Google

meiſten Stücken überein. Nur findet man doch in der Religion der Philoſophen nicht ſo viel Abgeſchmacktheiten, wenn ihr gleich noch viele ankleben, die wir aber hier mit Stillſchweigen übergehen.

Hoffentlich wird es unſern Leſern angenehm ſeyn, wenn wir es wagen, noch kürzlich eine zuverläßige Nachricht von der erſten Einführung, Fortgang und gänzlichen Ausrottung der chriſtlichen Religion in Japan, zu geben. Ohngefähr ums Jahr 1552, nachdem dieß Land vor kurzen durch die Portugieſen entdeckt war, geſchahe es, daß einige Jeſuiten Gelegenheit fanden, in das Reich zu kommen. Dieſe Jeſuiten ſchmeichelten ſich bald bey den Reichen und Vornehmen, durch ihre Geſchicklichkeit in den Wiſſenſchaften, durch mancherley Erfindungen aſtronomiſcher Inſtrumente und andere europäiſche Seltenheiten, ſo ein, daß ſie ſich ihnen faſt ganz unentbehrlich machten. Der Erfolg ihrer Bemühungen war ſo erwünſcht, daß die japaniſche chriſtliche Kirche innerhalb dreißig Jahren eine überaus große Menge Neubekehrte zählte, unter welchen ſich verſchiedene Jcatas, oder kleine Könige befanden. Das gemeine Volk ſonderlich, das von Natur alles was Neu iſt, liebt, und überdem von der chriſtlichen Moral gerührt wurde, ergriff dieſe Lehre mit dem größeſten Eifer. Ueberhaupt ſchien alles zu dem Fortgange der Arbeiten der Miſſionairs zuſammenzukommen, und man hatte Urſach,

ſich,

ſich, wegen der glücklichen Geſinnung des Volks und der Regierung, zu verſprechen, daß ganz Japan bald würde bekehrt ſeyn. Allein die Geſtalt der Sachen wurde unvermutherer weiſe bald verändert. **Taikoſama**, der ſich mit Gewalt des Reichs bemächtigte, nachdem der Kayſer **Nobunanga** eines gewaltſamen Todes ſtarb, und deſſen Söhne von der Herrſchaft durch den Taikoſama ausgeſchloſſen, war ein Fürſt der in der Abgötterey erzogen worden. Dieſer wurde durch die ſchleunige Ausbreitung des Chriſtenthums aufmerkſam, fieng an, dieſe Neuerung für ſchädlich zu halten, weil ſie mit den landesüblichen Religionen nicht beſtehen könne, und alſo Uneinigkeiten im Staate ſehr leicht verurſachen könne.

Anfänglich ſtellte er ſich, als wenn er den Chriſten gewogen wäre. Allein im Jahre 1586 gab er einen Befehl heraus, worinn den Japanern durchaus verboten wurde, die Religion der Väter, d. i. des Chriſtenthums anzunehmen. Hierauf fieng man an, die Chriſten zu verfolgen und zu quälen, und die Geſchichtſchreiber melden, daß im Jahr 1590 über zwanzig tauſend Menſchen elendiglich ſind hingerichtet worden.

Kämpfer hat ſich hierüber weitläuftig ausgelaſſen. Er führt noch zu den politiſchen Urſachen, welche den Käyſer bewogen haben, die Chriſten zu unterdrücken, andere an, die uns ſehr glaublich vorkommen. Kämpfer meint,

Digitized by Google

daß die ausſchweifende und unvorſichtige Aufführung der Miſſionair ſehr vieles dazu beigetragen habe, ihren Untergang zu befördern. Zuerſt giebt er ihnen einen gewiſſen Geiſt der Herrſchſucht und der Unverträglichkeit ſchuld. Sie predigten mit Ungeſtüm wider die Landesreligion, zerbrachen die Götzen und Tempel, welches die Bonzen ſehr beleidigte. Einen andern Fehler, ſagt Kämpfer weiter, begiengen die portugieſiſchen Kaufleute und Geiſtlichen dadurch, daß jene ſich durch ihren unerſättlichen Geiz und Wucher den Haß der Japaner zuzogen, und dieſe ſich von der Einfalt und Beſcheidenheit der erſten Miſſionair, zu ſehr entfernten. „Diejenigen, dieß ſind die eignen Worte unſers Schriftſtellers, welche an der Spitze der Cleriſey waren, hielten es für unanſtändig, allezeit, nach dem Beyſpiele Jeſu und ſeiner Jünger, zu Fuße zu gehen: ſie waren nicht damit zufrieden, ſich in Sänften herumtragen zu laſſen, und die Pracht des Pabſtes und der Cardinäle nachzuahmen. Sie ſchätzten ſich nicht nur den Vornehmſten im Reiche gleich, ſondern — ſie glaubten vielmehr, daß ihnen ein höherer Rang gehörte. Es ereignete ſich einmal, ſagt Kämpfer weiter, daß ein portugieſiſcher Biſchof einen Staatsrath unter Weges antraf, der nach Hofe gieng. Der ſtolze Biſchof ſtieg, nach Landesgebrauch, nicht aus ſeiner Sänfte, um dieſen vornehmen Herrn ſeine Ergebenheit zu bezeigen; vielmehr befahl er ſeinen

nen Sänftenträgern mit einer ſtolzen Miene fort und dem Herrn vorbey zu gehen. Ein ſo unvernünftiges Betragen, das der Sanftmuth und Erniedrigung ſo ſehr entgegen war, die dieſem Herrn doch zukam — zudem da die Portugieſen einen anſehnlichen Theil ihres vorigen Anſehns verlohren hatten — mußte allerdings gefährliche Wirkungen nach ſich ziehen. Der Staatsrath, über eine ſolche öffentliche Beleidigung entrüſtet, faßte ſogleich einen tödlichen Haß gegen die Portugieſen, und entwarf dem Kayſer von dem Stolze und der Eitelkeit dieſer Nation ein ſcheußliches Bild; welches denn auch den Unwillen des Kayſers ganz rege machte *)".

Es wurden gegen die Chriſten verſchiedene blutige Geſetze, aber zu verſchiedenen Zeiten, gegeben.

*) Kämpfer ſcheint, meiner Meynung nach, die Urſachen ſehr richtig angegeben zu haben, die den ſchleunigen Fall des Chriſtenthums befördert. Man weiß, wie viele Unvorſichtigkeit die Mißionärs bey ihren Amtsgeſchäften begehen: wie viele Ungeſchicklichkeit ſie gemeiniglich beſitzen, wovon ſie doch ſchlechterdings frey ſeyn ſollten. Ganz ſicher war der Stolz der Geiſtlichkeit, nachdem ſie der chriſtlichen Religion wichtige Vortheile verſchaft hatten, Urſache, daß ſie wieder unterdrückt wurde. Lehrer der geheiligten Religion Jeſu, die ſelbſt ein ſo unchriſtliches Leben führten, wurden vom Kayſer billig gegeißelt: Aber gegen alle Chriſten ſo zu wüthen, wie geſchehen iſt, war unmenſchlich.

Digitized by Google

gegeben. Die gröſseſte Verfolgung aber muſsten die Chriſten erdulden unter der Regierung des *Toroguſana*. Dieſer Fürſt wird einmüthig, von den Schriftſtellern, als ein Mann von barbariſcher Grauſamkeit und viehiſchen Leidenſchaften vorgeſtellt. **Charlevoix** erzählt vieles von ſeinen Grauſamkeiten. Wir wollen ihn hier einen Augenblick erzählen laſsen. „*Toroguſana*, ſagt er, fand ein groſses Vergnügen darinn, zarte Jungfern, und Frauen vornehmer und angeſehener Männer ganz nackend an öffentlichen Orten aufſtellen, und den Henkern Preis geben zu laſsen. Dieſe warfen ſie, wenn ſie ihre viehiſche Brunst geſtillt hatten, ins Feuer oder ſchlugen ihnen den Kopf ab. Andere wurden auf Befehl dieſes unmenſchlichen Tyrannen gekreuzigt, und viele Tage lang erſchrecklich gemartert: man ſägte nemlich dieſen armen Leuten mit ausgezackten Stöcken die Beine entzwey, hielt ihnen mit Schwefel gefüllte Röhre, welche man nachher anzündete, vor die Naſe, und ließ ſie den Dampf davon einhauchen. Noch andere wurden in verborgene düſtere Gruben geworfen, die voll von Schlangen und ſtinkenden Materien waren, oder man hieng ſie über dergleichen Gruben bey den Beinen auf. Mehrere Beyſpiele von Grauſamkeiten anzuführen — halten wir für überflüßig: wir ſelbſt können es nicht ohne Grauſen beſchreiben!

Seit dem Jahre 1622 iſt die chriſtliche Religion aus dem Reiche verbannt, und im Jahre

Jahre 1637 kam das Verbannungsedict heraus, wovon die Hauptartikel folgende waren:

a) Es ſollte kein japaniſches Schiff fernerhin mit fremden Nationen Handel treiben, und kein kayſerlicher Unterthan ſollte bey Todes-Strafe aus dem Lande gehen.

b) Wer einen catholiſchen Prieſter ausfündig machen könnte, ſollte dafür fünfhundert Schuits *) Silber erhalten.

c) Wer ſichs beygehen ließe, das Chriſtenthum fortzupflanzen, oder den abſcheulichen Namen eines Chriſten beyzubehalten, ſollte in ein öffentliches Gefängniß geſetzt werden.

d) Die ganze Portugieſiſche Nation ſollte auf ewig aus dem Reiche verbannt ſeyn.

e) Derjenige, der es wagen würde, aus fremden Ländern einen Brief ins Reich zu bringen, ſollte mit ſeiner ganzen Familie hingerichtet werden. Ein gleiches Schickſal ſollten diejenigen haben, welche für einen ſolchen Uebelthäter um Gnade bitten würden **).

*) Fünfhundert Schuits machen nach unſrer Münze ohngefähr 3000 Reichsthaler.

**) Wir haben hier nur das Wichtigſte von der Pflanzung, dem Schickſaale u. ſ. des Chriſtenthums in Japan erzählt, und erwähnen nur noch, daß viele Catholiſche Schriftſteller von der gemachten Beſchreibung abgehen. Kämpfer hat ſich über das, was das Chriſtenthum betrift, weitläuftig eingelaßen, und wir finden alle Urſachen, ihm in ſeinen Behauptungen und Erzählungen beyzupflichten.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Von der Lebensart, Sitten und verſchiedenen Gebräuchen der Japaner.

Vielleicht findet man im ganzen Morgenlande kein Volk, das, in Anſehung des Eſſen und Trinkens mäßiger wäre, als die Japaner. Sie genießen wenig oder gar kein Fleiſch der vierfüßigen Thiere. Dieſe Enthaltſamkeit rührt von den religiöſen Begriffen einiger Secten her, die es für höchſt gefährlich und unmenſchlich halten, das Fleiſch ſolcher Thiere zu eſſen, die ein Leben gehabt haben. Die Hauptſpeiſe der Japaner beſteht indeſſen 1) aus Reis, den ſie am Feuer dicke werden laßen und hernach eine Art von Teig daraus machen, den ſie Statt des Brodts eſſen: 2) aus Wurzeln und Kräutern, die ſie allenthalben herſuchen; dieſe kochen ſie mit Salz im Waſſer, und machen eine Brühe daran: 3) aus Kuchenwerk von verſchiedener Sorte, das ſie aus ſchwarzen Bohnen, oder auch aus Wurzeln backen: endlich 4) aus Confect und Zuckerwerk, das aber ſehr hart, und mehr für die Augen, als den Geſchmack iſt.

Das vornehmſte Getränk bey ihren Mahlzeiten iſt der Thee. Dieſen nehmen ſie gleich nach dem Eſſen, oder auch wenn ſie müde und ſchwach ſind, in ziemlicher Quantität zu ſich.

Neben dieſem Tranke haben ſie auch noch andre Sorten, welche aus Weizen, Reis und Pflanzenſaft gemacht werden. Dieſer ſtarken Getränke bedienen ſich die Mannsperſonen nur bey außerordentlichen Fällen, als bey großen Gaſtereien u. ſ. w. Dem Frauenzimmer aber bleibt es allzeit unterſagt, dergleichen zu ſich zu nehmen.

Wenn jemand ein großes Gaſtmal anſtellt; ſo will der Gebrauch, daß er jedem Gaſte eine beſondre Tafel giebt. Dieſe Tafeln ſind gemeiniglich niedrig, weil jeder beym Eſſen auf ſeinen Füßen auf der Erde ſitzt. An den Tiſchen bemerkt man die gröſte Sauberkeit und Reinlichkeit; und man muß geſtehen, daß kein orientaliſches Volk bey den Mahlzeiten mehr auf Zierlichkeiten ſieht, als eben unſere Inſulaner. Teller und Schüſſel ſind allzeit mit Blumen beſtreut, und kein Vogel wird aufgetragen, den man nicht vorher den Schnabel und Füße vergülde. — Bey den Feten überlaßen ſie ſich allen Arten von Luſtbarkeiten, als dem Tanzen, Maſqueraden, Comödien und der Muſik. — Nach der Mahlzeit beluſtigen ſie ſich mit Theetrinken, Abſingung gewiſſer Lieder, geben ſich einander Rätzel auf u. d. gl. m.

In Anſehung der Beſuche beobachten die Japaner eben das Cerimoniel, als die Chineſer. Eben die Umſtände, welche dieſe ſowohl beym Empfang als beym Abſchiednehmen, Niederſetzen, machen, beobachten die Japaner im

nämlichen Grade. Wer in Japan einen andern beſucht, muß mit einem Rock von ſchwarzen Atlaß bekleidet ſeyn, den er über ſeine andere Kleider zieht, und für ihn gerade das iſt, was für uns die Ueberröcke. Dergleichen Röcke nun ſtehen bey ihnen in großem Werth. Sie machen ſich mit denſelben einander Geſchenke, und ein ſolches Geſchenk wird gewöhnlich mit vielen Ceremonien überbracht. Sie werden auf einem großen Becken getragen: und man hält es für eine große Gnadenbezeugung, wenn ein Vornehmer einem Geringen ein dergleichen Geſchenk übermacht.

Die Japaner kleiden ſich gröſtentheils wie Chineſer, aber doch etwas manierlicher und reinlicher. Ihre Tracht beſteht aus einigen Unterröcken, über welche ſie einen langen Ueberrock tragen, der bis auf die Knöchel herabgeht. Dieſe werden mit einer breiten Binde von Seide umfaßt, welche die Bruſt umſchließt, und an der man einen Säbel oder Dolch befeſtigt. Sie tragen weite Beinkleider, die ihnen bis auf die Waden herabhangen. — Das gemeine Volk trägt einen Rock der nur bis auf die Knie geht. Die Handwerksleute, Träger und Tagelöhner pflegen während der Arbeit ihre Kleider auszuziehen, damit der Schweiß nicht eindringe. Weder im Sommer noch im Winter bedecken ſie ihren Kopf, ohngeachtet ſie ihn über und über beſcheren, aber doch nach Chineſiſcher Art einen Zopf ſtehen laßen. Um ſich aber gegen die

Sonne

Sonne und den Regen zu decken, tragen die Vornehmern einen Schirm in der Hand; oder, wenn ſie vermögend genug ſind, ſo laßen ſie ihn durch einen Bedienten übern Kopf halten.

Die Kleidung der Frauensperſonen iſt von der der Männer nicht ſehr unterſchieden, nur daß ſie Statt weitere Beinkleider ganz enge tragen, und überhaupt ihre Kleidung weit feſter am Leibe anliegt. Gemeiniglich haben ſie eine ſchwarze Kappe über dem Kopfe, unter der ihre Haarlocken in Knoten herabhangen. Dieſe ſowohl als der Hauptſchmuck der vornehmen Weiber, ſind mit Federn, Blumen, Perlen, nach Beſchaffenheit ihres Standes, durchflochten; laßen ſich aber ſelten anderwärts, als nur von denen, die zu ihrer Familie gehören, ohne eine Kappe über dem Geſichte ſehen. — Indeſſen lebt das japaniſche Frauenzimmer ſehr eingezogen, nimmt ſelten Beſuche von Mannsperſonen an: und wenn es auch zuweilen geſchieht; ſo bedecken ſie das Geſicht, und oftmals den ganzen Leib, mit einem Schleier. Selten gehen ſie aus: und wenn ſie ausgehen; ſo haben ſie immer eine ſtarke Begleitung bey ſich. Meiſtens werden ſie, nebſt dem Frauenzimmer von ihrem Gefolge, in Norimons getragen. Gehen ſie aber zu Fuße, welches doch ſelten geſchieht; ſo werden ſie von ſehr vielen Weibern begleitet. Einige tragen das Zuckerwerk von allerley Art, andere Sonnenſchirme und Fächer, noch andere tragen die Pantoffeln

und

und Schnupftücher ihrer Gebieterinn. Uebrigens wollen wir hier noch anmerken, daß die Japanerinnen ſich vor Perſonen von Stande, allzeit niederſetzen, und wenn ſie jemand grüßen, ganz gerade zu ſtehen pflegen. Ihre Zähne und Nägel ſtreichen ſie ſchwarz an, und laßen leztere gerne ſehr lang wachſen.

Bey den Heyrathen äußern die Japaner viel Charakteriſtiſches. — Die Weiber bringen kein Erbgut mit, ſondern werden vielmehr ihren Eltern oder Anverwandten abgekauft; nur mit dem Unterſchiede, daß, ſo lange die Hochzeitfeyerlichkeiten währen, die Eltern oder Anverwandten ihnen beträchtliche Geſchenke machen, die aber doch von dem neuen Paar mit vielen Complimenten zurückgeſandt oder erwiedert werden. Ein Vater alſo hält ſich für reich und glücklich, wenn er viele und ſchöne Töchter hat. Ein Hauptzug des Temperaments der Japaner iſt die Wolluſt, wozu beyde Geſchlechter gleich ſtark incliniren, ſo daß die Eltern manchmal genöthigt ſind, ihre Töchter im zwölften dreyzehnten Jahre, zuweilen auch noch eher, zu verheyrathen. — Die Anwerbung, der Ehekontract und andere vorläufige Cerimonien, werden durch andere, und gewöhnlich durch die Anverwandten beyder Partheyen, in Ordnung gebracht.

Es iſt den Männern nach den japaniſchen Geſetzen erlaubt, viele Weiber zu nehmen, unter welchen die erſte mit dem Titel Frau beehrt

wird,

wird, und das Recht hat mit ihrem Manne zu ſpeiſen. Die andern aber, ſind eigentlich weiter nichts als **Beyſchläferinnen**, die zugleich gehalten ſind, der **rechtmäßigen Frau** aufzuwarten *). Ueber dieſe Concubinen hat der Mann eine faſt unumſchränkte Herrſchaft. Er darf ſie nach Belieben, wenn ſie ihm nicht länger anſtehen, fortjagen, ohne die geringſte Rechenſchaft von ſeinem Verfahren ablegen zu dürfen. Geben ſie ihm auch nur die geringſte Urſache zur Eiferſucht; ſo kann er ſie hinrichten laßen. Ohne alle Widerrede aber müſſen ſie eines harten Todes ſterben, wenn ſie wirklich in Untreue ergriffen werden.

Das Brautpaar holt man gewöhnlich des Morgens ganz früh ab, und ein jedes von ihnen, wird auf einen beſondern Wagen geſetzt, welcher von Pferden oder Ochſen gezogen wird. Man führt ſie aus der Stadt unter dem Klange verſchiedener Inſtrumente auf einen Hügel, auf den die Cerimonie vor ſich gehen ſoll. Der Kutſche des Bräutigams folgen verſchiedene Wagen mit den Kleidern, dem Hausgeräth und andern Sachen, die für die Braut beſtimmt ſind. Sobald die Braut am Fuß des Hügels angekommen iſt; ſo ſteigt ſie aus ihrem Wagen heraus; dieß thut auch der Bräutigam: aber beyde

*) Die Kinder, die mit den Beyſchläferinnen gezeugt werden, haben an der väterlichen Erbſchaft einen kleinen Antheil.

Digitized by Google

beyde gehen durch verſchiedene Wege auf den Berg. Die Verwandten, Muſikanten und andere Zuſchauer folgen ihnen nach. So bald nun der ganze Tros oben auf dem Berge iſt; ſo ſtellen ſie ſich alle in Ordnung, ſo daß die Verwandten hinter der Braut und die Muſikanten hinter den Bräutigam zu ſtehen kommen. Die erſten ſtehen paarweiſe unter Sonnenſchirmen, welche von Bedienten gehalten werden: die Muſikverſtändigen aber ſtehen durcheinander, völlig ohne Ordnung, auf der andern Seite. Ein Theil von ihnen ſitzt, und läßt die Luft von mancherley angenehmen Tönen erſchallen: andere ſtehen und ſchlagen mit Stöcken an kupferne Kugeln, die an Ketten hangen und die man queer über an zwey Pfälen befeſtigt. Oftmals tanzen ſie auch nach dem Schall dieſer Inſtrumente.

Braut und Bräutigam halten eine brennende Fackel oder Lampe in ihren Händen, während der Bonze die Trauung verrichtet. Hierauf wünſcht dann die ganze Geſellſchaft dem neuen Ehepaar Glück: die Braut aber wirft alle ihre kindiſche Spielſachen ins Feuer, und empfängt die Geſchenke aus den Händen ihres Geliebten. Nach dieſen Cerimonien führt man die Braut zurück in das Haus des Bräutigams, welches, nach Beſchaffenheit ſeines Standes aufs beſte ausgeſchmückt iſt. Junge Leute die Blumenkränze tragen, pflanzen Fahnen vor das Haus, und auf dem Gibel deſſelben, und beſtreuen

ſtreuen alle Zimmer mit Blumen. Die Luſtbarkeiten dauern gemeiniglich ſieben bis acht Tage: und man kann nicht ſagen, daß es ihnen bey der Gelegenheit an Muſik, Tanz, Comödien u. ſ. fehlet. Und um alles recht munter zu machen, laßen ſie die ſtarken Getränke herbey holen, um die Köpfe recht lebendig zu machen.

Wenn dieſe Luſtbarkeiten vorbey ſind; ſo wird der jungen Frau ihr Zimmer angewieſen, worinnen ſie ſich beſtändig aufhalten muß, und jährlich etwa einmal herausgelaßen wird. Niemand bekömmt ſie zu ſehen, es möchte denn jemand von ihren nächſten Anverwandten ſeyn: und doch geſchieht dieß ſelten. Es iſt in der That ganz unglaublich, wie ſtrenge die Frauen der Vornehmen gehalten werden. Und alles Vergnügen was ihnen das eheliche Leben noch verſchafft, beſteht darinn, daß ſie gute Ordnung erhalten, ſich durch ſchmeichelhafte Verſuche die Gunſt ihrer Männer verſchaffen, und durch ihre Schwangerſchaft und Fruchtbarkeit ihren Gemahl aufgeräumt machen *).

Uebri-

*) Frägt man die Japaner, warum ſie ſo barbariſch umgehen, ſie ſo einmauern und in ſo ſtrenger Verwahrung behalten? ſo antworten ſie mit einer ernſthaften Miene: daß ſie durch die Noth dazu getrieben würden. Zwar hätten ſie ihren Weibern vor Zeiten mehr Freyheiten verſtattet; allein es wären damit ſo ſchreckliche Begebenheiten verbunden geweſen, daß ſie in die Nothwendigkeit wären verſetzt geworden, ihre Weiber einzu-

Digitized by Google

Uebrigens müſſen wir hier noch bemerken, daß die Japaner ſich nie auſſer ihren Stand verheyrathen. Ein Prinz vermählt ſich mit einer Prinzeſſinn u. ſ. w. Doch gilt dieß nur von den Weibern vom erſten Range.

Ein ander Feſt, welches bey den Japanern feyerlichſt begangen wird, iſt dasjenige, welches ſie zu Ehren ihrer verſtorbenen Anverwandten feiern. Bey dieſen jährlichen Feſtlichkeiten kommen alle Anverwandte des Verſtorbenen in dem Hauſe des Oberhaupts der Familie zuſammen, aus welchem ſie, nach einer Bewirthung unter Muſik und Geſängen, unter großen Cerimonien zu den Gräbern ihrer Todten gehen, die gemeiniglich ziemlich weit von der Stadt entfernt liegen. Bey dieſer Gelegenheit tragen einige die Wapen und Fahnen ihrer Vorfahren voraus, und einige haben in ihren Händen Fackeln. Hier finden ſie ein Gaſtmal für ſie zubereitet, wobey ſie die Verſtorbenen mit einladen. — Kämpfer berichtet uns, daß bey ſolchen Feſttagen allemal zum Ruhme des Verſtorbenen gebundene und ungebundene Reden gehalten, Geſchenke für den Verſtorbenen gebracht würden, die aber die

Bonzen *)

einzuſchränken, und ſie, wie ſie itzt thäten, zur Arbeit anzuhalten. In Anſehuug der Frauenzimmer-Geſchäfte könnte es bey uns auch etwas beſſer eingerichtet ſeyn.

Bonzen *) immer in Empfang nähmen, um damit nach Gutbefinden zu verfahren. Die Feſtivitäten währen einige Tage lang, in welcher Zeit ſorgfältig dahin geſehen wird, daß es den Gäſten, beydes an Speiſen und ſtarken Getränken nicht mangle; und wenn alles vorbey iſt, ſagt Froes; ſo kehren ſie in eben der Ordnung in die Stadt zurück, in welcher ſie herausgekommen ſind, machen mit ihren Trommeln und andern Inſtrumenten vor jedem vornehmen Hauſe und Tempel, dem ſie vorbeygehen, einen gewaltigen Lärm. Die Begräbniße werden faſt alle gleich prächtig vollzogen: nur kann man dabey noch merken, daß wenn ein Prinz oder ſonſt ein großer Herr ſtirbt, gemeiniglich zehn oder

*) Dieſe Herrn verſtehn die Kunſt meiſterlich dem Volke das Geld abzuſchwatzen. Dieſe wenden ſie auch an bey der Begebenheit der jährlichen Begräbnißfeyerlichkeiten. Sie ſtellen den Zuſtand des Verſtorbenen unter dem ſcheußlichſten Bilde vor, um für dieſe den Beyſtand der Lebendigen auszuwürken: ja ſie würken ſo gar Wechſelbriefe für die Verſtorbenen aus, um dadurch die Freyheit von einer ſchrecklichen Dienſtbarkeit unter der Bothmäßigkeit eines ungezogenen Teufels, oder ihnen ein beßres Quartier zu verſchaffen, oder die böſen Geiſter zu vertreiben, die ihre Reiſe dahin verhindern. Der Pöbel iſt dum und einfältig genug, das alles für wahr zu halten, was ihnen die Bonzen vorplaudern, und giebt alles willig her, was zur vermeinten Erleichterung der Verſtorbenen dienen kann.

Digitized by Google

oder zwanzig junge Leute ſeines Hauſes, beſonders diejenigen, welche er vorzüglich geliebt hat, ſich einfinden, und ihrem Leben da, wo der Verſtorbene begraben oder verbrannt wird, freywillig ein Ende machen. — Caron meint, daß dieß unter den jungen Leuten etwas ſehr gewöhnliches ſey, und daß ſie ſich bey ihrem Herrn eidlich verbänden, im Fall er ſterben ſollte, ihm in die andre Welt zu begleiten. — Die jungen Leute thun dieß bloß darum, um ſich bey ihren Herren einzuſchmeicheln, und ihnen ſagen zu können, daß ſie in allen Stücken und Gelegenheiten bereit wären, ihr Leben für ſie aufzuopfern. —

Die Japaner halten dafür, daß ihr Schickſal in der andern Welt von der Pracht abhange, die bey ihren Begräbniſſen getrieben wird. Und dieß iſt denn Beweggrund genug für die Hinterlaßenen, alle Koſten auf das Begräbniß ihres Verſtorbenen zu verwenden *). Unter den Vornehmen wird der Leichnam, welcher ungemein prächtig gekleidet iſt, in einer Staatsſänfte getragen, die aus Cedernholz verfertigt und ſehr künſtlich gearbeitet iſt. Der Pater Char-

*) Dieſer Aberglaube hat ſeinen Grund in den religiöſen Ideen der Japaner. — Es iſt unglaublich, wie ſehr manche, beſonders wenn in der Familie häufige Todesfälle ſich einfinden, ihren Beutel erſchöpfen, und bis an den Bettelſtab gebracht werden.

Charlevoix (mit dem Kämpfer und andre übereinſtimmen), mag hier erzählen, wie die Reichen beerdigt werden.

„Zuerſt, ſagt er, läßt ſich eine Reihe Weiber ſehen, die theils Anverwandte oder gute Freundinnen des Verſtorbenen geweſen ſind: dieſe ſind in weiſſen baumwollenen Zeugen ſehr koſtbar gekleidet, und haben das Geſicht mit einem Schleier umhüllt. Nach dieſem Zuge erſcheinen die männlichen Anverwandten, aber zu Fuße, welche gleichfalls ſehr gut gekleidet ſind. Hierauf folgt ein Haufen Bonzen, vor welchen ihr Oberer in einer Sänfte hergetragen wird. Die Mönche haben bey dergleichen Gelegenheiten eine Gattung von Ueberrock, über dem ſie einen ſchwarzen Mantel tragen, der auf der Erde nachſchleppt. Einer von den Bonzen ſchlägt unaufhörlich auf ein kupfernes Becken, welches wie eine Pauke gemacht iſt, die übrigen aber ſtimmen Lieder zum Lobe des Gottes **Amida** an. — Dann erblickt man Leute, die an der Spitze einer langen Picke einen Korb von Pappe, mit Blumen gefüllt, tragen. Wenn ſie dieſe Picken ſchütteln, ſo fallen einige Blumen aus dem Korbe, wodurch angezeigt wird, daß die Seele der Verſtorbenen im Himmel iſt. Sobald die Anweſenden dieß Schütteln der Picken ſehen: erheben ſie ein Freudengeſchrey, und rufen gemeinſchaftlich aus, daß die Seele des Verſtorbenen in den ſeeligen Wohnungen ſey.“

„Hinter dieſen Leuten gehen acht junge Bonzen, welche lange umgekehrte Stäbe tragen, wovon das unterſte Ende mit einer kleinen Fahne geziert iſt, worauf der Name der vornehmſten Gottheit derjenigen Secte ſteht, zu welcher ſich der Verſtorbene bekannt hat. Gleich auf dieſe folgen noch zehn andere Bonzen, welche die Wapen und Fahnen der Verſtorbenen tragen, und auch zum Theil auf Inſtrumenten ſpielen. Alsdann kommt eine große Menge von Leuten, welche grau gekleidet ſind, auf deren Kleidung man den Namen des Götzen leſen kann, zu deſſen Religion er ſich bekannt hat.

Endlich folgt der Leichnam, der in einem prächtigen Norimon von vier Männern getragen wird. Der Todte ſitzt darinn auf ſeinen Ferſen, mit unbedecktem Angeſicht, mit gefaltenen oder kreuzweiſe über die Bruſt gelegten Händen, in der Stellung eines Betenden. Ueber ſeine Kleider hat er einen von den papiernen *) Röcken, worinn alle Fromme gerne ſterben mögen. Die vornehmſten Stücke ihrer Religion ſind darauf vorgeſtellt, und überdem ſchreibt man noch geheimnißvolle Zeichen darauf, die zum Freypaß in den Himmel dienen. — Die Kinder des Verſtorbenen, es verſteht ſich, wenn er welche hat, umringen die Leiche in den

ſchönſten

*) Wir haben oben von den papiernen Röcken und dem Handel, den die Bonzen damit treiben, das Nöthigſte geſagt.

ſchönſten Kleidern, nicht anders als an dem freudigſten Tage. Das jüngſte Kind iſt verbunden, die Fackel zu tragen. Der Ort, wo der Körper niedergeſetzt wird, iſt ein mit Mauren umgebenes Feld. Die Mauren werden mit ſchwarzem Tuche behangen, eine Farbe die bey den Japanern nichts Trauriges anzeigt. In der Mitte dieſes Feldes hat man eine Grube gemacht, von deren Boden ſich ein Scheiterhaufen erhebt. Zu beyden Seiten des Scheiterhaufens ſtehen zwey Tiſche; der eine iſt mit verſchiedenen Sorten von Erfriſchungen beſetzt, und auf dem andern ſteht eine Rauchpfanne.

So bald der Zug ins Feld hereingekommen iſt, ſetzen die Bonzen den Leichnam und den Norimon auf den Scheiterhaufen. Das Oberhaupt der Bonzen nähert ſich dem Scheiterhaufen, und nimmt die Fackel, geht dreymal um denſelben herum, und weiht ihn gleichſam ein. Nachdem er einige Gebete hergeſagt, giebt er die Fackel demjenigen, der ſie gegeben hat, zurück. Hierauf wird der Scheiterhaufen an verſchiedenen Orten von den Bonzen in Brand geſteckt."

Die vorhin erwähnten jungen Leute, reiſſen ſich alsdann, nachdem ſie mit anſcheinender Freude von ihren Anverwandten Abſchied genommen haben, mit eigenen Händen die Bäuche auf, werden von andern auf den Scheiterhaufen hingeſchleudert, um ihrem Herrn in jene Welt nachzufolgen.

Digitized by Google

Die ganze Cerimonie endigt ſich mit einer prächtigen Gaſterey, und es fehlt dabey nie an Leckereyen — Fleiſch, Fiſche und Flügelwerk ausgenommen — mancherley Arten von Getränken u. ſ. Die Söhne und nächſten Anverwandten des Verſtorbenen beſchäftigen ſich, während die Geſellſchaft ſichs wohlſchmecken läßt, mit Entrichtung der Leichenkoſten, Scheiterhaufen, Opfergebühren, Lampen, Gummi, Muſik an die Bonzen. — Den Tag darauf begeben ſich die Söhne, Verwandten und Freunde des Todten an eben denſelben Ort; ſie ſammeln die Aſche, und verſchließen ſie in eine vergüldete Urne, die ſie mit einem reichen Tuche bedecken, und ſie ſogleich an den Ort niederſetzen, an dem ſie ſieben Tage lang ſtehen bleiben muß: in dieſer Zeit beten die Bonzen ſehr fleißig um die Urne herum. Sobald dieſe ſieben Tage verfloſſen ſind, wird die Urne von der Familie abgeholt und ſorgfältig aufbewahrt. Meiſtentheils ſetzt man ſie auf ſteinerne Fußgeſtelle, auf welchen man den Namen des Verſtorbenen und den des Götzen, zu deſſen Religion er ſich bekannt hat, ſchreibt. Nach Verlauf von ſieben Monathen, und dann nach ſieben Jahren erweißt man den Verſtorbenen eben die, bisher beſchriebenen, Ehrenbezeugungen.

Es iſt nöthig hierbey die Anmerkung zu machen, daß Perſonen von geringer Abkunft kein ſo prächtiges Leichenbegängniß anſtellen können. Sie ſind indeſſen aber doch verbunden,

Digitized by Google

den, die Bonzen und Anverwandten dazu einzuladen. Die eſten müſſen ſie für ihre Mühe und Arbeit hinlänglich bezahlen, und den letztern, nach ihrem Vermögen, eine Mahlzeit anfertigen. — Die Armen pflegen auch ihre Verſtorbenen gemeiniglich zu begraben und nicht zu verbrennen, woraus man alſo folgern kann, daß das Verbrennen keine allgemeine Gewohnheit iſt.

Viertes Kapitel.

Von der Sprache, und von den Künſten und Wiſſenſchaften der Japaner.

Nach Kämpfers Bericht, iſt die japaniſche Sprache, eine urſprüngliche Sprache, die von keiner andern orientaliſchen abſtammt. Sie hat aber doch mit der chineſiſchen einige Aehnlichkeit. Sie bedienten ſich beym Schreiben ehemals eben der Zeichen die in China üblich ſind. Indeſſen hat doch das Beſtreben der Japaner, ſich von der ſtolzen und eiferſüchtigen Nation zu unterſcheiden, ſehr wichtige Veränderungen in ihrer Sprache nach ſich gezogen; denn da die Chineſer ſich beſtreben, meiſt einſilbige Wörter zu gebrauchen; ſo haben die Japaner nicht nur eine weit größere Mannigfaltigkeit

Digitized by Google

keit von Wörtern eingeführt, ſondern ſie auch ſehr verlängert, weil ſie meinen, daß dadurch ein angenehmer Wohlklang entſtehe. — Die japaniſche Sprache iſt, überhaupt genommen, nicht allein zierlich, deutlich, angenehm, wohlklingend (worinn ſie nach Kämpfers Meynung vor der chineſiſchen einen großen Vorzug hat) und wortreich, ſondern ſie hat auch noch eine Menge von gleichgültigen Worten, die allemal der Natur der Sache, die ſie ausdrücken, angemeſſen ſind, ſie mag hoch oder niedrig oder vertraulich ſeyn. Auch ſchickt ſie ſich ſehr gut, für den Stand, Alter und Geſchlecht ſowohl desjenigen der redet, als auch desjenigen, mit welchem man redet.

Die Inſulaner ſchreiben, wie die Chineſer, mit einem Pinſel von der rechten nach der linken Hand; ſie gebrauchen eben die Dinte und Papier, uud führen ihre Jugend von den zarteſten Jahren dazu an, um geſchwind und ſauber ſchreiben zu lernen; und man darf ſich gar nicht darüber verwundern, wenn man Knaben von ſechs bis ſieben Jahren, als Meiſter in dieſer Kunſt ſieht.

Die vornehmſte Bemühung der Japaner geht meiſtens dahin, um ihre Sprache recht zu lernen, gut zu leſen, ſchön zu ſchreiben und verſtändlich zu reden. Die meiſten Schriftſteller verſichern, daß ſie in der Geſchichte ihres Landes, von den Geheimnißen ihrer Religion, von der Moral, Beredſamkeit, Dichtkunſt, Muſik,

Mah=

Mahleren und andern Künſten ziemliche Kenntniß beſäßen. Hierzu trägt die gute Einrichtung, die ſie unter ſich getroffen haben, ſehr vieles bey. Es iſt zuverläßig, daß die Japaner verſchiedene Univerſitäten angelegt haben, und von vielen Studenten beſucht werden. Die Univerſitäten ſind gewöhnlich ſehr reich. Die Aufſicht über dieſelbe iſt in den Händen der Bonzen, welche größeſtentheils von adelicher Herkunft ſind, und dieſe Lebensart erwählen, weil ſie entweder zum Studieren Luſt haben, oder es für das ſchicklichſte Mittel halten, um mit ihren ſchlechten Glücksgütern auszukommen. Was die Bonzen betrift, welche den Univerſitäten als Lehrer vorgeſetzt ſind; ſo verſichern die portugieſiſchen Miſſionairs, daß ſie, unter ihren andern Geiſtesfähigkeiten, ſolche Meiſter in der Redekunſt wären, daß es ihnen nie fehlſchlüge, den Zuhörern Thränen abzulocken, dafern ſie ihre Geſchicklichkeit anwenden wollten.

Es ſcheint nicht, daß die **ſpeculativen Wiſſenſchaften** in Japan zeither großen Fortgang gehabt. Sie haben nur eine ſehr leichte Kenntniß von der **Mathematik, Metaphyſik** und den andern Theilen der Philoſophie: daher auch ihre Achtung für dieſe Wiſſenſchaft ſehr geringe iſt *). Sie ſehen ſie vielmehr als einen Zeitver-

*) Die erſten Miſſionairs verſichern, daß der Zuſtand der Philoſophie und Mathematik vor ihrer Ankunft in Japan ſehr kläglich geweſen ſey;

Zeitvertreib für müßige Leute an, und verweiſen ſie in die Klöſter, wo man Zeit genug hat, ſich mit dergleichen Sachen zu beſchäftigen. Ihre Kenntniß des Himmels und der Beſchaffenheit der Erde iſt ſehr ſchlecht. Ehe die Europäer zu ihnen kamen, waren ſie ſo unwiſſend, daß ſie die ganze Welt in drey Haupttheile theilten, nemlich in Japan, China und Siam, das übrige aber hielten ſie für einen unerheblichen Anhang. Heutiges Tages ſind ſie doch in dieſem Stücke ganz andrer Meynung; und man weiß für ganz zuverläßig, daß ſie Weltcharten und auch beſondre Charten von ihren Ländern, unter ſich eingeführt haben.

Die Zeichen, um die Zahlen in der Rechenkunſt auszudrücken, fehlen ihnen. Sie bedienen ſich indeſſen zum Rechnen einer hölzernen Maſchine, mit etlichen gleichlaufenden Stäbgen belegt, woran kleine elfenbeinerne Kugeln angereihet ſind. Sie theilen, wie wir, den Thierkreiß in zwölf Zeichen, aber ſie geben ihnen andre Namen, als die Maus, der Ochſe, der

ſey; nachdem ſie aber von ihnen wären gelehrt worden; ſo hätten ſie darinn erſtaunend zugenommen, und wären zuletzt auch darauf ganz erpicht geworden. — Es ſteht dahin, ob dieſes Lob, daß ſich die Miſſionairs ſelbſt beylegen, gegründet iſt: denn wir haben es nirgends gefunden, daß die Japaner große Kenntniße in der Philoſophie hatten, und jemals gehabt haben.

Digitized by Google

der Tyger, der Haſe, der Drache, die Schlange, das Pferd, das Schaf, der Affe, der Hahn, der Hund und das Schwein. In Abſicht der Art die Zeit zu meſſen, theilen ſie den Tag in zwey Theile: der eine begreift die Zeit, zwiſchen der Sonnen Auf- und Untergang, und dieſer wird abermal in ſechs Theile getheilt: und die Nacht enthält ebenfalls ſechs dergleichen Theile; daher geſchieht es, daß, nach Beſchaffenheit der Jahrszeit, die Stunden länger oder kürzer ſind. Ihre Monathe haben acht und zwanzig Tage, und werden nach dem Monde gezählt; weil aber dieſe Rechnung nicht genau ſeyn würde; ſo berichtigen ſie ſolche durch eingeſchaltete Monde, die ſie in ihren Kalendern ſetzen: und von drey zu dreyen, zuweilen auch von zweyen zu zweyen Jahren, haben ſie ein Jahr von dreyzehn Monden. — Die Verfertigung des Kalenders wird den Geiſtlichen am Hofe des Dairi aufgetragen, und in Jeddo werden alle Kalender im ganzen Königreiche gedruckt.

Ungeachtet die Japaner in der Sternkunde unwiſſender ſind, als die Chineſer; ſo haben ſie doch nicht ſo pöbelhafte Vorurtheile, wodurch ſie die Leute bereden wollen, daß, wenn ſich eine Veränderung am Himmel ereignet, ſolche auch auf der Erde erfolgen müſſe. In China werden alle Luft- und Himmelserſcheinungen übel gedeutet; ſieht man eine Nebenſonne; ſo glaubt man, es würden zwey Kayſer

regieren.

regieren. Alles Neue, was man an dem Geſtirne entdeckt, wird als ein Zeichen des göttlichen Zorns wider den Fürſten und ſeine Miniſter angeſehen. Alsdann, wenn die Chineſer nur etwas unzufrieden ſind, ſieht man ſehr viele Schmähſchriften, und man redt von nichts, als von Aufrühren. Dieſer Urſache wegen iſt ohnfehlbar der kayſerliche Kalender von ſehr großer Wichtigkeit. So unwiſſend nun aber die Japaner in der Sternkunde ſeyn mögen; ſo geht ihre Unwiſſenheit doch nicht ſo weit, daß ſie politiſche Veränderungen argwohnen ſollten, wenn ſie Erſcheinungen am Himmel wahrzunehmen glauben.

Die Japaner haben in ihrer Chronologie verſchiedene Epochen. Die erſte und zugleich gewöhnlichſte nennen ſie Nin-o, ein Wort das ſo viel bedeutet, als ein großer und mächtiger Monarch. Und wegen des Nachdrucks fängt dieſe Epoche mit dem Sin-mu, ihrem erſten Käyſer an, der ſeine Regierung mit den ſechshundert und ſechzigſten Jahre vor Chriſti Geburt angetreten hat. Auf dieſe Art iſt unſer itziges 1777 Jahr bey ihnen das 2436 Jahr. Die zweyte Epoche heißt Nengo. Sie wurde vor Alters von den Chineſern erfunden, und iſt in Japan nicht eher als unter der Regierung ihres ſechs und dreyßigſten Käyſers eingeführt worden. Dieſer Zeitrechnung bedienen ſich die Mikaddo oder Käyſer bey ihren Manifeſten, Befehlen, Tagebüchern, Briefen und Kalendern.

dern. — Außer dieſen beyden haben ſie noch eine dritte, nach welcher ſie gewiſſe Cyclus oder Perioden von ſechszig Jahren unter ſich haben, die ſie von den Chineſern entlehnt.

Die Japaner beſitzen faſt gar keine Kenntniß von der Anatomie. Die Vorurtheile ihrer Religion erlauben ihnen nicht, weder Thiere zu tödten, noch todte Körper anzugreifen, daher es gar nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie ſich jemals in dieſer Wiſſenſchaft hervorthun werden. Hingegen legen ſie ſich ſehr ſtark auf die Botanik, und dieſer Theil der Arzeneykunſt iſt bey ihnen ſo beliebt, daß auch die Fürſten und Vornehmſten im Lande beſondern Fleiß darauf wenden. Viele haben beſondere Gärten zum Anbau der Kräuter beſtimmt. Sie haben ein Kräuterbuch, oder eine botaniſche Abhandlung, die weitläuftig genug für ſie iſt: denn ſie finden darinn die Abbildung von mehr als fünfhundert Pflanzen, die im Reiche wachſen, wobey die Eigenſchaft und Tugend jedes Krauts erklärt ſteht.

Bey uns Europäern ſind das Purgieren und das Aderlaßen die zwey allgemeinen Mittel, die einmal verdorbene Geſundheit wieder herzuſtellen. Die Japaner die dieſe Mittel nicht kennen, oder vielmehr nicht kennen wollen, gebrauchen an deren Statt zwey andre Mittel, nemlich die Nadel und das Feuer. Das eine, wider die Verſtopfungen, und wider angeſetzte Feuchtigkeiten, den zweyen Quellen

(nach

ihren Vorſtellungen) aller Krankheiten; das andre wider die Blähungen, als welche die heftigſten Schmerzen verurſachen. Hauptſächlich bedienen ſie ſich der Nadel, als eines ganz untrüglichen Mittels wider eine Colik, womit die Japaner ſehr beſchwert ſind, und welche durch den unmäßigen Gebrauch des Sacki, einer Art von Wein aus Reiß gemacht, verurſacht wird; inſonderheit, wenn man dieſes Getränk kalt trinkt. Außer den gefährlichen Zufällen, die ſich bey dieſer Colik einfinden, wird ſie auch eine Urſache, daß das Haar an den heimlichen Theilen ausfällt.

Die Nadeln, damit die Operation verrichtet wird, ſind entweder von dem feinſten Golde oder Silber, ohne die geringſten Schlacken und Zuſatz. Sie müſſen überaus dünne, fein poliert und ſcharf zugeſpitzt ſeyn, auch eine gewiſſe Stufe der Härte haben, die derſelben von dem Nadler durch die Bearbeitung, nicht aber durch eine Vermiſchung gegeben werden muß, um dadurch ihren Eingang und Eindringen in die Haut zu erleichtern. Ohngeachtet nun im Lande eine Menge Künſtler ſind, die dieſe Nadeln in ſchönſter Vollkommenheit verfertigen können; ſo darf doch niemand dieſelben verkaufen, als der vom Kayſer ein Privilegium dazu hat. — Ihre Form iſt willkührlich; allein meiſtentheils gleicht ſie den Griffeln, womit die Indianer ſchreiben. Die Art und Weiſe ſich dieſer Nadeln zu bedienen beſteht darinn, daß man mit

einem kleinen Hammer darauf klopft, aber ſachte und zu verſchiedenen malen, damit die Nadel durch die Haut nach und nach in den Kranken Theil hineingehe. Haben ſie dieſe Nadel durch die Haut gebracht; ſo drehen ſie dieſelbe ſo tief ins Fleiſch, als ſie es ſich vorgenommen, das iſt, bis ſie den Sitz des ſchädlichen Gifts erreicht, welches bey erwachſenen Perſonen ſelten unter einem halben Zoll, oder aber mehr als ein ganzer Zoll iſt. Wenn dieß geſchehen; ſo zieht der Chirurgus die Nadel wieder heraus, und drückt den operirten Theil mit dem Finger zu, damit die böſe Materie herausdringe. Die Geſchicklichkeit dabey beſteht nicht ſowohl, die Nadel gut hineinzuſtoßen, als den Ort des Schmerzes genau zu kennen, und wie weit das Inſtrument hineinkommen muß. — Man ſchreibt dieſem Mittel eine eben ſo geſchwinde als bewundernswürdige Würkung zu: und die Holländer, die den Nutzen davon eingeſehen, haben es eingeführt, und gebrauchen es in ihren benachbarten Colonien.

Das andre Mittel ſcheint erträglicher zu ſeyn; allein der Unterſchied des Climas hindert, daß man in Europa keinen Gebrauch davon macht. Man meint, daß dieß um ſo viel mehr zu bedauren ſey, weil es die Kraft habe, das fatale Podagra und Flüſſe zu heilen. Man ſtelle ſich eine Art von Baumwolle oder Flachs vor, davon man kleine längliche Knäule macht, die auf den kranken Theil gelegt und angebrannt

werden.

Digitized by Google

werden. Dieſer weiche Knauel giebt nur eine mäßige Hitze, die man eine geraume Zeit, ohne empfindliche Schmerzen, vertragen kann. Man beurtheilt aus der Beſchaffenheit der Narbe, was das Mittel für eine Wirkung thun wird. Zuweilen wiederholt man es, wenn es nöthig iſt, zum zweyten male, ja, nach Beſchaffenheit der Krankheit, zum dritten male. Dieſer Schmerz iſt mit dem nicht zu vergleichen, welchen die andern beiſſenden Mittel verurſachen. Man legt es nicht immer auf den ſchmerzhaften Ort, nicht einmal in der Nähe deſſelben. Man muß dabey ſehr behutſam verfahren, und viele Vorſichtigkeiten gebrauchen, worinn überhaupt die ganze Kunſt des Artztes zu beſtehen ſcheint.

Bey Magen-Schmerzen, giebt es Wund-Aerzte, die das Brennmittel auf den Schultern anbringen, und bey Seitenſtechen brennen ſie die Wirbelbeine des Rückgrades u. ſ. w. Der Patient ſitzt, nach morgenländiſcher Art, mit kreuzweis gelegten Beinen auf der Erde, und ſtemmt das Geſicht auf die Hände. Dieſe Operation iſt in Japan ſo gebräuchlich, daß faſt alle Leute beyderley Geſchlechts Narben auf den Rücken, ſo wie wir Zeichen vom Aderlaſſen auf unſern Aermen haben. Wir haben Leute, die ſich dieſes letzten Mittels bedienen, ohne krank zu ſeyn; und eben ſo findet man auch in Japan Leute, die ſich ſehr wohl befinden, wenn ſie das Brennmittel gebrauchen. Uebrigens ſieht man es hier als ein fürtrefliches Verwahrungs-

rungs-

Digitized by Google

rungsmittel wider alle Arten von Krankheiten. Kinder, alte Leute, Reiche und Arme, kurz, wer für ſeine Geſundheit Sorge trägt, läßt dieſe Operation aller ſechs Monate mit ſich vornehmen, ſo wie manche Leute unter uns ſich aus Vorſicht zwey, drey oder mehrmals jährlich zur Ader laſſen. Ueberhaupt iſt die japaniſche Nation von der Würkſamkeit dieſes Mittels ſo überzeugt, daß man ſo gar denjenigen, die zum Gefängniß auf Lebenszeit verdammt ſind, die Erlaubniß giebt, unter hinlänglicher Wache auszugehen, und ſich auf den Rücken mit dem **Moxa** brennen zu laſſen. Es iſt dieſes der Name dieſes cauſtiſchen Mittels. Man ſetzt ſeinen Urſprung in das höchſte Alterthum. Auch bey den Chineſern, und bey allen nach Japan handelnden Völkern, iſt es in gleichem Werthe. Es wird allenthalben verkauft, und auf den Gaſſen pflegt man die Art und Weiſe auszuſchreien, wie man ſich dieſes Brennmittels zu bedienen habe.

Die **Blattern** ſind in Japan auch zu Hauſe. Die Aerzte unterſcheiden dreyerley Arten von Blattern: die trockenen, die zuſammenfließenden, die Maſern. Dieſe Krankheit richtet hier viel Unheil an. Das gewöhnlichſte Mittel, den Kranken zu heilen, iſt, ihn in ein rothes Tuch zu wickeln. Wenn ein Prinz vom königlichen Geblüt damit behaftet iſt; ſo werden nicht allein ſeine Zimmer und Bette, ſondern auch alle, die ſich ihm nähern, in dieſer

Digitized by Google

ſer Farbe gekleidet. Die veneriſche Seuche iſt auf dieſer Inſul nicht unbekannt. Man nennt ſie nicht, wie bey uns: die franzöſiſche; ſondern ſie nennen ſie die **portugiſiſche Krankheit** *).

Die Chirurgie und die Apothekerkunſt, ſind hier keine beſondern Profeßionen, wie in Europa. Die Aerzte behandeln alle Theile der Kunſt, die das Leben und die Geſundheit des Menſchen angeht. Sie laſſen einen Bedienten mit einem Käſtchen voller Arzeneyen hinter ſich hergehen, woraus ſie nehmen, was jedwedem Kranken nöthig iſt, ihn entweder zu heilen oder ſo gleich zu befördern, ohne Hülfe des Wundarztes und Apothekers.

Die Japaner ſind der Poeſie, Muſik, Mahlerey und mechaniſchen Künſten, ſehr ergeben. Ihre Poeſie, verſichert der P. **Charlevoir**, hat beſondre Annehmlichkeiten, hauptſächlich glücken ihnen theatraliſche Stücke. Dieſe ſind in Handlungen eingetheilt, und jede Handlung in verſchiedene Scenen. Die Erzählung des Plans vom ganzen Stück ließt man im Prologus, und die Entwickelung geſchieht mit vieler Kunſt. Die Verziehrungen der Bücher ſind prächtig, und ſchicken ſich ſehr wohl zum Stücke: die

*) Und dieß aus der Urſache, weil die Japaner behaupten, daß die Portugieſen ihnen dieſe Seuche übern Hals gebracht haben.

die Zwiſchenſpiele beſtehen in Tänzen *) oder auch in luſtigen Poſſen. Charlevoix ſagt weiter, daß ſo wohl die tragiſchen als komiſchen Stücke viele fürtrefliche Moralen enthalten. Der Innhalt ihrer Trauerſpiele iſt größtentheils von einer Heldenthat ihrer berühmten Leute oder ihrer Heiligen hergenommen: die Schreibart ſolcher Stücke iſt groß und majeſtätiſch, ſtark im Erhabenen und im Wohlklange. Indeſſen geſteht doch Kämpfer, daß die Poeſie der Japaner eben ſo wenig als die der Chineſer von den Europäern mit Beyfall würde beehrt und verſtanden werden.

Die Dichtkunſt wird auch ſehr ſtark unter ihnen getrieben. Kämpfer gedenket einer berühmten Sammlung, Faku-nie-isju betitelt, das heißt, die Verſe der hundert Dichter. Dieſe Sammlung beſteht aus verſchiedenen Stücken von hundert Verfaſſern, die an dem Hofe des geiſtlichen Kayſers gelebt. Man findet in den Bibliotheken viel andre Bücher, nicht allein von der Dichtkunſt und Beredſamkeit, ſondern auch von der Geſchichte, Moral, Religions-

*) Dieſe Tänze ſollen nun freylich nach Carons Berichte nicht viel zu bedeuten, und für einen Europäer höchſt abgeſchmackt ſeyn. — Ueberhaupt ſcheinen die Tänze zwiſchen den Akten eines Stücks auch übel placirt zu ſeyn, und das ewige Einerley, beſonders bey den Operntänzen iſt wahrhaftig ſo ekelhaft, daß einem der Kopf wehe thut, wenn man wieder zu Hauſe geht.

Digitized by Google

ligionsſachen, Medicin, Ackerbau und von gewiſſen Theilen der natürlichen Hiſtorie, ſonderlich was Vögel, Fiſche, Metall, Muſcheln und dergleichen Materien betrift.

Man hat angemerkt, daß unſre Eiländer keine große Kenntniß der Rechte haben; und vielleicht wäre es auch zu wünſchen, daß wir Europäer in dieſer Materie eben ſo unwiſſend wären. Ihre Geſetze ſind kurz und allgemein verſtändlich, ſo daß ſie keiner Ausleger bedürfen.

Man kann von der Muſik der Japaner eben das, was von ihrer Dichtkunſt, ſagen, nemlich, daß ihre beßte Muſik einem feinen europäiſchen Ohr kaum erträglich ſey. Ihr Geſang iſt abgemeſſen; ſie kennen nur eine Stimme in der Muſik. Sie ſingen aus der Bruſt, und bringen einen ſo unangenehmen Ton hervor, daß es kaum auszuhalten iſt. Man findet bey ihnen verſchiedene Arten von muſikaliſchen Inſtrumenten, als zum Exempel, Flöten, Pfeifen, große und kleine Trommeln, Orgeln, Harfen, Trompeten, Cymbeln, Glocken und noch viele andre, deren Namen wir hier nicht alle anführen wollen.

Die Japaner ſind weit beßre Mahler als die Chineſer, aber ſie thun es den Europäern lange nicht gleich. Die meiſten ihrer Proben beſtehen entweder in Waſſerfarben auf Papier, fein Leder, oder in ihrer japaniſchen Art auf Porcellain zu mahlen, wovon wir an ſeinem

Orte

Digitized by Google

Orte das Nöthige anführen wollen. Man muß es indeſſen doch geſtehen, daß die Japaner, wenn ſie gleich unſere Mahlerkunſt gar nicht erreichen können, große Bewundrer ſchöner Gemählde ſind; die Reichen verwenden viel Geld darauf, und ſtellen ſie unter ihre größeſten Seltenheiten. An ihren eignen Gemählden muß man die Schönheit ihrer Farben bewundern, wovon einige die unſrigen ſehr weit übertreffen. Auch verſtehen ſie die Kunſt in ihren Gemählden Licht und Schatten auf eine angeme Art abwechſeln zu laſſen, und beobachten in ihren Zeichnungen eine richtigere Symmetrie, als die Chineſer.

In den mechaniſchen Künſten ſcheinen die Inſulaner wohl am weiteſten gekommen zu ſeyn. Sie machen ſehr feine Arbeit in Holz, Elfenbein, Silber, Gold, Kupfer und Eiſen. Ihre lackirten Arbeiten kann man, wenn man ſie gegen die chineſiſchen hält, fürtreflich nennen. In Verfertigung des Stahls ſollen ſie allen Völkern vorgehen, und beſonders ſollen ihre Säbel viel beſſer gearbeitet ſeyn, als die unſrigen. —— Sie meinen auch, die erſten Erfinder der Buchdruckerkunſt geweſen zu ſeyn, und wollen dieſe Ehre den Chineſern (die gleichfalls für die Erfinder wollen angeſehen ſeyn,) nicht laſſen. Aber wir wollen uns hierbey nicht verweilen, und nur anmerken, daß die Japaner die Chineſer in der Zierlichkeit des Schnitts,

in der Feinheit ihres Papiers *) und Dinte, und in der Artigkeit der Zuſammenſetzung ſehr weit

*) Wir wollen hier kürzlich einen Abriß von der Art, wie die Japaner das Papier verfertigen, unſern Leſern mittheilen. — Der ſo genannte Papier = Baum iſt eines ihrer vorzüglichſten Landesproduckte. Er iſt eine Gattung von Maulbeerbäumen, deſſen Rinde große Eigenſchaften hat. Man macht Stricke, Stoffe und hauptſächlich Papier daraus. Dieſer Papier-Baum iſt dicke und äſtig, der Stamm gerade und glatt, ſeine Zweige ſtark und büſchig. Die Früchte die er trägt, ſind ſehr unſchmackhaft. Er ſchießt ſtark in die Höhe, und wächſt mit unglaublicher Geſchwindigkeit.

Von dieſem Baume nun ſchneidet man junge, wenigſtens drey Fuß lange Zweige ab, bindet ſie in Bündel, läßt ſie vier und zwanzig Stunden in kaltem Waſſer weichen, und kocht ſie nachher in einer Lauge von Aſche. Wenn man ſie vom Feuer genommen hat, und ſie kalt geworden ſind; ſo ſpaltet man ſie der Länge nach, um die Rinde abzuziehen, welche die einzige Materie iſt, woraus das Papier gemacht wird. Dieſe Rinde macht man ſehr ſorgfältig rein, ſchabt die erſte Haut ab, ſondert alle knotige und grobe Theile davon ab, thut ſolche auf die Seite, und gebraucht ſie zur Verfertigung des groben Papiers. Wenn die Rinde rein genug iſt, ſo brüht man ſie in einer klaren Lauge, rührt beſtändig um, und gießt nach und nach mehrere dazu. Wenn die Materie bis zur Dicke eines weichen Muſes eingekocht iſt; ſo läßt man ſie kalt werden, thut ſie in ein Sieb und knetet ſie beſtändig

weit übertreffen. Sie eignen ſich auch die Erfindung des Schießpulvers zu; aber ſie müßen doch in Anſehung des Schießpulvers und ſonderlich der ſchweren Artillerie, und in der Feinigkeit der Feuerröhren, den Chineſern weit nachſtehen.

Fünftes Kapitel.

Von der Regierungsform und Geſetzen in Japan.

Die itzige japaniſche Monarchie wird von zwey Souverainen beherrſcht: einem geiſtlichen, **Dairi** genannt, der nichts thut; und einem weltlichen, der **Cubo** heißt, und alles thut. Die Urſache dieſer Theilung unter zwey Landesherrn, iſt folgende:

beſtändig mit den Händen. Dieſer Teig, nachdem er genug iſt gewaſchen worden, wird auf eine hölzerne, glatte Tafel ausgebreitet, wo ihn zwey bis drey Perſonen mit Stöcken ſchlagen. Nachher thut man ihn in ein Faß und gießt eine klebriche Brühe dazu. Das Ganze wird mit einem Rohre umgerührt, bis eine flüßige Materie daraus wird, wovon man das Papier macht. Es iſt ſehr ſtark, überaus weiß, und viel geſchmeidiger, als das unſrige. — Man ſehe den Charlevoix und Kämpfer.

Digitized by Google

Die Nachfolger des Sin = mu *), welche Japan ſo wohl in geiſtlichen als weltlichen Sachen, unumſchränkt beherrſcht hatten, aber an den Vorrechten des Prieſterthums mehr Gefallen hatten, als an den beſchwerlichen Rechten der königlichen Würde, theilten das Reich in verſchiedene Statthalterſchaften, und vertrauten die Aufſicht darüber einigen von den Vornehmſten. Dieſe Gouverneurs machten ſich ihr Geſchäft zu Nutze, entzogen ſich nach und nach der ihren Landesherrn ſchuldigen Unterthänigkeit, riſſen die höchſte Gewalt an ſich, und verſprachen ſich einander getreulich beyzuſtehen. Aber ſie fielen in Uneinigkeiten, bekriegten ſich ſelbſt und zerritteten dadurch das Land. —— Um dieſen Unfug ſo bald als möglich zu hemmen

*) Sin = mu, der Stifter, wie bereits geſagt, der japaniſchen Monarchie, trat ſeine Regierung im ſechs hundert und ſechs und ſechzig vor Chriſti Geburt, und im ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters an. Kämpfer erzählt von ihm, daß er ſeine Unterthanen geſitteter gemacht habe. Er verbeſſerte die Geſetze und die ganze Regimentsverfaßung, führte in ſeinem Reiche eine Zeitrechnung ein, in dem er die Zeit in Jahre, Monathe und Tage abtheilte. — Sin = mu regierte neun und ſiebzig Jahre, und nachdem er den Thron ſeinen Nachfolgern in Sicherheit geſtellt; ſo ſtarb er im hundert und ſieben und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Mit ſeiner Regierung nahm die große japaniſche Aara Nie = o ihren Anfang.

Digitized by Google

men, übergab der damals regierende Kayſer einem ſeiner Vornehmſten am Hofe das völlige Commando über die ganze Armee. Als dieſer die Feinde ſeines Herrn bezwungen hatte, ſuchte er ſich ſelbſt der höchſten Gewalt zu verſichern, vereinigte die bisher unter ihnen getheilte Macht des Reichs in ſeiner Perſon, und entzog dem Dairi die Beſorgung der politiſchen Angelegenheiten. Und auf dieſe Art erkennt man itzt in Japan zwey Kayſer: einer beſitzt die **würkliche Macht** in Händen, und der andre genießt die **Ehrenbezeigungen**. Mit dieſen Ehren begnügt er ſich, und er iſt nie des Thrones beraubt worden. Der Dairi*) ſieht nur mit einer aus Nothwendigkeit und Gewohnheit angenommenen Unempfindlichkeit einen andern Thron neben den ſeinigen, der zwar dem äußern nach

 weniger

*) Vormals wurden die Dairi von allen ihren Unterthanen gewiſſermaßen angebetet, und führten einen ganz unbeſchreiblichen Staat. Ihren Fuß ſetzten ſie niemals auf die Erde, die Sonne durfte ſie nicht beſcheinen, und die Luft durfte ſie nicht bewehen. Sie zogen ihre Kleider nie zweymal an, und aus einer Schüſſel aßen ſie nie zweymal. Kurz, alles wurde täglich neu angeſchaft. Die Mode war bey ihnen nicht eingeführt, Haare, Bart und Nägel abzuſchneiden, ſondern ſie ließen ſie wachſen. Sie ließen ſich nicht öffentlich ſehen, und hatten zwölf Weiber zu Aufwärterinnen. Die Titel, die ſie ſich beylegen ließen, waren von der Gotteslästerung nicht ſehr entfernt u. ſ. w.

weniger geſchätzt und verehrt wird, wo aber eigentlich alle Macht befindlich iſt. Einer der Vorzüge des geiſtlichen Monarchen iſt das Recht, den Cubo bey jeder Regierungsveränderung einzuſetzen und zu beſtätigen. Desgleichen ernennt er zu allen geiſtlichen Würden: er empfängt die Huldigung von dem weltlichen Monarchen, welcher, wie ein Vaſall ſeinem Landesherrn, ihm einen öffentlichen Beſuch aller fünf oder ſechs Jahre abſtattet, zu gleicher Zeit aber ihn in einer würklichen Gefangenſchaft hält.

Ganz fürtreflich, majeſtätiſch und mit ungeheurem Aufwande ſind dieſe Beſuche verbunden. Der Cubo reſidirt in der Hauptſtadt Jeddo, und der geiſtliche Monarch in der heiligen Stadt **Meako**, etwa ſechzig Stunden weit von Jeddo. Mit den Anſtalten zu dieſer Reiſe, bringt man ganze Jahre zu. Außer einer Menge großer Städte, die den Hofſtaat des Fürſten faſſen, werden noch 28. ſchöne Häuſer, gleich weit von einander an den Weg gebaut. In jedem Hauſe findet der Cubo einen andern Hofſtaat, andre Officier, andre Soldaten, und alles was zur Pracht eines mächtigen Monarchen gehört, der in Begleitung einer ganzen Armee einem Herrn Beſuch abſtattet, der in Anſehung der Macht gänzlich unter ihm iſt. Alle dieſe verſchiedenen Gefolge verſammlen ſich zu **Meako** und machen ein ſehr anſehnliches Heer Truppen aus. — In dieſem Glanze der Hoheit

heit zeigt ſich der Cubo dem Dairi, und erweiſet ihm äußerlich einige Ehrenbezeigungen, die in gewiſſer Abſicht dem mächtigen Vaſalle der ſie leiſtet, zu größerm Ruhm gereichen, als dem ohnmächtigen Monarchen, der ſie empfängt. Um der Cerimonie mehr Anſehen zu geben, vereinigen beyde Fürſten ihr Gefolge und ziehen zuſammen durch die heilige Stadt. Alle Straßen, durch welche der Zug geht, ſind mit weiſſen Sand beſtreut, welches den Weg eben macht und einen ſilberfarbenen Glanz giebt.

Die Feierlichkeiten fangen noch vor Tages Anbruch an. Zuerſt ſieht man die Livree-Bedienten beyder Monarchen, mit den Geſchenken, welche ihre Herren einander machen, die von etlichen Soldaten begleitet werden. Hierauf folgen koſtbare Trageſeſſel, mit Blumenſchnuren und andern Zierrathen behangen, und von vier weis gekleideten Männern getragen, vor welchen ein fünfter mit einem Sonnenſchirm geht. In dieſen Seſſeln ſitzen die vornehmſten Herren und Damen. Nach den darauf folgenden Wagen, kommen eine Menge andre große Herren zu Pferde; zwey Bediente bey jedem Pferde halten mit der einen Hand den Zaum, und in der andern einen Sonnenſchirm. Einem jeden dieſer Herrn folgen acht Bediente. — Nach ihnen kommen drey Wagen, woran Glanz und Koſtbarkeit alles überſteigt, was man in dieſer Art ſehen kann. Gold und Edelgeſteine ſieht man überall. Dieſe Wagen werden von vier ſchwar-

zen

zen Ochſen gezogen, wovon ein jeder von vier Männern geführt wird: alſo bey einem jeden Wagen zwölf Ochſenführer. Dieſe Wagen gehören den Gemahlinnen des Dairi. Ihnen folgen drey und zwanzig andere, für die Kebsweiber und Hofdamen.

Ein zweyter Zug von zwey und ſiebenzig Edelleuten zu Pferde, die paarweiſe reiten, erſcheinen vor einem Haufen vornehmer Herren vom erſten Range. Alsdenn kommt der Wagen des Cubo, der an Pracht die drey vorhergehenden weit übertrift. Die Prinzen ſeines Hauſes, ſeine Brüder und Söhne, und vier bis fünf hundert wohlgekleidete Soldaten folgen ihm, und machen den Schluß des Zugs. Unmittelbar darauf ſieht man eine große Anzahl Trageſeſſel, Kutſchen und Fuhrwerke, die von einer großen Menge vom Adel und andern zu Pferde und zu Fuße begleitet werden, wobey man Chöre von Muſikanten, die ganze Luft mit ihrer Vocal und Inſtrumentalmuſik — aber freylich für ein europäiſches Ohr unangenehm genug — erfüllen. Endlich kommt der Trageſeſſel des **Dairi**, von funfzig Edelleuten getragen, und mit ſeiner Leibgarde umringt. Alles was die Kunſt fürtrefliches hervorbringen kann, das ſieht man auch hier vereinigt. Auf ſolche Art langt man im Pallaſt an, wo der Fürſt vom Cubo und ſeinen Söhnen, drey Tage lang bedient wird. Sie ſelbſt bereiten die Speiſen: und nachdem ſie ihn mit Geſchenken über=

überhäuft haben, nehmen ſie mit allen ſeinem Range zukommenden Reſpects=Bezeigungen, von ihm Abſchied.

Ueber die Hochachtung, in welcher die geheiligte Perſon des Dairi noch itzt ſteht, geht nichts in der Welt. Man ſieht ihn noch eben ſo an wie ſie in den älteſten Zeiten ſind gehalten worden. (man ſehe die vorhergehende Anmerkung)

In den Zimmern dieſes Fürſten zählt man drey hundert und ſechs und ſechszig Götzenbilder, die wechſelsweiſe bey ſeinem Bette Wache halten. Wenn ſeine Heiligkeit nicht wohl geſchlafen hat, bekommt der Götze, der Wache geſtanden hat, die Baſtonnade, und wird zur Strafe auf hundert Tage aus dem Pallaſte verbannt *).

Die Würde eines Dairi iſt erblich. Dem ordentlichen Laufe nach gehört ſie dem Aelteſten. Allein in Ermangelung männlicher Erben, erhält das Frauenzimmer den Thron, und man hat ſchon Beyſpiele, daß ſo gar die Wittwen der Mikaddo das Reich beherrſcht haben. Ereignet ſich's daß über die Krone einiger Streit entſteht; ſo entſcheidet ihn die Geiſtlichkeit. Oftmals legt der Vater die Regierung nieder, und tritt das

*) Ein Zeichen in welcher Hochachtung dieſer Monarche in Japan ſteht, iſt noch dieſes, daß das Volk das Waſſer, worinn der Dairi ſeine Füße wäſcht, für heilig hält. Man ſammelt es, hebt's auf, und niemand unterſteht ſich, es zu weltlichen Dingen zu verbrauchen.

das Reich nach und nach ſeinen Kindern ab, damit ihre Mütter das Vergnügen haben, ſie auf dem Throne zu ſehen. Dieſer Wechſel geſchieht auf die geheimnißvollſte Weiſe. Ein Mikaddo (oder welches, wie bereits erklärt, ein Dairi) ſtirbt, oder entſagt der Krone, ohne daß jemand etwas davon erfährt. Dieß geht ſo weit, daß ſogar der Hof von Jeddo nicht eher davon benachrichtigt wird, bis der Nachfolger eingeſetzt iſt.

Dieſem höchſten geiſtlichen Oberhaupte überläßt der Cubo zu ſeinem Unterhalte, die Einkünfte der Stadt Meaco, mit ihrem Gebiete, nebſt einigen Gnadengeldern, die eben nicht richtig bezahlt werden. Allein der Dairi zieht einen ſichern Gewinn von der Macht, die er hat, Ehrentitel zu vergeben und zu verkaufen, und zwar nicht allein an Privatperſonen, ſondern an den Cubo ſelbſt, der ihm dieß Vorrecht der höchſten Gewalt gelaßen hat *). Die meiſten Einkünfte dieſes geiſtlichen Monarchen werden dazu angewandt, ſeiner ohnmächtigen königlichen Würde ein gewiſſes Anſehen zu verſchaffen: denn die Regel dieſes Hofes iſt, das Volk durch einen äußerlichen Glanz zu hintergehen, die Armuth durch den Aufwand zu verbergen, und die ihm würklich fehlende Macht durch den Schein zu erſetzen. Dieſe Prahlerey zeigt

*) Dieſe Titel kommen mit denen, von unſern Herzogen, Grafen und Rittern überein.

Digitized by Google

zeigt ſich in allem, was die Perſon des Fürſten angeht. Seine Vermählung, die Geburt und Erziehung des Thronfolgers, beſonders aber die Wahl einer Amme verurſachen ganz außerordentliche Anſtalten. Wenn man ſich über eine Amme berathſchlagt; ſo werden achtzig der ſchönſten Weiber im ganzen Königreiche zuſammengebracht, und der Mutter und nun den nächſten Anverwandten des Monarchen vorgeſtellt *). Einen Tag lang bewirthet man dieſe Damen ſehr herrlich und begnadigt ſie mit Titeln, die ſie Zeit ihres Lebens behalten. Am folgenden Tage wird die Anzahl derſelben um die Hälfte verringert, und die nach Hauſe geſchickten, erhalten große Geſchenke. Der Titel dererjenigen, welche geblieben ſind, wird höher aufgeſtimmt, und unter dieſen vierzig gebliebenen Damen, ſucht man zehn aus, die hernach auf drey heruntergeſetzt, die übrigen aber mit vielen Gnadenbezeugungen heimgeſchickt werden. Einige Tage nachher ſucht man eine von dieſen dreyen aus, welche dann den Titel einer Amme des Prinzen bekommt. Bey ihrer Einſetzung, wird ſie in das Zimmer des Kindes geführt, das ſie in den Armen einer der erſten Hofdamen findet.

*) Ein Zeichen, daß es auch in Japan gebräuchlich iſt, die neugebornen Kinder den Ammen zu überlaßen. Ein Troſt für die deutſchen und überhaupt für die europäiſchen zärtlichen Mütter — aber auch wahrhafte Schande für ſie überhaupt!

findet. Man giebt dem jungen Prinzen ein wenig Milch in den Mund, und ſo wird er der neuen Amme übergeben.

Nach hergebrachter Gewohnheit der Vorfahren heyrathet der Mikaddo oder Dairi ordentlich zwölf Gemahlinnen, davon eine den Titel als Kayſerinn führt, und die Mutter des Erbprinzen iſt. Sie wohnt bey ihrem Gemahle, die übrigen aber in andern nahe gelegenen Pälläſten. Eine jede von ihnen hält alle Tage in ihrem Zimmer ein prächtiges Gaſtmahl bereit; ſie läßt Muſik und Tänzerinnen kommen; und wenn der Fürſt gewählt hat, bey welcher er eſſen und ſchlafen will; ſo werden alle dieſe Gaſtmahle, die Muſik und Spiele zuſammen, und zu der Gemahlinn gebracht, die er mit ſeiner Gegenwart beehrt.

Der Hofſtaat des Dairi iſt, ohnerachtet er ſeinen Bedienten nur mäßige Beſoldung giebt, von der ſie ohnmöglich allein leben können, ſehr zahlreich. Die Großen kommen in ſeinem Dienſte bis zum Bettelſtab herunter, und die Geringen leben mit von ihrer Hände Arbeit, indem ſie Körbe, Matten und andere Dinge verfertigen. Indeſſen haben doch einige ſehr reiche Präbenden, welche ihnen der Dairi giebt. Und vermuthlich hält die Erwartung ſolcher Präbenden viele in ſeinem Dienſte. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften macht die hauptſächlichſte Beſchäftigung dieſer Hofleute aus. Einige legen ſich auf die Dichtkunſt: andere ſchreiben Geſchich-

Geſchichte und Romanen. Die Damen ergeben ſich der Muſik, und es giebt in der That wenige unter ihnen, die nicht einige Inſtrumente mit vieler Anmuth ſpielen könnten. Die jungen Leute üben ſich gewöhnlich im Pferderennen, im Tanzen, Ballſpielen und andern ähnlichen Leibesübungen.

Der Hof des Dairi beſteht aus lauter Geiſtlichen, die ſich alle einbilden, von den alten Göttern abzuſtammen. Dieſe vermeinte Herkunft macht das Prieſtervolk unerträglich ſtolz, und flößt ihnen eine allgemeine Verachtung für die Weltlichen ein, deren Dienſte ſie doch bey aller Gelegenheit erbetteln. Alle Hofbediente und Geiſtlichen im Reiche führen den prächtigen Titel Auge oder gnädiger Herr! — Der Sonderbarkeit wegen will ich hier einen kurzen Abriß von ihrer Kleidertracht herſetzen. Sie haben weite Hoſen und einen weiten Rock mit nachſchleppendem Schweife. Ihre Mütze iſt ſchwarz; die Geſtalt derſelben iſt nach den verſchiedenen Würden eingerichtet, und es iſt nicht ſchwer, zu erkennen, von welchem Stande der Geiſtliche iſt, und was für eine Würde er bey Hofe bekleidet. Einige knüpfen eine Streiſe von Flor oder ſeidnem Zeuge an ihre Mützen, die ihnen auf die Schulter hängt; andere tragen dergleichen, ſtatt eines Fächers vor den Augen. Manche haben um die Bruſt eine Scherpe, die ihnen von den Schultern fällt: je länger die Scherpe iſt, je vornehmer iſt die Perſon;

die Kuge pflegen ſich nicht tiefer bey dem Grüßen zu bücken, bis die Enden der Scherpen auf die Erde ſtoßen. Auch die Damen des Dairi haben ihre beſondre Kleidung, die ſie von den Weltlichen ihres Geſchlechts unterſcheidet *). Und ſo viel vom Dairi.

Wir haben bereits geſehen, worinn die Macht des weltlichen Monarchen, des Cubo, beſtehet. Sie unterſcheidet ſich von der Gewalt des Kayſers von China, daß ſelbiger zugleich Kayſer von China, und zugleich höchſter Prieſter ſeines Volks iſt. Der Cubo aber hat nur die weltliche Gewalt in ſeinen Händen. Dieſe nun, iſt uneingeſchränkt und deſpotiſch. Staatsklugheit und Macht werden zugleich angewandt, um einen Thron zu unterſtützen, der ſeinen Anfang und Erhaltung beyden zu verdanken hat. Alle Fürſten und obrigkeitliche Perſonen des Reichs ſind dem Oberhaupte des Staats ſo unterworfen, daß er ſie, ohne irgend eine Urſach anzugeben, bloß aus Willen oder Eigenſinn, aus dem Lande verbannen, ihre Güter confisciren, ihnen ihre Aemter, ja gar das Leben nehmen kann. Dieſer Fürſt hat ſeine Reſidenz, wie

*) So groß aber nun auch immer das Anſehen der Geiſtlichen in Japan ſeyn mag; ſo ſind ſie dennoch in allem was weltliche Sachen betrift, der Gewalt des Cubo unterworfen. Ihre Verbrechen werden am Leben geſtraft, wenn gleich mit etwas mehr Nachſicht, als bey den Laien.

wie bereits geſagt, zu Jeddo, mitten unter einem zahlreichen Hofſtaate, welcher aus den Vornehmſten des Reichs beſteht. Einige ſind unmittelbar dem Dienſte ſeiner Perſon gewidmet; andre kommen nur von Zeit zu Zeit, ihm die Aufwartung zu machen; ein unveränderliches Geſetz aber verbindet alle, ſich wenigſtens ſechs Monathe im Jahr in der Hauptſtadt aufzuhalten. Ehe ſie in Jeddo ankommen, wird ihr Gepäcke von Kayſerlichen Commiſſarien unterſucht, dieſe aber haben den ſchärfſten Befehl, keine Gewehre in die Stadt einzulaſſen. Der Kayſer ſorgt mit aller Mühe dafür, ſie in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Um ſie zu ſchwächen, zergliedert er ihre Güter, ja er ſelbſt ſchmiedet die Heyrathen aller, die an ſeinem Hofe ſind. Die Weiber, die nun auf die Weiſe von ſeiner Hand kommen, genießen eines großen Vorzugs. Man bauet ihnen Palläſte, richtet ihr Hausweſen ein, und giebt ihnen eine Menge Frauenzimmer zu ihrer Bedienung. Dieſe Mädchen, welche gemeiniglich aus den beſten Familien ſind, müſſen eine gewiſſe Anzahl von Jahren bey ihnen dienen, und werden hernach, ihrem Stande gemäß, verheyrathet.

Der Cubo hält eine **Leibwache** von ungefähr ſechs tauſend Mann. Außer dieſer unterhält er zu Friedenszeiten zwanzig tauſend Mann Reuterey, und hundert tauſend Mann Infanteriſten. Zu Kriegeszeiten muß jeder Fürſt und jeder Edelmann insbeſondere zu Felde gehen,

und eine gewiſſe Anzahl Soldaten nach ſeinen Einkünften ins Feld ſtellen. Wer zehn tauſend Gulden Einkünfte hat, muß zwanzig Fußknechte und zwey Reuter unterhalten. Nach dem P. Charlevoix beträgt die Anzahl der Soldaten, welche die Fürſten und Großen des Reichs dem Kayſer zu Kriegszeiten aufbringen müſſen, dreymal hundert und acht und ſechszig tauſend Mann Fußvolk, und acht und dreyßig tauſend acht hundert Edelleute zu Pferde. Es iſt dieſes mehr als nöthig, eines Fürſten Anſehen zu erhalten, der nichts braucht, als ſeine Unterthanen im Zaum zu halten, keinesweges aber ſucht, andere Länder zu bezwingen.

Die Soldaten werden gut gekleidet und wohl bewaffnet. Die Reuterey führt Wurfſpieße, Karabiner, einen Säbel und Bogen; man ſagt, daß ſie ſich aller dieſer Waffen ſehr wohl bedienten. Das Fußvolk hat zwey Säbel, eine Flinte und eine Picke. Von der Eintheilung der Truppen giebt Charlevoix folgenden Bericht. Fünf Soldaten, ſagt er, ſtehen unter einem Unterofficier, und fünf von dieſen Unterofficieren, die mit ihren Leuten dreyßig Mann ausmachen, gehören unter einen Officier. Jede Compagnie zu zwey hundert und funfzig Mann hat zwey beſondre Befehlshaber. Alle Compagnien werden durch einen General angeführt.

Um das Volk und die Großen im Gehorſam zu erhalten, ſind in allen wichtigen Städten des

Reichs feſte Schlöſſer angelegt, wo die Commendanten dem Käyſer völlig ergeben ſind. Im ganzen Königreiche werden Kundſchafter unterhalten, die ihm von allen was vorgeht, Nachricht geben müſſen. Unter dem Vorwande, den Vornehmen beſondre Merkmale ſeiner Gnade angedeyen zu laßen, fodert er, daß alle ihre männlichen Kinder in der Hauptſtadt auferzogen werden; und er behält ſie als Geißeln, an ſeinem Hofe, um ſich der Treue der Väter deſtomehr verſichern zu können. Den Vornehmen im Lande iſt es nicht erlaubt, vertraute Bekanntſchaft unter ſich zu haben, oder einander öftere Beſuche zu machen. Um ſie nicht zu Kräften kommen zu laßen, beſucht er ſie einige Tage lang auf ihren Schlöſſern, wo die außerordentlichen Anſtalten, die zum Empfang des hohen Gaſtes gemacht werden, den Beutel des Begünſtigten hinlänglich erſchöpfen. Wenn ein wohlhabender und vornehmer Mann einen Pallaſt bauen will; ſo muß er zwey Thore darinn anlegen, nemlich eins, zum gewöhnlichen Gebrauch, und eins iſt allein dazu beſtimmt, wenn ſeine Majeſtät kommt, ihm einen Beſuch zu machen. Sobald ein dergleichen Gebäude fertig iſt; ſo wird eine prächtige Gaſterey veranſtaltet, wozu die Einladung drey Jahre vorher geſchieht.

Die Krone des Cubo iſt erblich, und die Einkünfte des Monarchen beſtehen theils in ſeinen Domainen-Gütern, welche faſt die

Hälfte von Japan ausmachen, theils in Auflagen auf fremde Waaren die in ſeinem Namen aufgehoben werden, und in Bergwerken. — Kämpfer ſagt, die Domainen betragen hundert acht und vierzig Man, und zwölf hundert Koff, nach Art der japaniſchen Rechnuug. Dieſe beyden Worte gebrauchen ſie bey den Rechnungen der Einkünfte ihrer Ländereyen. Der Koff enthält drey hundert Säcke Reis: und der Man begreift zehn tauſend Koff. Der Koff koſtet im gemeinen Jahre 17 holländiſche Gulden und etwas d über: folglich koſtet der Man, der zehn tauſend Koff enthält, hundert und fünf und ſiebzig tauſend Gulden. Man könnte alſo die kayſerlichen Einkünfte aus den kayſerlichen Provinzen jährlich auf fünf und zwanzig Millionen neun hundert und ein und zwanzig tauſend holländiſche Gulden rechnen. Die Einkünfte des ganzen Reichs aber überhaupt genommen, nämlich von allen japaniſchen Ländern, ſchätzt er auf 400 und 14 Millionen 400 und achtzehn tauſend hundert und funfzig holländiſche Gulden *).

Die

*) In Anſehung der jährlichen Einkünfte des Kayſers hat man hier dem Kämpfer gefolgt, weil er doch, und mit Recht, allgemein für den glaubwürdigſten Scribenten in japaniſchen Dingen gehalten wird. Kämpfer ſetzt die Summe, die enorm genug iſt, nach andern Reiſebeſchreibern nicht zu hoch an. — Caron ſchätzt die beſondern Einkünfte des Kayſers viel höher.

Er

Die Policey in den Städten beſorgt der Stadthalter. Weil einer aber das Ganze nicht allemal zu verwalten im Stande iſt; ſo hat er verſchiedene Amtsverweſer, die ihm beiſtehen. Dieſe nennt man **Aelteſte**, weil ſie vorzeiten würklich aus den älteſten Einwohnern gewählt wurden. Ihre Hauptverrichtung beſteht darinn, daß ſie dem Statthalter täglich genaue Nachricht geben, von allem, was in der Stadt vorgeht, und ihm die Bittſchriften der Einwohner überreichen; denn es iſt nicht jedermann, ohne Unterſchied erlaubt, den Statthalter zu ſprechen: nur ſie allein haben das Recht — weil ſie den ihm zu leiſtenden Reſpect gehörig zu beweiſen wiſſen — vor ihm zu erſcheinen. In jeder Gaſſe iſt ein Commiſſair geſetzt, der auf die Nachtwache Acht haben muß, und beſorgt, daß die Befehle gehörig vollzogen werden.

Er behauptet, daß ſich die ordentlichen Ausgaben auf acht und zwanzig Millionen, drey hundert fünf und vierzig tauſend Cockiens, jeden zu 4 Gulden, beliefen; und fügt hinzu, daß der Kayſer in einem Jahre nur $\frac{1}{6}$ ſeiner Einkünfte aufwende. Hieraus ſchließt Caron, daß der Schatz des Kayſers unermeßliche Reichthümer in ſich faſſen müſſe. Ja, wenn das wahr wäre; ſo wäre das nun freylich wohl würklich ein unermeßlicher Schatz zu nennen. Aber wir haben Urſache genug, dieſe Behauptung des Carons für lügenhaft zu erklären. Kämpfers angeſetzte Summe iſt hoch genug, und auch er, ſo ſcheint es uns, mag ſich in den Zahlen verſehen haben.

Er wird allemal aus den Ehrbarſten in der Gaſſe gewählt, und der Statthalter beſtätigt die Wahl. Da der gemeine Mann die Wichtigkeit eines Amtes aus dem Anſehen desjenigen beurtheilt, der ſolches bekleidet; ſo ſuchen dieſe kleinen Unterbediente ihrer Stelle, durch äußerliche Pracht, einen Schein zu geben, der ihre Dürftigkeit verbergen muß. — Eine jede Stadt hat auch noch, außer den vorhin erwähnten Commiſſair, ihren Gerichtsſchreiber, der die Päſſe und Zeugniſſe der Lebensart und Sitten ausfertigt. Dieſer iſt verbunden, über die in ſeinem Quartiere wohnenden Leute, ein richtiges Verzeichnis zu halten, und dergleichen Dinge mehr.

Wir müſſen itzt unſern Leſern noch kürzlich einen Abriß von den Geſetzen und Strafen der Japaner mittheilen. — Alle Reiſebeſchreiber ſtimmen darinn überein, daß die japaniſchen Geſetze und Strafen ſehr ſtrenge ſind, und alle Gerechtigkeit überſchreiten. Sie haben wenig oder gar keine geſchriebenen Geſetze. Ihr höchſtes Geſetz iſt der Wille der Kayſer, und nächſt dieſem der Wille der Fürſten, in deren Gebiet ſie leben. Jeder hat über das Leben desjenigen, der unter ihm ſteht, völlig zu gebieten. Sie verhören und verurtheilen nach Gutbefinden. Nicht leicht iſt ein Verbrechen ſo gering, das nicht ſollte am Leben geſtraft werden, es ſey denn, daß der Verbrecher ein kleiner König wäre: und auch dieſe ſind nicht allzeit davon frey. Das einzige Vorrecht das ſie haben,

iſt

iſt dieſes: daß es ihnen frey ſteht, ſich mit eignen Händen zu entleiben, und ihren Bauch mit einem Meſſer aufzureiſſen. — Diejenigen, deren Leben man verſchont, werden gemeiniglich auf eine wüſte Inſul verwieſen, wo ſie ſich mit einem Leben ſchleppen müſſen, das ärger iſt, als der Tod. Mit geringen Leuten pflegt man nicht viele Proceduren zn machen: iſt ihr Proceß erwieſen; ſo richtet man ſie hin. — Große Verbrechen, z. E. Uebertretung der kayſerlichen Geſetze, Verrätherey, Unterſchleif bey des Kayſers Einkünften, Prägung falſcher Münzen, Stöhrung der öffentlichen Ruhe, Mordbrennerey, Todſchlag, Straßenraub, Diebſtal, Schändung einer verehlichten Perſon — werden mit ſolcher Schärfe beſtraft, daß zugleich dadurch die ganze Familie hingerichtet wird.

Im Fall eines Hochverraths breitet ſich die Strafe noch weiter aus, nemlich über das ganze Quartier und Nachbarſchaft, in welcher die Verbrecher gewohnt. Die Urſach iſt, weil man es nicht hätte zugeben ſollen, daß ein ſolcher Feind des Regenten unter ihnen wohne. Und in der That iſt dieß ein kräftiges Mittel, nicht nur alle Geheimhaltung zu verhüten, ſondern auch das Verbrechen und den Miſſethäter zu entdecken, weil derjenige, der davon Nachricht giebt, ſich und ſeine Familie rettet. Die weiblichen Anverwandten werden in allen Fällen, blos die Verrätherey ausgenommen, als Sclaven verkauft, und zwar auf mehr oder weniger

Digitized by Google

Jahre, nachdem das Verbrechen beſchaffen iſt. Iſt aber das Verbrechen eine Verrätherey; ſo müſſen Weiber und Töchter mit ſterben, nur nicht eines ſo ſchrecklichen Todes als der eigentliche Uebelthäter. Ihre Strafen ſind mannigfaltig, und mehr oder weniger ſtrenge. Die Kreuzigung, und zwar meiſt mit dem Kopfe unterwärts, iſt die vornehmſte, und wird an Verräthern, Mördern, Mordbrennern und andern abſcheulichen Miſſethätern vollzogen. Dieſe müſſen zwey, drey oder vier Tage lang am Kreuze hängen, bis ſie ſterben, nachdem ihr Verbrechen beſchaffen iſt; und wenn dieſes einige Linderung der Strafe verſtattet; ſo werden ſie in kürzerer Zeit entweder mit einem Dolch durchſtochen, oder mit Pfeilen durchſchoſſen. Das Verbrennen, Sieden im Oehle wird ſolchen Leuten zuerkannt, die Vatermord, Blutſchande, Nothzüchtigung, Ehebruch und dergleichen abſcheuliche Verbrechen verüben. Wenn ein Miſſethäter nach ergangener öffentlichen Edictal-Citation ſich nicht einſtellt; ſo wird er, wo man ihn nur ertappet, von Pferden zerriſſen, oder von Scharfrichtern in Stücken zerhauen *); oder wenn er auch nicht gefunden wird, ſo wird die Strafe, nach Beſchaffenheit ſeines Verbrechens, an ſeinem Bilde vollzogen. Ein jeder kleiner Diebſtahl, Frevel, Verläumdung, jede Art

*) Das auf ſolche Art zerſtückte Fleiſch wird hernach den Hunden und Raubvögeln überlaßen.

Art des Betrugs, auch im Spiele, das Lügen und Vergreifen an der Obrigkeit, gehört mit unter die Halsverbrechen, ob es gleich mit einer gelinden Todesſtrafe belegt wird. Dahin gehört die Enthauptung, Aufknüpfung am Galgen und Ausreiſſung der Eingeweide. Dieſe letzte Strafe widerfährt gemeiniglich Adlichen und Soldaten, die man überführt hat, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die Strafe ſelbſt an ſich vollziehen dürfen. Denn man hält es, wie bekannt, für ſchimpflich, wenn jemand durch Zaghaftigkeit oder langes Bedenken dem Scharfrichter dieſes Stück Arbeit überläßt, und die ſolches thun, müſſen gemeiniglich eines härtern Todes ſterben. Sehr wenige Verbrechen ſind ſo klein, oder eine Beleidigung ſo unerheblich, daß ſie durch Geld könnte abgethan werden. Und was die Geiſſelung oder Baſtonade betrift; ſo treffen dieſelben gemeiniglich Sclaven und niedrige Knechte, und zwar werden ihnen dieſe nur von ihren Herren oder Meiſtern zuerkannt.

Wir können hier die Martern, welche in Japan bey Criminal-Proceſſen üblich ſind, nicht vorbeylaßen.

Wenn bey einem Criminal-Proceſſe der Beweis nicht hinlänglich iſt, den Verbrecher zu verurtheilen; ſo bedient man ſich verſchiedener Arten von Marter. Eine der grauſamſten iſt, dem Beſchuldigten eine gewiſſe Menge Waſſer verſchlucken zu laßen, das man ihm mit dem Trichter in den Hals gießt. Sobald der Leib außer-

Digitized by Google

außerordentlich aufſchwellt, legt man ihn auf die Erde, und die Henkersknechte treten ihn mit Beinen. Beharrt er, das beſchuldigte Verbrechen zu läugnen; ſo ſchnürt man ihn vom Halſe bis an die Verſen mit Bändern, und legt ihn in die größeſte Sonnenhitze, oder in die ärgſte Kälte, mit dem Rücken auf Kieſelſteine *). Kann dieſe Marter ſein Geſtändniß noch nicht erzwingen; ſo iſt er deswegen noch nicht frey, ſondern man behält ihn gefangen oder ſchickt ihn auf eine wüſte Inſul. Jedoch dieſe letztere Strafe iſt hauptſächlich für die Großen und Vornehmen des Reichs beſtimmt. Die Inſul, wo man ſie hinbringt, liegt acht Meilen von Jeddo, und hat nicht über eine Stunde im Umfange. Sie hat weder Hafen noch Rhede, und die Ufer ſind ſo entſetzlich ſteil, daß, wenn man Lebensmittel oder Gefangene dahin bringen, oder die Beſatzung ablöſen will, das Schiff mit ſeiner ganzen Ladung vermittelſt eines Krahns hinauf ziehen muß. Der Boden trägt nichts als etliche Maulbeerbäume, und den dahin relegierten, wird ihr Unterhalt geſchickt. Ein wenig Reis, Wurzeln und ſchlechtes Fleiſch — macht ihre ganze Beköſtigung aus. Dabey aber läßt man ſie nicht müßig gehen, wodurch

*) Das iſt warlich toll genug — riecht nach gewaltiger Grauſamkeit. Unſre Torturen dagegen ſind auch toll genug — riechen auch ganz gewaltig nach —

wodurch ſie dem Staate und ſich ſelbſt zur Laſt ſeyn würden. Sie müßen nemlich Seidenwürmer erziehen, Stoffe würken, und ſo ſich ihren Unterhalt ſelbſt verdienen.

Wenn ein Uebelthäter im Gefängniß ſtirbt, es mag nun natürlicher oder gewaltſamer Weiſe geſchehen; ſo iſt er deswegen von der Strafe nicht befreyt; man richtet den Proceß ſo ein, als wenn der Beklagte noch lebte. Man legt den Körper in Salz, bis das Urtheil geſprochen iſt, und muß eben die Strafe ausſtehen, als wenn er noch lebte.

Sechſtes Kapitel.

Vom Handel und Gewerbe in Japan.

Man würde ſich in der That ſehr irren, wenn man glaubte, daß die Japaner zum Handel und Gewerbe gar nicht aufgelegt wären. Die Nachrichten der Reiſebeſchreiber kommen vielmehr völlig darinn überein, daß die Japaner in verſchiedenen Manufacturen, ſonderlich aber in der Schönheit, Güte und Mannigfaltigkeit der ſeidnen, baumwollenen und andern Zeugen, desgleichen in ihrer Porcellainarbeit*), ſelbſt

*) Das japaniſche Porcellain iſt in Europa ſo etwas Bekanntes, daß wir uns gegenwärtig in eine

Digitized by Google

ſelbſt die Chineſer übertreffen. Ohne Zweifel würde auch ihr Handel unter ihnen ſehr blühend ſeyn, wenn ſie einen ſtärkern Abſatz ihrer Waaren hätten, und ihnen mehr Gelegenheit vergönnt wäre, mit Fremden ſich in ſtärkern Handel einzulaſſen. Allein, ihre ihnen natürliche Eiferſucht gegen alle Fremde, und ſonderlich Europäer, hat ſeit der Ausrottung der chriſtlichen Reli-

eine detaillirte Beſchreibung deſſelben, nicht einlaſſen wollen. Wir wollen daher nur das Merkwürdige für den Theil der Leſer herſetzen, welcher nicht viel davon weiß, und doch gerne etwas mehreres wiſſen möchte. — Es iſt bekannt, daß die Chineſer vorgeben, als ob in Japan kein Porcellain gemacht würde. Allein, dieß iſt falſch, ob es gleich wahr bleibt, daß in Japan nicht ſo viel Porcellain verfertigt wird, als ſie brauchen, und daß ſie vieles aus China herbey holen. — Das meiſte wird in der Provinz Figen gemacht. Die Materie, welche die Japaner zu ihrem Porcellain nehmen, iſt ein weißer Thon, der häufig in den Bergen gefunden wird. Obgleich dieſer Thon an und für ſich rein iſt; ſo muß er doch, um durchſichtig zu ſcheinen, geknetet und gewaſchen werden: eine Arbeit, die überaus mühſam iſt. Indeſſen geſtehen es doch ſelbſt die Japaner, daß ihr itziges Porcellain ihrem Alten lange nicht beykomme, und vermuthen, daß ihr Recept dazu müße verlohren gegangen ſeyn. Ihr itziges Porcellain behauptet aber dennoch im ganzen Orient ſeinen Werth, und das japaniſche wird überall zehnmal theurer, als das chineſiſche Porcellain, bezahlt.

Digitized by Google

Religion, die ſtrengſten Geſetze wider verſchiedene Theile ihres alten Commerciums nach ſich gezogen, und die Unterſuchung der ein und ausgehenden Waaren iſt ſo ſcharf, daß der Handel dadurch ungemein geſchwächt wird. Die Veranlaßung zu dieſem ſtrengen Verbote hat gegeben, da man es gewagt, allerley verbotene Waaren aus dem Lande zu führen, als Säbel, Flinten und andre dergleichen Gewehre, in deren Verfertigung die Japaner eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit haben, des vielen Goldes und Silbers nicht zu gedenken, welches Ausländer heimlich von ihnen hohlten.

Es giebt aber noch andre Urſachen, dadurch die japaniſchen Monarchen bewogen wurden, den Handel mit Auswärtigen zu verbieten, nemlich die große Menge Chriſten, oder, nach ihrem Ausdrucke, **Kreuzleute**, die in China, Siam und andern Gegenden hin und her zerſtreut leben, weil ſie befürchten, daß die Japaner durch den Umgang mit denſelben beßre Begriffe, als ſie bisher gehabt, von ihnen bekommen und ſie unter ihren Landesleuten ausbreiten möchten. Aus dieſer und noch andern Urſachen dürfen die Japaner mit keinen andern handeln, als mit den **Chineſern**, **Koreern**, dem Lande **Jeddo** und mit den **Holländern**. Es wird ihnen auch nicht erlaubt, in eines der erſten Länder zu ſeegeln, noch den letztern, ſich zu **Tay=wan** aufzuhalten, welches der vornehmſte Handelsplatz in dieſen Gegenden iſt,

wenn

Digitized by Google

wenn ſie nicht ausdrückliche Erlaubniß vom Kayſer dazu haben.

In den vorigen Zeiten lebten zwar die chineſiſchen und japaniſchen Monarchen in ſo vollkommner Freundſchaft, daß ſie einander mit Geſandſchaften und Geſchenken überhäuften, und ihren Unterthanen erlaubten, nicht nur mit einander zu handeln, ſondern auch ſich in beyderſeitigen Reichen niederzulaſſen. Es wurde aber dieſes gute Unternehmen öfters unterbrochen, und ihr Handel eine Zeitlang geſperrt, zuweilen auch auf beyden Seiten auf das härteſte verboten. Allein, ſeitdem die Tatarn ſich des chineſiſchen Reichs bemächtigt; ſo haben dieſe Streitigkeiten, die verſchiedentlich erzählt werden *), in ſo weit aufgehört, daß die Chineſer nun freyer Handel nach Japan haben, die Ja-

paner

*) Man lieſt in einem ſteinern Pfeiler in China das Verbot, welches von Wort zu Wort alſo lautet: Nachdem eine groſe Menge Japaner, die ſich in China niedergelaſſen, ſich zuſammen gerottet, und ſich eines gewiſſen Gebiets bemächtigt, nachdem ſie vorher allerley Schandthaten ausgeübt, geplündert, geraubt, geſengt und geſtohlen; ſo wird ihre ganze Nation nicht nur für unwürdig erklärt, im chineſiſchen Reiche zu wohnen, oder Handel und Gewerbe zu treiben, ſondern es wird auch zugleich allen Unterthanen hierdurch, bey harter Todesſtrafe verboten, nach Japan zu ſeegeln, oder irgend auf eine Art mit dieſer Nation Handel zu treiben.

Digitized by Google

paner aber, wiewohl nicht ſo ſtark, nach China handeln dürfen. Denn der japaniſche Kayſer ſieht es lieber, daß das Commercium von den Chineſern getrieben wird, als daß viele von ſeinen Unterthanen aus dem Staate reiſen, weil er beſorgt, daß wenig Vortheil daraus entſtehen möchte.

Die Waaren, welche aus Japan verführt werden, ſind Reis, verarbeitete Seide, Baumwolle und dergleichen. Ferner — wie Kämpfer meldet — das feine Porcellain, Gold und Silber, ob gleich itzt nicht mehr in ſo groſſer Menge, Kupfer in Stangen, Eiſen und Stahl: verſchiedene Sorten von Thee, von welchem Gewächs der Leſer unten in der Anmerkung das Nöthige finden wird *). — Gegen dieſe

*) Die Landleute halten die Gegend ſehr werth, wo der Thee wächſt. Den beſten Thee trift man in der Gegend von Meako an. Hier ſammelt man denjenigen, der bey Hofe verbraucht wird. — Die Vornehmen trinken den Thee nicht wie wir, und laſſen ihn nicht abziehen, ſondern ſie machen ihn zu Pulver. Die Blätter werden in feinen Staub zerrieben, und etliche Finger voll in eine Taſſe mit ſiedendem Waſſer gethan. Dieß rührt man nun ſo lange um, bis es ſchaumt, und zu einem dünnen Muſe wird; auch thun ſie keinen Zucker hinein. Der Thee, der für den Kayſer geliefert wird, wächſt auf einem Berge, worüber eine Menge Gärtner, und dergleichen Leute, die dazu gehören, geſetzt iſt. — Alle Tage werden die Bäume gereinigt, damit

dieſe Waaren bringen ihnen nun die Holländer allerley Glas, das ſie ſonderlich gerne haben: ferner, rohe und verarbeitete Seide, ungegerbte Häute, Queckſilber, allerley Sorten von Specereyen, woran ſie einen ganz außerordentlichen Gewinn haben. Auch bringen ſie hieher eine Art von Zucker, Biſam, Kampfer, Braſilienholz, Elephantenzähne. Alle dieſe Waaren werden Zollfrey aus und ein geführt, daher eben das japaniſche Commercium ſo begierig geſucht wird. Nur iſt die fürchterliche Clauſul dabey, daß, wenn entweder Controbande auf dieſen Schiffen gefunden, oder die Waaren verfälſcht oder beſchädigt werden, oder ſonſt ein Betrug und Schelmerey in ihren Verzeichnißen gefunden wird, ſie verſichert ſeyn können, daß mit ihnen nach der äußerſten Strenge verfahren wird. Denn man findet keine uns bekannte Nation, welche mehr Gräuel am Unterſchleife im Handel und Wandel äußert, als die japaniſche.

Be-

damit nicht die geringſte Unſauberkeit auf den Blättern bleibe. Diejenigen, die ſie abnehmen, müßen ſich enthalten, geſalzene Fiſche und dergleichen zu eſſen, damit ihr Athem den Blättern nicht ſchade, und den Geruch verderbe. Es wird ihnen nicht einmal erlaubt, die Blätter anders, als mit Handſchuhen anzugreifen, und ſie müßen ſich, ſo lange die Einſammlung dauert, des Tages einigemal baden.

Beſonders ſieht man den Holländern ſehr ſcharf auf die Finger, und ſie werden von der Zeit ihrer Ankunft an, bis ſie wieder abſeegeln, ſehr eingezogen gehalten. Wenn ihre Flotte erwartet wird; ſo ſtellt der Gouverneur von Nangaſaki an den Küſten Schildwachen aus, die von jedem Schiffe, das ſich auf dem hohen Meere ſehen läßt, Nachricht geben müßen. Und wenn dieſe Schiffe näher kommen; ſo werden Officiere mit einiger Mannſchaft abgeſchickt, welche Unterſuchungen anſtellen müßen, damit der Raport nach Hofe kann verſand werden. Von dieſer Zeit an, dürfen ſie ſich nicht rühren und bewegen, bis Antwort vom Hofe zurück iſt; alsdann ſperrt man ſie in ihre Factorey ein, oder man bewacht ſie ſonſt genau.

Es iſt hier der Ort, den Leſern die Art und Weiſe zu erzählen, wie die Holländer den ganzen Handel mit dieſem Reiche — nach der grauſamen Verfolgung der Chriſten — an ſich gebracht haben. Nach den japaniſchen Geſetzen dürfen keine Chriſten mit ihnen Handel treiben. Die Holländer aber, die gerne mit ſolchen zu thun haben, wo ihr Profit ſichtbarlich groß iſt, verleugneten ſich, und gaben vor: **ſie wären in Europa das einzige Volk, das nicht unter die Chriſten gehöre, und deswegen würden ſie auch von andern gehaßt, und müßten oft mit ihnen Krieg führen.** Nächſt dieſem benachrichtigten ſie den Hof von den verſchiedenen Cabalen und Bemühungen,

hungen, welche die Portugieſen und Spanier anwendeten, um wieder einen feſten Fuß unter ihnen zu bekommen, und ſich zu Herren von einem ſo reichen Lande zu machen. Endlich gaben ſie ihnen Anweiſung, wie ſie diejenigen entdecken ſollten, die etwa maskirt und unter fremden Namen zu ihnen kämen, nemlich ſie ſollten ſie dahin bringen, daß ſie ein Krucifix mit Füßen träten.

Durch dieſes Mittel brachten es die Holländer ſo weit, daß es ihnen erlaubt wurde, von Seiten des japaniſchen Hofes, mit der Nation einen Handel zu treiben. — Es währte aber nicht lange; ſo mißbrauchten ſie das auf ſie geſetzte Vertrauen der Japaner, da ſie ſtatt eines Magazins und Waarenlagers eine ſtarke Veſtung anlegten, und eine anſehnliche Menge Artillerie und Kriegsamunition hinein brachten. Die Sache kam dadurch heraus, weil eines ihrer Fahrzeuge zerbrach: worauf ihnen ihr ganzer Vorrath zum Gebrauch für den Kayſer weggenommen wurde. Indeſſen fanden ſie doch Mittel ſich zu entſchuldigen, und den Verdacht eines verrätheriſchen Anſchlages gänzlich von ſich abzulehnen. Sie gaben nemlich vor, ſie hätten weiter nichts geſucht, als ſich, gegen zu beſorgende Beleidigung, in Sicherheit zu ſetzen. Sonderlich aber ſähen ſie ſich genöthigt, gegen die große Menge Seeräuber, die dieß Meer beunruhigten und ganz entſetzliche Kapereyen verurſachten, die nöthigen Anſtalten zu treffen.

— Die-

— Dieſe Gründe ließ der Kayſer zum Theil gelten, und es wurde ihnen endlich wieder erlaubt, mit ihnen Handel zu treiben, aber doch unter ſolchen harten Bedingungen — wovon wir die vornehmſten kurz vorher beſchrieben haben — daß ihr Handel ſehr darunter leidet.

Was die Factorey der Holländer in Japan betrift; ſo liegt ſie auf der Spitze eines Felſen auf einer kleinen Inſul, Namens **Deſima**, welche von der Stadt Nangaſaki nur durch einen Fluß und Mauer unterſchieden iſt, die ſie von aller Gemeinſchaft der Stadt ausſchließet. Dieſe kleine Inſul ſoll nach **Thewenots** Berichte, nur zwey Meilen im Umfange haben; und kein Holländer darf ſichs unterſtehen, einen Fuß von derſelben zu ſetzen, — welches 9 Monathe währt – wenn er ſich nicht von der Wache in Stücken will zerhauen laſſen. Ferner iſt es ihnen auch nicht erlaubt, mit dieſen Wächtern, oder ſonſt mit Japanern Umgang zu halten, außer mit denen die der Gouverneur zu Factoren, Dollmätſchern und dergleichen Aemtern ernennt. Noch mehr: es iſt ihnen nicht einmal erlaubt, ſo wenig ein Licht in ihren Häuſern, als am Bord der Schiffe, anzuzünden. Kurz, ſie dürfen ſich nicht rühren.

Dieſem ſclaviſchen Zuſtande und ſtrengen Einſchränkungen, müßen ſich die Matroſen ſowohl als Kaufleute, die zur Factorey gehören, unterwerfen, (nur die ſechs Wochen ausgenommen, da öffentliche Meſſe gehalten wird,

Digitized by Google

in welcher Zeit die Japaner haufenweiſe auf dieſe Inſul kommen, und ihre koſtbaren Boutiken aufſchlagen, die mit allerhand Waaren angefüllt ſind,) ohne eine andre Veränderung zu haben, als daß ſie ſpielen, trinken und ſchöne Mamſells oder Damen zu ihrem Vergnügen miethen können, denn dieſe werden ihnen von den Bayos oder japaniſchen Herrn leicht zugeſtanden, welche es gar nicht unter ihrer Würde halten, den Fremden mit dergleichen Waaren zu dienen.

Die holländiſche Compagnie hält in Japan einen eignen Director: eine Stelle die ſehr einträglich iſt. Aber er kann es nur ein Jahr lang bleiben, und nach Verlauf deſſelben, muß er auf eben dem Schiffe, welches ſeinen Nachfolger überbringt, nach Batavia zurück gehen. Eine ſeiner hauptſächlichſten Verrichtungen beſteht darinn, alle Jahre mit einem zahlreichen Gefolge nach Jeddo zu gehen, um dem Kayſer ſeine Aufwartung zu machen, und ihm die gewöhnlichen Geſchenke zu überreichen. Dieſe Geſchenke, die ordentlich müßen abgetragen werden, und deren Werth und Beſchaffenheit von den Commiſſarien des Kayſers beſtimmt wird, ſind wenig von einem wahren Tribut unterſchieden. Die Geſandſchaft ſelbſt wird in Japan, nach Kämpfers Bericht, als ein öffentliches Zeichen der Unterthänigkeit und des Gehorſams angeſehen, den die holländiſche Republik dem Kayſer erweißt. Daher nennt auch das Volk

die zu Nangaſaki wohnenden Holländer nicht anders, als Fitoſitzt, oder Geiſſeln. Wenn der Director und die andern Abgeordneten zu Jeddo angelangt ſind, und der Audienztag beſtimmt iſt; ſo begeben ſie ſich in folgender Ordnung nach dem kayſerlichen Pallaſt:

Der Director wird in einem prächtigen Norimon getragen, die andern vier bis fünf an der Zahl, ſitzen auf Pferden, die ihre Bedienten am Zügel führen. Sie reiten einer nach dem andern vor dem Norimon her. Der Director und ſeine Gefährten gehen ſchwarz gekleidet, welches bey dergleichen Cerimonien üblich iſt. Der erſte Dollmätſcher folgt der Sänfte des Directors zu Pferde, hierauf kommt ein zahlreiches Gefolge von Bedienten zu Fuße, die vom erſten Zuge eine gewiſſe Diſtanz entfernt bleiben.

In dieſer Ordnung kommen die Holländer an das Thor des kayſerlichen Pallaſts. Dieſer Pallaſt beſteht aus drey Schlöſſern, wovon jedes ſeine beſondre Ringmauer hat. Ehe man in das Innere des erſten Schloſſes kommt, geht man über eine große Brücke, die mit einem ſchön verzierten Geländer verſehen iſt. Wenn man über die Brücke gekommen, geht man durch zwey befeſtigte Thore, zwiſchen denen man eine kleine Wache findet, hierauf kömmt man auf einen großen Platz, auf welchem man eine zahlreiche Garde findet. Von da geht man in das zweyte Schloß, welches beynahe eben ſo ge-

gebaut iſt, wie das erſte, nur daß die Befeſti-
gungen, die es einſchließen, die Thore, die
Brücke, und der Pallaſt von beßrer Bauart
ſind. Der holländiſche Director läßt hier ſei-
nen Norimon, und alle ſeine Leute müßen gleich-
falls abſteigen, und ſich zu Fuße nach den Fon-
mats, oder dritten Schloſſe, begeben, in wel-
chem tandem aliquando der Kayſer zu finden iſt.
Man geht über eine große ſteinerne Brücke, und
nachdem man durch verſchiedene wohlbefeſtigte
Baſtionen gekommen, tritt man in eine enge
krumme Straße, die von beyden Seiten mit
außerordentlich hohen Mauern umgeben iſt.
Am Ende dieſer Straße erblickt man ein Corps
Soldaten, von ohngefähr hundert Mann, wel-
che in einem geräumigen Saale in guter Ord-
nung ſtehen. An dieſem Orte halten ſich die
Geſandten ſo lange auf, bis der Befehl kommt,
in das Innere des Pallaſts zu gehen. —
Während ſie ſich in dieſem Zimmer aufhalten,
ſetzt man ihnen Thee und Toback vor.

Wenn endlich der Befehl kommt; ſo führt
man die Abgeſandten nach dem Zimmer des Kay-
ſers, welcher ihnen in einem Saale von ſonder-
barer Einrichtung Audienz ertheilt. Dieſes
Zimmer iſt ein weitläuftiges und ſehr hohes Ge-
bäude mit vergoldeten Pfeilern und Lambois ge-
ſchmückt, welches aber, wegen der großen Men-
ge Schirme, ſehr dunkel iſt. Der Fußboden
iſt mit hundet ſchön geſtickten Teppichen belegt,
die alle von einerley Größe ſind. Dieſer Saal
iſt

iſt von der einem Seite nach einem kleinen Hofe zu, offen, von welcher Seite auch das Licht hinein fällt. Auf der gegen überſtehenden Seite ſtößt er an zwey Cabinette, die ihr Licht nur von dem Saale erhalten. Das erſte iſt ziemlich groß, und hierinnen pflegen die Staatsminiſter ihre Audienz zu geben. Das andre iſt viel kleiner, aber höher gelegen; und hierinn giebt der Kayſer Audienz. Er ſitzt auf Teppichen, mit kreuzweiſen Füßen, nach Art der Morgenländer. Die Staatsräthe, Fürſten und andre Große des Reichs, machen eine doppelte Reihe in dem großen Saale, wovon die Vorzimmer gleichfalls mit einer großen Menge Edelleute und andern Hofbedienten erfüllt ſind. Wenn der Kayſer in dem Audienzcabinette angekommen iſt; ſo rufen die Bedienten, welche den holländiſchen Director introduciren, dreymal mit vernemlicher Stimme: **Hollande-Capitain.** Auf dieſes Zeichen muß ſich der Director dem Kabinett nähern, die andern Bedienten aber müßen zurück bleiben. Der Geſandte muß alsdann die vorgeſchriebenen Verbeugungen und Reverenzen machen. Er muß ſich auf die Knie legen, ſich mit der Stirne zur Erde neigen, auf Händen und Füßen herbey kriechen, und ſo rücklings auf eben die Art ſich zurück machen, ohne dem Kayſer den Rücken zuzukehren, oder ein einziges Wort zu ſprechen. Dieſe Cerimonie iſt gar nicht von derjenigen unterſchieden, welche alle Vaſallen des Reichs

 beobach-

beobachten müßen, wenn ſie ſich jährlich zu den Füßen ihres Monarchen hinwerfen, ſeine Oberherrſchaft zu erkennen, und ihm ihren Gehorſam zu beweiſen.

Kämpfer, dem alles bisher angeführte zugehört, erzählt noch andre Dinge, die bey einer andern Audienz, bey welcher er geweſen, vorgefallen ſind, und wo er und ſeine Gefährten, wie er ſelbſt ſagt, ſehr lächerliche Perſonen vorgeſtellt hätten. — Der Kayſer empfing die Holländer in einem Saale von verſchiedenen Abtheilungen. Einige derſelben waren offen, andre aber waren mit Gitterfenſtern verſchloſſen. Die Mitte des Saals war blos, d. h. ohne Teppiche und Schirme: hier ſtellte man die Holländer hin, die Befehl erhielten, ſich zu ſetzen. Zu ihrer Rechten ſaß der Kayſer, und die Kayſerinn hintern Gittern verborgen. Die Prinzen von Geblüte, und die Damen der Kayſerinn, waren hinter andern Gittern, den Holländern gegen über. Auf dieſe Art, ſagt Kämpfer, **hatte man das Theater eingerichtet, worauf wir unſre Rolle ſpielen ſollten. Nach den erſten Komplimenten verwandelte ſich der erſte Aufzug in eine luſtige Nachkomödie.** Man legte den Holländern viele und närriſche Fragen vor. Zuerſt verlangte der Kayſer den Namen und das Alter, von einem jeden insbeſondre, den ſie auf ein Papier ſchrieben, welches der erſte Miniſter dem Kayſer durchs Gitter reichen mußte.

Man

Digitized by Google

Man fragte hierauf den Director: Wie weit Holland von Batavia und Batavia von Nangaſaki ſey? Ob der Generaldirector der oſtindiſchen Compagnie, oder der Fürſt von Holland die meiſte Gewalt beſäße? u. ſ. w. Dem Doctor Kämpfer legte man auch verſchiedene Fragen vor, die er beantworten mußte. Unter andern fragte man ihn: welche äußerliche oder innerliche Krankheit am ſchwerſten zu curiren ſey? Was für Curen er bey Geſchwüren brauchte, ob die Aerzte in Europa kein Mittel für den Tod gefunden hätten? Nach beantworteten Fragen, mußten ſie auf Befehl des Kayſers, eine luſtige Uebung vornehmen. Wir mußten, erzählt Kämpfer, unſre Mäntel und Hüte abnehmen, welches unſre Cerimonienkleider waren. Wir mußten aufſtehen, damit uns der Kayſer recht betrachten konnte. Wir mußten gehen, ſtill ſtehen, einander Complimente machen, ſpringen, uns ſtellen, als wären wir beſoffen, gebrochen japaniſch reden, holländiſch leſen, ſingen, und unſre Mäntel ab und umhängen. Da wir aufs Beßte die Befehle des Kayſers ausgerichtet, ſang ich zu meinem Tanze ein Deutſches Liebesliedchen. Auf die Art und mit noch weit mehrern Poſſen, mußten wir die Geduld haben, den Kayſer und ſeinen ganzen Hof zu beluſtigen.

Das

Das heißt nun freylich ſich ſehr erniedrigen, beſonders wenn man ſich der Namen Abgeſandte gedenket. Allein durch dieſes gehorſame Betragen und tiefe Herablaßung haben die Holländer immer getrachtet, ſich des Zutrauens und der Liebe der Japaner zu verſichern. Im Grunde aber ſcheinen ſie ſich dadurch bey den Japanern verächtlich gemacht zu haben. Denn ſie haben ſich doch, ungeachtet ihrer tiefen Unterwerfungsbezeigungen, nie vor den beleidigenden und tyranniſchen Begegnungen, die ſie im Lande ausſtehen müſſen, ſchützen können. Man behandelt ſie ohne Zweifel in Japan mit einer ungewöhnlichen Härte, und die ſtolze Behandlung der Inſulaner gegen ſie iſt kaum erträglich zu nennen. Man bewahrt und achtet auf ſie, nicht anders als wären ſie Spione; man ſperrt ſie in Gefängnißen ein, und traktirt ſie wie Vieh. Die Gelaſſenheit, womit die Holländer dieſe Plagen ertragen, iſt zum Bewundern groß, und man hat Gelegenheit in dieſem Falle zu ſehen, wie vieles der Geitz über Menſchen vermag. Kämpfer mag hier abermals auftreten und ſich über dieſen Punct auslaßen: **Der Geitz**, ſagt dieſer wackere, ehrliche Deutſche, **der Geitz der Holländer und der Glanz des japaniſchen Goldes hat ſo viel Gewicht über ſie (nemlich über die Holländer) gehabt, daß ſie lieber, ehe ſie die Handlung ganz fahren laßen wollten, freywillig eine faſt beſtändige Gefangen-**

ſchaft

ſchaft aushalten; denn ſo kann man mit Recht unſern Auffenthalt in Deſima nennen. Sie ſtehen deswegen unendlich harte Begegnungen, von einer fremden und heydniſchen Nation aus: begeben ſich der Feyrung des Gottesdienſtes und der Sonntage und Feſttage: ſie enthalten ſich des öffentlichen Betens und Singens: ſie enthalten ſich in Gegenwart der Landeseinwohner des Zeichen des Kreuzes und des Namens Jeſu und überhaupt aller Merkmale des Chriſtenthums, und erdulden endlich alle beleidigende Begegnungen dieſer ſtolzen Ungläubigen niederträchtig und gelaſſen, welches für ein edles Gemüth die verdrießlichſte Sache von der Welt iſt.

Die Catholiſchen Miſſionair und Schriftſteller haben zu dieſen, freylich nur allzu wahren Vorwürfen, noch eine große Menge anderer hinzugefügt, die aber doch blos Neid und Abgunſt gezeugt haben. Einige der catholiſchen Schriftſteller melden, daß ſich die Holländer, um nur in Japan geduldet zu werden, nicht geſcheut hätten, das Bild unſers Heilandes mit Füßen zu treten. Noch andre dieſer Herren haben in ihren Relationen ausgeſtreut, daß die Holländer, wie ſie bey der harten Verfolgung in Japan wären befragt worden: ob ſie Chriſten wären? geantwortet hätten: Nein, ſondern ſie wären Holländer. Was den erſten Vorwurf

Vorwurf betrift; ſo würden wir ihnen glauben, wenn **Kämpfer** oder **Charlevoir** nur mit einer Sylbe davon geredt hätten: da ſie aber beyde nichts ſagen; ſo ſcheint die Anklage fabelhaft. Allein die andre Beſchuldigung erklärt unſer Doctor gänzlich für falſch, und führt die Gelegenheit zu dieſem falſchen Gerüchte ſo an. Er ſagt nemlich: es habe ſich ein gewiſſer Holländer Namens **Michael Sandwort** zu Nagaſaki aufgehalten: und wie dieſer Menſch von den Inquiſitoren wäre befragt worden, ob er ein Chriſt ſey? — ſo habe er geantwortet, um ſein und ſeines Gefährten Leben zu retten: Was? Chriſten, Chriſten? Wir ſind Holländer. — Wir haben Urſache die Erzählung des ehrlichen Deutſchen, allen Verleumdungen der catholiſchen Miſſionair vorzuziehen!

Araber.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorerrinnerung.

Unter allen den Schriftſtellern, welche bisher über Sitten, Gebräuche, Religion der Araber geſchrieben haben, ſcheint uns Herr Carſten Niebuhr, der einzige Mann zu ſeyn, dem man in allen Stücken völligen Glauben beymeſſen kann. Seine **Beſchreibung von Arabien** liefert uns einen Zuwachs von allerley Arten von Kenntnißen: ſie verräth auf allen Seiten den ehrlichen, unermüdeten und ſcharfſinnigen Forſcher, deſſen Hauptaugenmerk dahin abzielte, den Deutſchen die arabiſchen Menſchen ganz ſo darzuſtellen, wie ſie ſind, und zwar — ſonder allen Schmuck und Ziererey. Sein Werk iſt auch einmüthig von allen Kennern mit dem größeſten Beyfalle aufgenommen, und für das einzige in ſeiner Art gehalten worden.

Wir halten uns daher für verbunden, dem Herrn Niebuhr, bey Behandlung der Araber, in ſoweit zu folgen, als es unſerm Zwecke gemäß bleibt. Es wäre in der

That ſehr zu wünſchen, daß ſich dieſer denkende Kopf über die Sitten, Religionsbegriffe, Gebräuche u. ſ. w. der Araber, weitläuftiger ausgelaſſen, als er würklich gethan hat. Ueber manche Artikel hat er ſich — ſeiner Abſicht gemäß — kurz erklärt: und da wird es nöthig werden, daß wir dieſe Lücken aus andern beglaubten Reiſebeſchreibern ergänzen. — Aber Herr Niebuhr wird immer unſer Leitsmann bleiben, ſo lange er uns hinlänglich Materie darbietet: und ſollte jemand denken, daß wir ja nur einen Auszug aus dem Niebuhr gemacht hätten; ſo können wir ihn verſichern, daß das auch unſre Abſicht geweſen ſey, weil wir es für Pflicht halten, das charakteriſtiſche der Araber ſo vorzuſtellen, wie es würklich iſt. Und hierzu finden wir Niemand tauglicher, als eben den Herrn Niebuhr.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Allgemeine Anmerkungen über das Clima Arabiens, und den Character der Einwohner dieſes Landes. — Betragen der Mohammedaner gegen fremde Religionsverwandte. — Gaſtfreyheit und Gruß der Araber.

Die Halbinſel **Arabien** gränzt gegen Weſten an den arabiſchen Meerbuſen, oder das ſogenannte rothe Meer, gegen Süden und Oſten an das Weltmeer, und gegen Nordoſt an den perſiſchen Meerbuſen. — Das Land beſteht aus verſchiedenen und zum Theil ſehr anſehnlichen Provinzen, als: **Jemen, Hadramaut, Omân, Lachſa, Nedsjed, Hedsjâs** und andern kleinen daran gränzenden Landſchaften. In einer jeden dieſer großen Provinzen findet man ſehr viele kleine unabhängige Herrſchaften, an deren Namen dem Leſer vermuthlich nicht viel gelegen iſt. In allen den erwähnten großen Provinzen trift man hohe, bergigte und fruchtbare Gegenden an. Allein den großen Ebenen fehlt es an Regen, und folglich an Fruchtbarkeit. Indeſſen ſammlen ſich in den bergigten Gegenden, während der Regenszeit viele Flüſſe — welche Wadi genannt

 werden

Digitized by Google

werden — die einen beträchtlichen Theil der Ebenen fruchtbar machen, und ſich nachher auf den Feldern oder im Sande verliehren, oder ſich, wenn die Berge von der See nicht zu weit entfernt, und die Flüſſe groß ſind, in das Meer ſtürzen.

Das Gebürge, welches von Süden gegen Norden durch ganz Arabien geht, iſt nach der Seite des arabiſchen Meerbuſens, von Tôr bis zu dem Berge Sinai und von Tehâma nach Oſten bis Sanà, ſo ſehr abhängig, daß das Waſſer, welches ſich, etwa nach einem langen Regen, zwiſchen den Bergen ſammlet und nicht abfließen kann, doch bald Wege über oder unter der Erde findet.

Die Witterung in Arabien iſt nach der Lage der verſchiedenen Gegenden dieſer großen Halbinſel, ſehr verſchieden. Man hat nemlich in den bergigten Gegenden der Landſchaft Jemen eine Regenszeit, die man Mattar el Charîf nennt, und welche in die drey Monathe Tamûs, Âb und Ailûl, d. i ohngefähr von der Mitte des Junius bis gegen das Ende des Septembers, und alſo in die heiſſeſten Monathe fällt, wenn der Regen für das Land am nützlichſten und für die Einwohner am angenehmſten iſt. Er ſoll in den beyden erſten Monathen am ſtärkſten ſeyn, und in dem letztern allmählig abnehmen. Der Himmel iſt in dieſer Gegend, während der Regenszeit bisweilen — jedoch ſelten — 24 Stunden lang beſtändig mit Wolken bedeckt.

In

In der übrigen Zeit des Jahres aber ſieht man hier oftmals in einigen Monathen keine Wolken, und in den Ebenen hat man das ſchönſte Wetter, wenn es auf den benachbarten Bergen ſtark regnet. Im Frühlinge ſoll es auch zuweilen regnen, welches aber nicht lange dauert. Je ſtärker indeſſen dieſer Regen iſt, eine deſto fruchtbarere Erndte erwartet man *).

In der bergigten Gegend auf der Oſtſeite von Arabien fällt die Regenszeit ein, ohngefähr vom 21ten November bis den 18ten Februar. Die Jahrszeit Seif dauert in Omân ohngefähr vom 19ten Februar bis den 20ten April. Die heiſſeſten Monathe ſind **Ejar**, **Siwân**, **Tamâs**, **Ab** und **Eilul**, nemlich etwa vom 20ten April bis zum 20ten September.

Die Wärme in Arabien iſt unter einerley Polhöhe zuweilen gar ſehr verſchieden: denn anſtatt daß man des Sommers in dem niedrigen Tehâma eine faſt unerträgliche Hitze ausſtehen muß, weil es da ſehr ſelten, und bisweilen in einem ganzen Jahre nicht regnen ſoll; ſo iſt die Witterung zu der Zeit in den nahe dabey liegenden bergigten Gegenden nicht nur deswegen, weil die Wolken, welche über den arabiſchen Meerbuſen und Tehâma wegziehen, an den hohen

*) So ſagt man auch, daß der Frühlingsregen die Perlenmuſcheln fruchtbar mache. Eine Fabel, die von den Perſern bereits über 600 Jahre geglaubt, und deswegen anmerkenswerth iſt.

Digitized by Google

hen und kalten Bergen in Regen herunter fallen, ſondern auch, weil dieſe Gegenden höher liegen, und daher eine dünnere Luft haben, ſehr gelinde. — Die Einwohner der Landſchaft Jemen wohnen alſo gleichſam ſchon unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, und man trift deswegen in dieſer Provinz in einer kleinen Entfernung verſchiedene Arten von Thieren und Früchten einheimiſch an, welche man in andern Ländern aus weit entlegenen Gegenden holet.

Man ſiehet in den heiſſen Ländern ſehr oft **Sternputzen** und bisweilen ſehr groß. Allein vom **Nordlichte** weiß man in Arabien, Indien, Perſien und Syrien nichts. Von dem **Lichte der Sterne** hat Herr Niebuhr auf ſeiner Reiſe von **Bombay** nach **Maſkat** bemerkt: daß man die von der zweyten Größe, bey klarer Luft, wegen der vielen Dünſte am Horizont nicht eher ſehen konnte, bis ſie drey oder vier Grad hoch geſtiegen waren, und die Sterne von der erſten Größe ſchienen unter der Höhe von 20 Grad nicht zu funkeln oder zu zittern.

Die Würkung des **Windes** iſt in den arabiſchen Städten, nach der Beſchaffenheit der umliegenden Gegenden, ſehr verſchieden. Zu Haleb iſt der Weſtwind, welcher von der Seeſeite kommt, feucht, und der Oſtwind, von der Wüſte her, trocken. — Bey dem feuchten Südoſtwinde iſt auf der Inſul **Charedsje** und zu **Basra** in der heißeſten Jahrszeit gemeiniglich Windſtille, und deswegen ſchwitzt man alsdann

dann am meiſten. Der trockene Nordweſtwind iſt nicht ſo unbequem, weil die Luft bey ihm mehr in Bewegung iſt. Indeſſen ſcheint er in den Sommermonathen (im Winter iſt er kälter) heiſſer zu ſeyn; denn er macht alle feſte Körper, als Holz und Eiſen, wenn ſie gleich im Schatten ſtehen, ſo heiß, als wenn ſie den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt wären. So gar das Waſſer in gläſernen und metallenen Töpfen wird dadurch warm.

Weil die Sonne in ihrem Sommerſtillſtande faſt mitten über Arabien ſteht; ſo iſt es in den meiſten Gegenden dieſes Landes im Julius und Auguſt ſo heiß, daß ſich faſt niemand, der nicht dazu genöthigt iſt, von Vormittags um 11 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr auf den Weg begiebt. Die Araber arbeiten um dieſe Zeit nur ſehr ſelten, ſondern halten ihren Mittagsſchlaf, und zu Bagdad und auf der Inſul Charedsje, vielleicht auch in andern Städten dieſer Gegend, bisweilen in einem Zimmer unter dem Hauſe, in welches ſie durch eine Art Schornſtein den Wind von oben herunterleiten, und die Luft dadurch in Bewegung bringen. Andere laßen in dieſer Jahrszeit oft Waſſer auf die Straße ſchütten, um dadurch die Luft abzukühlen: andere verſchließen Thüre und Fenſter um die Hitze abzuhalten. Dieſe heiſſe Jahrszeit nennen die Araber Smûm, ſo wie wir die unſrige die Hundes-Tage zu nennen pflegen. In dieſen Monathen hat man zu Basra, obgleich

Digitized by Google

ſelten, Beyſpiele, daß Leute auf der Straße, ſowohl in der Stadt als auf dem Wege nach Zobeir, von der großen Hitze umgefallen und verſchmachtet ſind, ja Mauleſel ſollen auſſerhalb Basra von der Hitze geſtorben ſeyn.

Von dem giftigen Winde Sâm, Smûm, Samiel oder Samûli, nach der Araber Ausſprache, hört man am meiſten in der Wüſte zwiſchen Basra, Bagdad, Haleb und Mecca. Er ſoll auch in einigen Gegenden von Perſien *) und Indien, ja in Spanien nicht unbekannt ſeyn. Dieſer Wind iſt gleichfalls nur in den heiſſeſten Sommermonathen zu fürchten. Er ſoll allzeit von der Seite der großen Wüſte kommen; denn man ſagt, daß der Smûm zu Mecca aus Oſten, zu Bagdad aus Weſten, zu Basra aus Nordweſt, und zu Surat aus Norden komme. Zu Kahira kommt der heißeſte Wind über die lybiſche Wüſte, und alſo aus Südweſt. Weil die Araber in der Wüſte einer reinen Luft gewohnt ſind; ſo ſollen einige unter ihnen einen ſo feinen Geruch haben, daß ſie den tödtlichen Smûm an dem ſchweflichen Geruch erkennen können. Ein andres Kennzeichen dieſes Windes ſoll ſeyn, daß die Luft in der Gegend, woher er kommt, ganz röthlich wird. Da aber ein gerade ausgehender Wind an der Erde gar keine Macht hat, weil er vielleicht von

*) Man ſehe den erſten Theil dieſer Characteriſtik, Seite 6.

von den Hügeln, Steinen und Sträuchern gebrochen, und auch durch die Ausdünſtung der Erde gehindert wird; ſo werfen ſich die Menſchen nieder, wenn ſie dieſen Wind gewahr werden. Die Natur ſoll auch die Thiere gelehrt haben, ihre Köpfe nieder zur Erde zu halten, wenn dieſer Wind ſich nähert. — Indeſſen ſollen oft Jahre vergehen, daß man dieſen giftigen Smûm auf dem Wege von Basra nach Haleb nicht verſpürt.

Sowohl Menſchen als Thiere erſticken, nach der Erzählung der Araber, durch dieſen Wind auf eben die Art, wie von dem gewöhnlich heiſſen Winde, deſſen vorhin erwähnt iſt. Denn bey einer außerordentlich großen Hitze kömmt zuweilen ein Lüftchen, welches noch heiſſer iſt, und wenn die Menſchen und Thiere ſchon matt geworden ſind, daß ſie faſt vor Hitze verſchmachten; ſo ſcheint es, daß der kleine Zuſatz von Hitze ihnen vollends alle Luft benimmt. Wenn nun ein Menſch von dieſem Winde erſtickt, oder, wie man auch ſagt, wenn ihm das Herz geborſten iſt; ſo ſoll dem Todten, bisweilen zwey Stunden lang, das Blut aus der Naſe und den Ohren ſtürzen. Auch ſoll der Körper lange warm bleiben, aufſchwellen, blau und grün werden, und, wenn man ihn bey einem Arm oder Bein in die Höhe heben will; ſo ſoll ſich dieſes abtrennen.

Digitized by Google

Aus der Beſchreibung dieſes Windes ſieht man, daß nicht leicht jemand Neigung haben werde, dieſen Wind ſo genau zu erforſchen.

Die Erziehung der Araber iſt von der unſrigen ſo ſehr unterſchieden, daß man ſich gar nicht wundern darf, wenn man auch ihren **Charakter**, von dem Charakter der Europäer ſehr abweichend findet. Sie laſſen ihre Söhne vier bis fünf Jahre in dem **Harem**, das iſt, bey dem Frauenzimmer, und da beluſtigen ſie ſich, während dieſer Zeit, wie die Kinder der Europäer. So bald ſie aus dem Harem kommen, müſſen ſie ſich gewöhnen, ernſthaft zu denken und zu reden, und wohl ganze Tage bey dem Vater ſitzen, wenn dieſer nicht ſo begütert iſt, daß er ihnen beſondre Lehrmeiſter halten kann. Weil die Muſik und Tanzkunſt bey den Arabern für unanſtändig gehalten wird: weil das ſchöne Geſchlecht bey ihnen von allen öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen iſt: weil ſie gar keine ſtarke Getränke trinken dürfen; — ſo lernen die jungen Araber die meiſten Vergnügungen der Europäer gar nicht einmal kennen, ſondern, ſo wie ſie unter der beſtändigen Aufſicht alter Leute erwachſen; ſo werden ſie auch ſchon in ihrer Jugend unvermerkt ernſthaft.

Bey aller dieſer Ernſthaftigkeit lieben die Araber doch gerne große Geſellſchaften zu halten, und denſelben beyzuwohnen. Sie verſammlen ſich deswegen nicht nur in ihren Kaffeehäuſern, ſondern auch auf den Märkten. Vielleicht findet man

kein

kein Land, in welchem mehrere Märkte gehalten werden, als in Jemen. Hier iſt faſt kein groſſes Dorf, wo nicht wöchentlich Markttag gehalten wird. Wenn die Dörfer etwas weit von einander liegen; ſo verſammlen ſie ſich an einem beſtimmten Tage auf freyem Felde. Einige kommen dahin, um Waaren zu kaufen oder zu verkaufen: die meiſten aber, um die Zeit da angenehmer zu verbringen, als ſie in ihren Häuſern nicht würden gekonnt haben. Aus dieſer Neigung der Araber, und beſonders der Einwohner zu Jemen, zum geſelligen Leben, kann man ſchon ſchließen, daß ſie nicht ſo ungeſittet ſind, als man vielleicht geglaubt hat.

Viele europäiſche Reiſende wollen die Araber als Heuchler, Betrüger und Räuber gefunden haben. Hr. Niebuhr glaubt nicht Urſach zu haben, ſich hierüber zu beſchweren. Er hat zwar einige von dieſem Charakter kennen lernen, will aber aus dem Beyſpiele einiger wenigen Perſonen nicht auf die Geſinnung der ganzen Nation ſchließen. Selbſt die Araber wiſſen es, daß ihre Landesleute nicht alle gut denken. — Den europäiſchen Kaufleuten trauen ſie im Handel ſehr, und glauben, daß ſie immer ihr einmal gegebenes Verſprechen halten. Und aus dieſer Urſach halten ſie es für Schande, wenn die Muſlemins (Rechtgläubigen) nicht gleiche Redlichkeit im Handel und Wandel beobachten. **Würde aber ein rechtſchafner arabiſcher Kaufmann nach Europa kommen, und**

ſich

ſich dem erſten, der ſich zu ſeinem Dienſte darböte, anvertrauen; ſo könnte er auch wohl große Urſache finden, ſich über die Europäer zu beſchweren. Man trift alſo in Arabien ſchlechte Leute, aber auch hier, ſo wie in Europa und andern Gegenden der Welt, viele rechtſchaffene brave Männer an.

Die Araber ſcheinen gar nicht zankſüchtig zu ſeyn: wenn ſie aber einmal anfangen zu hadern; ſo machen ſie viel Geſchrey, und man ſieht ſehr oft, daß ſie mit Meſſern auf einander loß gehen. Bey allen dem aber, ſind ſie bald wieder zum Frieden geneigt. Denn wenn der eine nur nicht ſo hitzig iſt, als der andere, oder wenn nur ein unbekannter Kaltſinniger dazu kommt, und einige mal ſagt: **Gedenke an Gott und ſeinen Propheten!** ſo vertragen ſie ſich entweder auf der Stelle, oder ſie erwählen einen Schiedsrichter, um ſich gütlich mit einander zu vergleichen. Vielleicht haben ſie nicht ſo viele Schimpfwörter, als der europäiſche Pöbel: ſie ſind aber deswegen nicht weniger empfindlich, und bisweilen rachgieriger. Wenn einer im Zorn vor dem andern auf die Erde ſpeit; ſo verhält ſich der Leidende eben ſo dabey, wie bey uns. Er erträgt nemlich den Schimpf geduldig, wenn er ſich nicht vertheidigen kann, ſonſt läßt er dem andern ſeinen Unwillen gewiß empfinden. — Der Araber kann es alſo, wie man leicht glauben wird, noch weniger vertragen, daß man ihn ins Angeſicht, oder wie man

bey

bey ihnen ſagt, auf den Bart ſpeit, fürnemlich, wenn er dem andern gewachſen zu ſeyn glaubt. — Man würde einen Mohammedaner ſehr beleidigen, wenn man zu ihm ſagte: **Dreck auf deinen Bart.** Ein Schimpfwort, das unter dem Pöbel ſehr gebräuchlich iſt. Ueberhaupt werden die meiſten Beſchimpfungen bey dem arabiſchen, ſo wie bey dem europäiſchen Pöbel zu gewiſſen Zeiten, als witzige Einfälle angeſehen, da hergegen ehrliebende Männer ſich dadurch höchſt beleidigt finden würden.

Wenn aber ein Schech unter Bedouinen mit einer ernſthaften Mine zu dem andern ſagt: Deine Mütze (**Turban**) iſt unrein! oder deine Mütze ſitzt ſchief! oder ſetze deine Mütze beſſer u. d. gl.; ſo glaubt der Beleidigte, daß er eben ſowohl als ein europäiſcher Cavalier, der einen andern wegen eines unbedachtſamen Worts erwürgen will, Ehrenhalber verpflichtet ſey, nicht nur dem Beleidiger, ſondern auch ſeinen männlichen Anverwandten nach dem Leben zu trachten. Man hat Herrn Niebuhr hiervon zu Basra folgende Geſchichte erzählt, die ſich vor zehn bis zwölf Jahren in der Nähe dieſer Stadt ſoll zugetragen haben.

Ein angeſehener Mann, von dem Stamme **Montefidsj**, hatte ſeine Tochter an einen Araber zu **Korne** verheyrathet. Nicht lange nach der Hochzeit fragte ihn ein Araber von einem andern Stamm, welcher gleichfalls unter dem großen Stamm Montefidsj ſteht, in einem

Kaffee-

Kaffeehauſe etwas ſpöttiſch: ob er der Vater der jungen und ſchönen Frau des N. N. wäre? Dieſer vermuthete, daß man die Ehre ſeiner Tochter im Verdacht hätte, und verließ ſogleich die Geſellſchaft, um den Kopf ſeiner Tochter zu holen. Bey ſeiner Zurückkunft hatte ſich der andre Araber, aus Furcht vor der Rache, bereits entfernt. Der Beleidigte ſuchte nachher nichts ſo ſehr, als das Unrecht, welches ihm und ſeiner Tochter wiederfahren war, zu rächen. Er bemühete ſich ſelbſt lange Zeit vergebens, den Beleidiger zu finden: indeſſen tödtete er verſchiedene Anverwandten ſeines Feindes, und legte auch ſo gar ſeine Hand an ſeine Bedienten und Vieh. Weil der Beleidiger endlich ſeinen Untergang unvermeidlich ſah, und kein Mittel wußte, ſich zu retten; ſo bot er dem Oberhaupt der Janitſcharen und Gouverneur zu Korne, eine große Summe, wenn er ſeinen Feind anhalten, und ihm das Leben nehmen wollte. Der Aga foderte dieſen vor ſich, und verlangte, daß er ſich verſöhnen möchte. Er wollte aber nichts von einem Vergleich hören, ſondern beſtand darauf, ſeinen Feind zu tödten. Der Aga drohete ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, und ließ darzu, um ihn zu ſchrecken, einige Anſtalten machen. Weil er aber ſo ſtandhaft war, daß er den Todt für nichts gegen die erlittene Schande, und den Verluſt ſeiner Tochter achtete; ſo entſchloß ſich der Aga, mit einigen vornehmen Arabern, aus Achtung gegen die eheliebende

Ge=

Geſinnung dieſes Mannes, ihm Genugthuung zu verſchaffen, ſo gut es möglich war. Man ward einig, daß der Beleidiger dem Beleidigten ſeine eigne Tochter mit einer beſtimmten Ausſteuer an Geld, Pferden, Waffen u. d. gl. geben ſollte. Dieſer hörte zwar nachher auf, weiter Rache zu ſuchen; aber der Beleidiger ſelbſt, durfte doch niemals wieder vor den Augen ſeines neuen Schwiegerſohns erſcheinen.

Die Araber bezeigen ſich viel höflicher gegen Fremde, als die Türken. Die Europäer können in Jemen und Omân, desgleichen in Perſien faſt eben ſo viel Höflichkeit, von den Eingebohrnen erwarten, als wir dieſen Mohammedanern erzeigen würden, wenn ſie nach Europa kommen ſollten. Und wenn man gleich daſelbſt Leute antrift, die ſich unhöflich gegen Fremde bezeigen; ſo findet man vielleicht auch europäiſche Reiſende, die dadurch Gelegenheit dazu gegeben haben, daß ſie ſich ſelbſt für wichtige Leute, alle Mohammedaner aber für gering gehalten, und weder die Sitten des Landes gekannt haben, noch ſich darnach richten wollen. Weil die Mohammedaner in allen Städten, wo europäiſche Kaufleute angetroffen werden, weniger Zoll von ihnen, als von ihren eignen Unterthanen nehmen; ſo ſollte man doch faſt glauben, daß wenigſtens diejenigen, welche daſelbſt Antheil an der Regierung haben, ſich auch in andern Fällen bemühen, die Freundſchaft der Europäer zu erhalten.

Bey

Digitized by Google

Bey dem größern Theil der Türken aber, glaubt unſer Verfaſſer bemerkt zu haben, daß ſie gegen die Europäer einen großen Haß würklich hegen. Vielleicht, weil ſie ſich der vielen blutigen Kriege errinnern, welche ſie mit ihnen geführt haben. Der Name der Türken kann unſern Kindern nicht ſo fürchterlich ſeyn, als es der Name der Europäer den jungen Türken iſt. Ein Türke, der bey einem Europäer Dienſte nimmt, wird von ſeinen Landesleuten verachtet, weil er ſich ſo ſehr erniedrigt, der Europäer Brod zu eſſen. Ein ſolcher pflegt zu Conſtantinopel ein Schweinehüter genannt zu werden. Beſonders ſind die Europäer zu Damāſk ſehr verhaßt, und werden auch von dem Pöbel zu Kahira ſehr verächtlich angeſehen. In Arabien und in Perſien aber, wo die Einwohner mit den Europäern niemals Krieg gehabt haben, können dieſe auch von dem Pöbel mehr Höflichkeit erwarten.

Die Araber nennen die Chriſten **Naſſâra** oder **Nuſrâni**. Weil ſie bey ihnen zu keinen Ehrenſtellen gelangen können, und die angeſehenſten Chriſten, welche unter ihnen wohnen, Kaufleute ſind; ſo nennt man in **Egypten** einen jeden, welcher anſtändig gekleidet iſt, **Chauâdsje**, welches einen Kaufmann bedeutet. Und diejenigen, welche nicht Kaufleute ſind, nennen ſie **Maallim** d. i. Meiſter. In **Syrien** nennt man die chriſtlichen Kaufleute gleichfalls Maallim oder Meiſter. In **Natolien**

lien aber, wo die türkiſche die Hauptſprache iſt, ſcheint die Höflichkeit der Mohammedaner gegen die Chriſten gänzlich aufgehört zu haben. Denn daſelbſt nennen die Türken die Chriſten faſt immer Dsjaurler (Ungläubiger) ein Name, der bey ihnen ſo verächtlich iſt, daß ſie im Zorn ihre Pferde und andre Thiere damit beehren.

Da alſo die Türken ihren chriſtlichen Mitbürgern einen ſo verächtlichen Namen beylegen; ſo kann man leicht denken, daß ſie in ihrem übrigen Betragen nicht höflicher gegen ſie ſind. Sie nöthigen die Chriſten nicht nur ein gewiſſes Zeichen zu tragen, damit ſie ſie unterſcheiden, und die Kopfſteuer (Charads, andre ſchreiben Karat: allein die erſte iſt richtiger) von ihnen fodern können, — denn ordentliche Liſten halten die Morgenländer nicht darüber — ſondern die Türken zu Conſtantinopel verlangen ſo gar zu weilen von den vorbeygehenden Chriſten, daß ſie ihnen die Straße fegen, und den Koth wegtragen, oder ihnen etwas bezahlen ſollen, um von dieſer Arbeit befreyt zu ſeyn. Man weis nicht recht, ob dieß von der Obrigkeit gebilligt wird. Ein chriſtlicher Unterthan des Sultans aber unterſteht ſich nicht, einen Mohammedaner wegen einer Kleinigkeit zu verklagen. Bey öffentlichen Freudensbezeugungen, z. E. wegen der Geburt eines Prinzen oder Prinzeßinn, betragen ſich die Janitſcharen ſo ſchlecht, daß es für Chriſten und Juden nicht rathſam iſt, bey ſolchen Gelegenheiten auf der

 Straße

Digitized by Google

Straße zu erſcheinen. — Ein Beyſpiel von dem hochmüthigen Betragen der Türken, gegen die morgenländiſchen Chriſten, führt unſer Verfaſſer in folgenden Worten an. Ein Türke, ſagt er, dem wir in Kleinaſien auf der Landſtraße begegneten, da er ſich eben zu Pferde ſetzen wollte, nöthigte einen griechiſchen Kaufmann aus unſrer Karavâne, der ihn nicht einmal kannte, von ſeinem Pferde zu ſteigen, und ihm den Steigbügel zu halten. Eine Aufführung, vor der ſich gewiß ein Araber ſchämen würde *).

Es ſcheint, daß die Juden in Jemen und zu Schirâs von den Mohammedanern wenigſtens eben ſo ſehr verachtet werden, als von den Chriſten in Europa. In dem Königreiche Omân findet man ſehr wenig Juden. Allein in den türkiſchen Städten findet man eine groſſe

*) Herr Niebuhr meint, daß die morgenländiſchen Chriſten ſelbſt zu dieſer ſchlechten Behandlung ſehr vieles beytrügen. Er beſchreibt einige der kleinen griechiſchen Kaufleute, als niederträchtige Schmeichler und Schwätzer, die natürlicher weiſe von den ernſthaften und ſtolzen Türken nicht viele Höflichkeit erwarten konnten. — Es iſt ſchade, daß Hr. Niebuhr nicht Gelegenheit genug gehabt hat, ſich in eine nähere Unterſuchung des Charakters der dortigen Chriſten einzulaſſen: von ſeiner Hand hätte man auch in dieſem Stücke etwas Vorzügliches, Beſtimmtes und Zuverläßiges erwarten können.

Digitized by Google

ſe Menge Iſraeliten. Sie treiben daſelbſt, ſo wie in andern Morgenländern allerhand Handthierungen, und ſcheinen in dieſem Puncte mehr Freyheit zu haben, als ihre Brüder in Europa, wo ſie oft von den Zünften verhindert werden, ihr Brod durch ihre Handarbeit ehrlich zu verdienen. Weil ſie aber wegen des Kopfſteuers ein Zeichen tragen müßen, woran man ſie erkennen kann, weil ſie auch nicht nur von dem türkiſchen, ſondern auch von dem chriſtlichen Pöbel ſehr verachtet werden; ſo ſind ſie die zaghafteſten Unterthanen des Sultans. Die Araber nennen ſie nicht anders als **Jehudi**, und der türkiſche Pöbel — und nach ihrem Beyſpiel auch ſehr oft die Chriſten — nennen ſie **Tſchefûd**, ein Name der noch weit verächtlicher iſt, als **Dsjaur**. Indeſſen findet man unter ihnen auch große Kaufleute und Wechsler, die, ihres Geldes wegen, bey der türkiſchen Regierung ſehr wohl gelitten ſind, und daher Gelegenheit haben, ihre Mitbrüder zu rächen, wenn ſie beleidigt werden ſollten.

Man kann wohl nicht behaupten, daß die Mohammedaner, im Ganzen genommen, die fremden Religionsverwandten für unrein halten. Indeſſen eſſen ſie doch nicht gerne mit Juden und Heiden; und ein ſcheinheiliger arabiſcher Geiſtlicher, nicht gerne mit Chriſten. Weil ſich aber die Chriſten gleich willig zeigen, mit ihnen zu eſſen; ſo iſt vermuthlich dieß eine der vornehmſten Urſachen, warum ſie zu ihnen ein

Digitized by Google

weit größeres Vertrauen äußern, als zu allen übrigen erwähnten Nationen.

Die Gaſtfreyheit der Araber iſt von je her berühmt geweſen, und die itzigen Araber üben dieſe Tugend nicht weniger als ihre Vorfahren aus. Wenn jemand in Geſchäften, an einen vornehmen Schech oder andern großen Herrn geſchickt wird; ſo wird er nach Gewohnheit der meiſten Morgenländer während ſeines Aufenthalts, auf Koſten deſſelben unterhalten, und er erhält überdieß bey ſeiner Abreiſe gemeiniglich ein Geſchenk. Ein bloß Reiſender, welcher einen vornehmen Herrn in der Wüſte beſuchen wollte, könnte vielleicht eben dieſes erwarten. In den Städten aber ſind Karwanſerois, oder andre öffentliche Häuſer für Reiſende. Ein Fremder kann daſelbſt eben ſo wenig erwarten, daß ihn Leute, die ihn nicht kennen, bitten werden, bey ihnen einzukehren, als in Europa. Indeſſen findet man in einigen Dörfern von Tehâma auch freye Herbergen, wo alle Reiſende einige Tage umſonſt Quartier, Eſſen und Trinken erhalten können, wenn ſie ſich mit der gemeinen Koſt der Araber begnügen wollen: und dieſe Häuſer werden fleißig geſucht.

Die Araber nöthigen auch einen jeden der ſie bey Tiſche antrifft, mit zu eſſen, er mag ein Chriſt oder Mohammedaner, vornehm oder geringe ſeyn. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, daß ſo gar Eſeltreiber in den Karawanen, die Vorbeygehenden einladen, an ihrer Mahlzeit Theil

Theil zu nehmen. Und wenn gleich die meiſten höflich danken, ſo theilen ſie doch mit freudiger Mine das Wenige, was ſie an Brod und Datteln haben, demjenigen mit, der es annehmen will *). Es iſt deswegen ſehr befremdend,

J 3 wenn

*) Die Gaſtfreyheit, welche die Araber mit dem beſten Herzen, mit Begierde und Zärtlichkeit gegen Fremde, die zu ihnen kommen, ausüben: kann mit Nichts verglichen werden.

Wenn ein Fremder in ihr Lager kommt, inſonderheit, wenn ihn jemand von ihrer Nation dahin bringt, wird er unter einem Zelte empfangen, wo er eine Decke findet, ſich niederzuſetzen und auszuruhen: denn beßre und bequemere Meublen haben ſie nicht. Nach einer Menge Freudensbezeugungen über ſeine Ankunft, fragen ſie ihn von Zeit zu Zeit, wie er ſich befinde, reichen ihm Taback und Kaffee, und unterhalten ihn ſo gut als ſie können. Indeſſen fertigen die Weiber das Eſſen an, um ihn zu tractiren. Andre beſchäftigen ſich mit der Wartung der Pferde, mit Verwahrung des Gepäcks, und mit Herbeiſchaffung alles deſſen, was der Fremde, ſeine Geſellſchaft und ſeine Bedienten gebrauchen. Wenn das Eſſen aufgetragen iſt, nimmt jeder ſeinen Platz, und die mit Reis, Suppe und Fleiſch, nach ihrer Art zugerichteten Schüſſeln werden aufgetragen: während dem Eſſen aber redet Niemand. Nach der Mahlzeit bringt man Kaffee und Taback, und die Unterredung dauert ſo lange, bis ſie anfangen ſchläfrig zu werden. Alsdann geht jeder weg, und man läßt dem Fremden völlige Freyheit. — Wenn der Fremde wieder fortreiſen will, bedankt er ſich, ohne viele

Digitized by Google

wenn man in der Türkey ſieht, daß ſich bisweilen reiche Türken in einen Winkel ſetzen, um nicht nöthig zu haben, denen, die ſie etwa hätten bey Tiſche antreffen können, etwas von ihren Eſſen anzubieten.

Der gewöhnliche Gruß der Araber beſteht in den Worten: Salâm Aleikum, d. i. Friede ſey mit euch. Sie legen dabey die Hand auf die linke Bruſt. Die Antwort darauf iſt: Aleikum eſſalâm, d. i. mit euch ſey Friede. Alte Leute ſetzen oft noch hinzu: Und die Barmherzigkeit und der Segen Gottes. Die Mohammedaner in Egypten und Syrien grüßen einen Chriſten niemals ſo, ſondern ſagen nur: Sebachh elchair, guten Morgen, oder Sahheb ſalamát, Freund, wie befindeſt du dich? Die Araber in Jemen, welche nur ſelten Chriſten ſehen, ſind aber nicht ſo eifrig, daß ſie nicht auch zuweilen zu den Chriſten Salâm aleikum ſagen ſollten.

Herr Niebuhr hielt es lange für einen übertriebenen Stolz und Religionseifer der Mohammedaner, daß ſie die Chriſten nicht eben ſo, wie

viele Komplimente bey ſeinem Wirthe zu machen, ſteigt mit ſeinen Leuten zu Pferde, und es wird ihm von allen zu ſeinen Verrichtungen Glück gewünſcht. Will man bey der Abreiſe aus Erkenntlichkeit den Domeſtiken etwas geben; ſo wird es angenommen. Sonſt aber pflegen die Araber nicht zu fodern. Sie üben die Gaſtfreyheit ohne Eigennutz aus, bloß als eine Tugend.

wie ihre Religionsverwandten anreden. Er hat ſie ſelbſt einigemal mit den Worten: Salàm aleikum gegrüßt, und erhielt bisweilen dieſelbige Antwort. Endlich bemerkte er in Natolien, daß die Chriſten ſelbſt vielleicht mit Urſache davon ſind, warum die Mohammedaner ihnen nicht eben ſo, wie ihren eignen Glaubensgenoſſen, danken. Denn die griechiſchen Kaufleute ſcheinen es nicht gerne zu ſehen, daß man die Mohammedaner als einen Mohammedaner grüßt.

Wenn ſich bekannte Araber in der Wüſte des Berges Sinai, oder auf dem Wege in Egypten antreffen; ſo geben ſie ſich wohl ſechs bis zehn mal die Hände. Jeder küßet ſeine eigne Hand, und wiederholt immer die Fragen: *Wie befindeſt du dich?* u. ſ. w. Die Araber in Jemen, welche für Leute, die Lebensart haben, wollen gehalten ſeyn, machen bey ihren Zuſammenkünften nicht weniger Komplimente. Ein jeder ſtellt ſich nemlich, als wenn er dem andern die Hand küßen wollte, und jeder zieht die Hand zurück, als wenn er dieſe Ehrenbezeigungen von dem andern nicht annehmen will. Damit nun aber der Streit nicht zu lange daure; ſo erlaubt die vornehmſte oder älteſte Perſon gemeiniglich, nach einigen Zucken mit der Schulter und mit der Hand, daß die andre ihre Finger küſſen möge. Vornehme Araber umarmen ihres Gleichen bey den Zuſammenkünften, und berühren ſich mit den Backen. Kurz, die Araber

Digitized by Google

der erweiſen ſich bey einer ſolchen Gelegenheit nicht weniger Höflichkeit, als die Europäer.

Die vornehmen Araber haben ihre Zimmer forne in ihren Häuſern, und von dem Frauenzimmer, welches immer hinten im Hauſe wohnt, hört man gar nichts. Alle andre, als Kauf und Handelsleute, Schreiber u. d. gl. haben ihre Buden, wo man ſie den ganzen Tag finden kann, in den großen Marktſtraßen. Wenn man auch von einem großen Araber nach ſeinem Hauſe geführt wird; ſo muß man ſo lange vor der Thüre warten, bis er vorher alle ſeine weiblichen Haußgenoſſen durch das Wort Tarik d. i. Platz, angewieſen hat, ſich in ihre Kammern zu begeben. Keine Mannsperſon grüßt das Frauenzimmer auf der Straße, ja es wird ſo gar für ungeſittet gehalten, ein Frauenzimmer nur etwas ſcharf anzuſehen.

Es ſcheint, daß die Weiber eine außerordentliche Ehrfurcht gegen ihre Männer bezeigen. Indeſſen läßt ſich doch gar nicht daraus folgern, daß das ſchöne Geſchlecht unter den Mohammedanern gering geſchätzt würde; vielmehr wird man an einem andern Orte zu bemerken Gelegenheit haben, daß ſie ihre Würde und Anſehen in Arabien eben ſo zu behaupten wiſſen, wie in Europa unſre Damen.

Zweytes Kapitel.

Von einigen beſondern Umſtänden, den Mohammed betreffend. — Von den Geſetzen Mohammeds, und insbeſondre vom Koran (Alkoran.)

„Der berüchtigte arabiſche Prophet Mohammed, wurde um das Jahr 570. nach chriſtlicher Zeitrechnung zu Mecca, in der Provinz Hejiaz, von armen, aber vornehmen Eltern, aus dem Geſchlecht der Haſchemiten und dem Stamme der Koreiſchiten gebohren. Er verlohr ſeinen Vater Abdallah bereits im zweyten Monathe, und ſeine Mutter Amena, im ſechſten Jahre ſeines Alters. Abutalleb, ſeines Vaters Bruder, beſorgte ſeine Erziehung und gewöhnte ihn hart. Er bekam zeitig epileptiſche Zufälle, die von einigen für hypochondriſche gehalten werden. Sein Oheim widmete ihn der Handlung, und unter ſeiner Aufſicht that er die erſte Reiſe, auf welcher er in die Bekanntſchaft des Boheira, eines neſtorianiſchen und monophyſitiſchen Mönchs, den einige für den Sergius halten, gerathen, und mit ihm den erſten Entwurf ſeiner Religion gemacht haben ſoll. Nach ſeiner Zurückkunft trat

er in den Dienſt einer reichen Wittwe mit Namen Chadijah, und that für ſie eine neue Reiſe nach Syrien, auf welcher er ohne Zweifel, viele, zu ſeiner Abſicht dienliche Kenntniße, einſammelte. Sein Glück in der Handlung und ſeine perſönliche Eigenſchaften machten ihn in ſeinem acht und zwanzigſten Jahre zum Manne der Chadijah, die zwölf Jahr älter war, und zum Herrn ihrer großen Reichthümer. Er zeugte mit ihr vier Söhne, die zeitig ſtarben, und vier Töchter, von welchen die jüngſte Fatime an den Aly verheyrathet wurde.

Kaum ſah er ſich durch die Chadijah aus dem Staube erhoben; ſo beſchloß er eine neue Religion einzuführen *). Seine vielen Reiſen, die er allenthalben bey Gelegenheit ſeiner Handlung gethan, hatten ihm Mittel an die Hand gegeben, ſich von den verſchiedenen Religionen und Lehren derſelben genau zu unterrichten. Aus

*) Ohne Zweifel bahnte hierzu die tiefe Unwiſſenheit, in welcher ſowohl die Araber, als auch die Syrer, Perſer und übrigen morgenländiſchen Völker größtentheils lebten, dieſem kühnen und beredten Mann einen leichten Zugang zu unzähliger Leute Herzen. Hierzu kommen noch die heftigen Streitigkeiten der Chriſten, Griechen, Neſtorianer, Monophyſiten, und wie die Secten alle heißen, die einen großen Theil des Orients mit Blutvergießen anfüllten, und das wahre Chriſtenthum verhaßt machten.

Digitized by Google

Aus allen den damals bekannten Religionen entlehnte er gewiſſe Lehrſätze, die er mit Geſchicklichkeit zu ordnen und ſie der wollüſtigen Denkensart der Araber in den Zeiten recht gut anzupaßen wußte. — Er zeigte ſich ſeiner Frau lange Zeit vorher, ehe er würklich loß brach, daß es mit ihm nicht recht richtig wäre. Endlich begab er ſich allein in eine Höle am Berge *Hara*, brachte ſeinen Entwurf ſeiner neuen Religion in Ordnung — vielleicht um ſich in den Ruf eines außerordentlichen Mannes zu ſetzen — und entdeckte ſeiner Frau im Vertrauen, daß ihm der Engel Gabriel in ſeiner Höle erſchienen, ihm ein Buch voll göttlicher Offenbarungen vorgehalten, und unter andern ihm zugerufen habe: **O Mohammed, du biſt der Geſandte Gottes, und ich bin Gabriel.** Voll Freude darüber entdeckte **Chadijah** dieß ihrem Oheim *Waraka*, einem abgefallenen Chriſten, welcher der Erzählung Mohammeds ſeinen völligen Beyfall ſchenkte. Vermuthlich aber hat er ſich mit Mohammed ſelbſt darüber beſprochen. *Waraka* war ein geſchickter Mann, den Mohammed ſehr gut gebrauchen konnte. Letzterer empfieng nun Offenbahrungen über Offenbahrungen. Und mit dieſen nahm er ſeiner geliebten Ehegattinn den Gedanken, daß er mit einer fallenden Sucht befangen ſey. Unter den erſten, die ſeine göttliche Geſandſchaft glaubten, waren **Aly**, Abutallebs Sohn, und **Abubeker**. Seine Anhänger

Digitized by Google

hänger vermehrten ſich bald, bis auf neune, die alle mit ihm verwandt waren.

Er ließ ſich durch die Spötter ſeiner Familie nicht abhalten. Die Koreiſchiten bedroheten ihn, und da ſie ihn, durch vernünftige Vorſtellungen und Gründe, auf den Weg der geſunden Vernunft nicht wieder zurückbringen konnten; ſo ſchritten ſie zu ſchwerern Mitteln, und verfolgten ihn. Seine Anhänger waren endlich zu Mecca nicht mehr ſicher, und flohen alſo auf ſein Anrathen, zum König von Aethiopien. Er ſelbſt ſuchte in der Nachbarſchaft einen Anhang, war aber nicht ſehr glücklich, bis im zwölften Jahre ſeiner Sendung, zwölf Einwohner von Jatrep oder Medina, denen bald mehrere folgten, ſeine Lehre annahmen. In dieſem 12ten Jahre that er auch ſeine Nachtreiſe, die er mit dem Engel Gabriel von Mecca nach Jeruſalem, und von da in die ſieben Himmel gethan haben wollte, bekannt, weil er vielleicht hofte, durch die Bekanntmachung, daß er mit Gott geredet habe, mehr Anhang zu bekommen. So lächerlich indeſſen ſeine Erzählung vielen Leuten vorkam; ſo erhielt ſie doch durch die Beſtätigung des Abubeker, der bey ihnen in großem Rufe ſtand, viel Gewicht und Glaubwürdigkeit. — Und nun konnte er hoffen, daß ſeine Freunde alles für göttlich halten würden, was er ihnen vorpoſaunte. Bisher hatten zwar immer noch die Verfolgungen wider ihn gedauert. Da ſie aber doch in der Folge heftiger wurden,

und

und die Einwohner von Mecca ihm ſo gar nach dem Leben trachteten; ſo nahm er im Jahre ſechs hundert und zwey und zwanzig, am zwölften Julius ſeine Flucht nach Medina von welcher Flucht die Moslemim, oder Anhänger ſeiner Lehre, ihre Jahre der Hegira zählen, die aus Mondenjahren beſtehen.

Bisher hatte Mohammed noch keine Gewalt gebraucht, ſeine Religion fortzupflanzen, vielmehr vorgegeben, er dürfe blos predigen und ermahnen. Allein, kaum ſah er ſich in Medina ſicher; ſo gab er einen göttlichen Befehl vor, mit den Waffen den Götzendienſt auszurotten, und ſeine Lehre auszubreiten. Nachdem er zu Medina eine Moſchee erbaut, und den öffentlichen Gottesdienſt eingerichtet hatte; ſo griff er die Koreiſchiten an, und vertraute die große Fahne der Religion ſeinem Onkel Hamza an, und ſchickte ihn mit dreißig Mann, mit den meccaniſchen Truppen anzubinden. Allein, dieß erſte Unternehmen lief nicht glücklich ab, und die Mediner mußten weichen. Nachdem aber Hamza wieder zu Kräften kam, griff er die Koreiſchiten zum zweytenmal — im zweyten Jahre der Flucht Mohammeds — an, und erfochte einen Sieg bey Bedr über ſie, der den Grund ſeiner Größe legte, die mit jedem neuen Feldzug immer anwuchs. Im ſechſten Jahre mußten die Koreiſchiten, als er Mecca angreifen wollte, um Frieden bitten. Im ſiebenten Jahre foderte er mit dem Stolze eines

Alex-

Alexanders alle bekannte Landesherrn zur Annahme ſeiner Religion auf. Im achten Jahre eroberte er Mecca und verlohr bey dieſer Expedition nur zwölf Mann, denen er eine ſtattliche Leichenrede gehalten, und ſie mit dem Namen Märtyrer beehrt hat. Hierüber hält ſich der ſcharfſinnige *Bayle*, in ſeinem Wörterbuche, ſehr auf und ſagt: **Luſtige Märtyrer! — Leute die bey der Plünderung einer Karavane ums Leben kamen, da ſie das Handwerk der Straßenräuber und öffentlichen Spitzbuben trieben.**

Dieſer glückliche Fortgang ſeiner Waffen machte den Mohammed recht muthig, und gieng nunmehr in eigner Perſon in den Krieg und führte ſeine Truppen an. Er bemächtigte ſich ſogleich Mecca und führte ſeine Religion ſogleich ein, doch aber, wie einige Schriftſteller verſichern, ohne Blutvergießen, Gewalt zu gebrauchen und den Einwohnern ihre alten Privilegien zu nehmen. Nachdem er nun in Mecca alles in Ordnung und Ruhe gebracht zu haben glaubte; ſo kehrte er ſeine ſiegreichen Waffen gegen das abergläubiſche und abgöttiſche Volk im Lande. Sein Unternehmen wurde auch in dieſer Expedition mit guten Erfolg gekrönt: aber da er die Stämme des Judenthums angreiffen wollte; ſo empörten ſich die Koreiſchiten, welches den guten Mohammed nöthigte, ſeine Truppen zurück zu ziehen, und wider ſie anzurücken. Er ſuchte zwar Gelegenheit dieſen Aufruhr gütlich

zu dämpfen; allein er verfehlte ſeine Hoffnung, und ward gezwungen, den Koreiſchiten eine blutige Schlacht zu liefern, die er verlohr. Er ſelbſt wurde verwundet, und eine große Menge ſeiner Soldaten mußten ihr Leben kläglich endigen. Man kann leicht denken, was ein ſolcher Stoß dem Mohammed und ſeinen Anhängern für eine Wunde beybringen mußte. Es ſchien auch, als wollte ein großer Theil der Neubekehrten wieder zu der Religion ihrer Väter *) zurück-

*) Gelegentlich kann hier einiges Merkwürdige von der Religion der alten Araber beygebracht werden, weil es doch nirgends beſonders, dem Plan dieſes Werks gemäß, kann behandelt werden. — Die alten Araber lebten vor der Ankunft Mohammeds in einer puren Abgötterey. Sie beteten die Geſtirne, und inſonderheit die ſieben Planeten an. Dem Planeten der Venus war zu Sana ein prächtiger Tempel mit der Inſchrift gebauet: Ghomdan, d. i. wer dich zerſtört, ſoll des Todes ſeyn. Die Stämme von Koreiſch beteten eine beſondre Gottheit an, Namens Al Uzza, die ihren Auffenthalt in einem Baume hatte, über welchen man eine Kapelle errichtet hatte. Mohammed ließ zwar, wie billig, den Baum umhauen, aber es war höchſt ſtrafbar, daß er die unwiſſenden und abergläubiſchen Prieſter — denn ſie waren doch Menſchen — ermordete. Die Koreiſchiten hatten noch eine andre Gottheit, die es ſehr gut mit ihnen meinte, denn ſie gab ihnen Regen und fruchtbare Jahre, wenn ſie derſelben nöthig hatten. Auch dieſe wurde gleichfalls von Mohammed zerſtöhrt.

Faſt

zurückkehren. Allein Mohammed, als ein liſtiger und ſcharfſinniger Kopf, wußte die rebellirenden und kleinmüthigen Seelen bald wieder zu beſänftigen, ſchloß einen Waffenſtillſtand mit den Koreiſchiten, und überwand indeſſen mit den Degen in der Fauſt die jüdiſchen Araber. Allein dieſer Feldzug, ob er gleich für ihn zwar glücklich ausfiel, war doch ſeiner Geſundheit nachtheilig.

Faſt eine jede Familie hatte, außer den Hauptgöttern, noch einen à parte zu Hauſe, der von ihnen, ſo oft ſie aus oder ins Haus giengen, ehrerbietig gegrüßt wurde. — Auch beteten die alten Araber Steine an, wovon in der allgemeinen Welthiſtorie B. XII. dieſe Urſachen angegeben werden: Die großen Steine dienten anfänglich zu Libationen von Wein und Oehl: Dieſe Cerimonie übte Jacob in Anſehung des Steins aus, der ihm zum Hauptküſſen gedient hatte. In der Folge erwieſen ihm die Araber eine gottesdienſtliche Verehrung, ſo wie die Phönicier zu thun pflegten. Einige Schriftſteller erzählen, daß, wenn das Gebiet von Mecca für ſeine Bewohner zu klein wurde, viele tauſend Iſmaeliten ſich auf den Weg begaben, um neue Wohnungen aufzuſuchen, und einige Steine von dieſer heiligen Erde mit ſich nahmen. Anfänglich beſuchten ſie dieſe Steine aus Andacht, ſo wie ſie Caaba zu beſuchen pflegten. Aber dieſe Andacht wurde endlich zur Abgötterey, und die Iſmaeliten erwieſen jedem Steine, den ſie fanden, wenn er nur ein wenig ſchön war, göttliche Ehre. —

theilig. Denn als er zu Kaibar in einem vornehmen Hauſe wohnte; ſo hatte die Tochter ſeines Wirths ein auf dem Tiſche liegendes Lamm vergiftet, davon Mohammed eſſen ſollte. Sie dachte, wenn er würklich ein Prophet wäre; ſo würde er die Würkungen des Giftes nicht verſpüren: wäre er es nicht; ſo glaubte ſie ſich dem Vaterlande dadurch verdienſtlich gemacht zu haben, einem ſolchen ungerechten Uſurpateuer und Tyrannen das Leben zu nehmen. Der Prophet aß: er merkte aber alsbald Unrath, und ſpie es gleich wieder aus. Demungeachtet aber befand er ſich ſehr übel darnach; brauchte zwar Gegengift, aber das Uebel ſchien dadurch ärger zu werden. Nach der Zeit verlohr er ſeine Kräfte und zehrte allmählig aus.

Wir würden unſern Leſern beſchwerlich fallen, wenn wir die militairiſchen Auftritte ſeines Apoſtelamts alle erzählen wollten. Es ſey alſo genug geſagt, wenn wir noch erwähnen, daß Mohammed allenthalben die Abgötterey abgeſchaft und alle drey Arabien, nachdem dieſe lange Zeit für die Freyheit ihrer Altäre gefochten, endlich überwunden und ſeine Lehrſätze überall eingeführt habe. Er gab ihnen zum Theil fürtrefliche Geſetze, und riß ſie würklich aus einem Zuſtande, der in aller Abſicht kläglich war.

Sein Leben endigte er im eilften Jahre der **Hegira**, in ſeinem fünf und ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Die Achtung und Ehrfurcht, die ſeine Nachfolger gegen ihn hatten, gieng ſo

weit, daß ſie ihn nicht für würklich todt erklär⸗ten, weil dieß wider die Möglichkeit wäre, daß ein ſolcher Mann ſterben könnte. Allein Abu⸗beker, der, wie bereits geſagt, bey den Arabern in großem Anſehen ſtand, benahm dieſen Herren ihre Meynungen, und zeigte ihnen aus verſchie⸗denen Stellen des Korans, daß ihr Prophet wohl ſterblich ſey, und mit allen Leuten gleiches Schickſal erfahren müßte.

Mohammed ſoll von mittelmäßiger Größe geweſen ſeyn, und eine ſehr reizende Geſichtsbil⸗dung gehabt haben. Er war ehrgeitzig, kühn und fähig außerordentliche Unternehmungen zu verrichten. Er war mäßig, dabey aber doch ſinnlich und der Wolluſt ergeben: ein Fehler, der damals den Einwohnern Arabiens zur zwey⸗ten Natur geworden war. Die chriſtlichen Schriftſteller mahlen uns ihn als einen unzüch⸗tigen Menſchen ab: ein gleiches thut ein anſehn⸗licher Theil ſeiner eignen Landsleute *). Er maßte ſich an, von Gott auf dieſer Erde vor an⸗dern ehrlichen Leuten beſondre Vorrechte erhal⸗ten

*) In der Darſtellung des Charakters dieſes Re⸗formators, herrſcht eine ſolche Verſchiedenheit, daß man ſich beynahe nicht heraus finden kann. — Der vorhin gegebene Abriß ſcheint der Wahr⸗heit gemäß gezeichnet zu ſeyn, und es heißt wohl zu ſanftmüthig verfahren, wenn Elmacin ihn als einen Mann vorſtellt, von außerordentlicher Gefälligkeit, demüthig gegen Große, geſprächig mit Geringen, freygebig gegen Arme u. d. gl. m.

ten zu haben, worüber er ſich im Koran ſo ausdrückt: Prophet! wir geben dir eine unumſchränkte Gewalt über alle — Weiber, die dir vorkommen — über deine Muhmen, Nichten und über alle rechtgläubige Frauen, die ſich dir, weil du mein Prophet biſt, überlaßen werden. Dieſe Gunſt ſey dir vorzugsweiſe vergönnt, aber keinem andern. Er ſagte gewöhnlich, was Luther — ohne dieſe Männer in Vergleichung zu ſetzen, einmal bemerkt: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Geſang — der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

Aufs Frauenzimmer war auch Mohammed recht raſend erpicht. Er vergaffte ſich in die Frau eines ſeiner Sclaven. Der Sclave, wollte er wohl oder übel, mußte ſie ihm überlaßen, und er heyrathete ſie. Das gab nun einen gewaltigen Skandal, und um ſich aus dem Gerede herauszuziehen, gab er vor, einen neuen Befehl vom Himmel des Inhalts empfangen zu haben: (S. Koran Kap. 39) daß Gott denjenigen Sclaven, der ſein Weib von ſich geſtoßen, mit dem Mohammed vereinigt hätte, und daß der Prophet keinen Fehler begangen, weil er nichts gethan, wodurch er den göttlichen Geboten wäre ungehorſam geweſen. Muß man ſich nicht billig hier über die entſetzliche Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit der damaligen Araber wundern

 —ei-

— einen Menſchen, der ganz liederlich war, der ſich völlig den wilden Ausſchweifungen ſeiner Leidenſchaften ergab — einen ſolchen Unmenſchen für einen Geſandten Gottes zu halten!

Man meint, daß Mohammed — ungeachtet er der Liebe zum Frauenzimmer ſehr ergeben war — im Grunde gegen das ſchöne Geſchlecht wenig Hochachtung gehabt habe. Er gieng eben mit ihnen nicht aufs ſäuberlichſte um, ſuchte ſie immer zu hintergehen, begegnete ihnen ſehr übel, und gab ſo gar ein Geſetz, nach welchem es den Männern erlaubt war, ihre Weiber, wenn ſie es verdienten, derbe durchzuprügeln. Und doch war er ſo raſend eiferſüchtig, als man ſich immer nur einen Menſchen denken kann. Wie er einſtmal merkte, daß einige ſeiner Schüler mit einem verdächtigen Eifer ſein Hauß beſuchten, und mit ſeinen Weibern etwas vertraut umgiengen; ſo glaubte er den Fehler nachdrücklich ahnden zu müſſen. Er erklärte ihnen alſo von Seiten Gottes, daß ſie nicht in des Propheten Haus, ohne ſein Vorwiſſen gehen ſollten, und der Wohlſtand verlange es, ſich ſogleich nach der Mahlzeit, wenn er ſie zum Eſſen eingeladen hätte, wegzubegeben, und ſich nicht in weitläuftige Unterredungen mit ſeinen Weibern einzulaßen. — Allem Anſehen nach müſſen ſein Frauen einen ſehr harten Stand bey ihm gehabt haben: denn er verbot, daß niemand nach ſeinem Tode eine von denſelben

heyrathen

Digitized by Google

heyrathen ſollte. Sie mußten alſo insgeſammt den harten Wittwenſtand aushalten *).

Unter der Zahl der Weiber waren ihrer drey, die er aufs zärtlichſte zu lieben ſchien, nemlich **Kadhige**, **Haphſa** und **Ayesha**. Die erſte ſtarb drey Jahre vor dem Anfang der Hegira. Sie hat mit ihm acht Kinder gezeugt, die aber alle vor ihrem Vater ſtarben, ausgenommen **Fathime** welche ihrem Vater einige Monathe überlebte, und an den Aly verheyrathet war. Mohammed hatte ſo viel Hochachtung für ſie, daß er ſich mit ihr allein begnügte und ihr keine zweyte Frau zugeſellte. Aber ſo bald ſie ſtarb; ſo überließ er ſich ganz den Wollüſten. **Haphſa** war eine Tochter Omars. Mohammed heyrathete ſie drey Jahre nach der Hegira, und vertraute ihr, da er ſtarb, das Original ſeiner vorgegebenen Offenbarungen, d. i. die Materialien, die zum Bau ſeiner neuen Religion dienten. Die **Ayesha** war nur ſieben Jahr alt, wie er ſie zur Frau nahm. Ihr Vater hieß Abdallah, nahm aber nachher auf Befehl des

*) Was mußte wohl die Ayesha hierzu ſagen, die damals gerade zwanzig Jahr alt war, wie der Prophet das Zeitliche ſeegnete! Wenn man ſich hierbey denket, daß er dieſe Ayesha vorzüglich liebte; ſo muß man ſich darüber wundern, daß er ihr einen ſo harten Stand anwieß. Aber was thut nicht die leidige Eiferſucht!

Digitized by Google

des Propheten den Namen Abubecker an, welches ſo viel als **Vater des Mädchens** andeutet. Wie ſie ſehr viel Artigkeit und Witz zeigte; ſo ließ er ſie ſorgfältig unterrichten, und ſie machte ihren Lehrern viel Ehre. Vorzüglich erlangte ſie eine genaue Kenntniß der arabiſchen Sprache. Er liebte ſie ganz außerordentlich, ob ſie gleich überall ihrer Treuloſigkeit wegen berüchtigt war. Er wußte, daß man von ihr allgemein übel redete: aber um dieſem Gerede gleichfalls ein Ende zu machen, verkündigte er von Seiten des Himmels, daß alle die üblen Nachreden weiter nichts als ſchändliche Verläumdungen wären. Und derjenige, der ſichs fernerhin unterſtünde, von ihr auf eine unerlaubte Weiſe zu reden, ſollte die gerechten Strafen Gottes erfahren. Nach Mohammeds Tode ſtand ſie in großen Ehren, und man hielt ſie für eine Prophetinn. Aber dem Aly, der ſie des Ehebruchs wegen zuerſt angeklagt hatte, konnte ſie dieß nie vergeben. Sie legte ihm alles in den Weg, wenn er nach einer vornehmen Stelle trachtete. Und wie er endlich, wider ihren Willen, Calife wurde; ſo ſtellte ſie ſich an die Spitze von 30000 Mann und befriegte den guten Aly. Allein dieſer nahm ſie gefangen, und verwieß ſie nach Meſſina, wo ſie im 67ſten Jahre ihres Alters verſchied.

Mohammed war ohne alle Wiſſenſchaft, und man hält dafür, daß er weder ſchreiben noch

rechnen

Digitized by Google

rechnen konnte *). Aber er war ein Kenner ſeiner Landesſprache, drückte ſich in derſelben leicht und natürlich aus. Selbſt ſeine Ausſprache war rührend und eindringend. — Dieß iſt ein kurzer Abriß der guten und ſchlechten Seite Mohammeds. Es bleibt noch übrig, daß wir itzt die Lehrſätze ſeiner Religion, die noch itzt in ihrer völligen Stärke in Arabien blühen, näher auseinander ſetzen.

Das ganze Religionsgebäude des Mohammeds beſteht aus zween Haupttheilen. Der eine heißt Iman und faßt nur ſechs Lehren, die geglaubt werden müſſen, in ſich: **Die Lehren von Gott, ſeiner Einheit, und ſeinen Eigenſchaften, von den Engeln und ihren Verrichtungen, von Gottes unbedungenem Rathſchluße, oder von ſeiner unveränderlichen Vorherbeſtimmung des Guten und Böſen und aller menſchlichen Schickſaale, von den göttlichen Schriften, von den** Pro-

*) Mohammed erzählt in ſeinem Koran ſelbſt, daß er aller Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft unkundig ſey, ja er könne weder leſen noch ſchreiben, und die Bekenner ſeiner Religion halten dieß eben für einen Beweiß der Göttlichkeit ſeiner Religion. Allein, wenn man bedenket, daß er ziemlich lange die Kaufmannſchaft in Arabien mit Nutzen getrieben, und daß dieſes Gewerbe das Leſen und Schreiben ſchlechterdings erfordert; ſo iſt es ſchwer zu glauben, daß der Mann ſo ſehr unwiſſend und ungelehrt geweſen ſey.

Propheten, von der Auferſtehung der Todten und dem allgemeinen Weltgerichte. — Der andre Haupttheil iſt der Din (das Recht) und begreift die gottesdienſtlichen Pflichten in ſich. Dieſe ſind das Gebet und die damit verknüpften Gebräuche, die Allmoſen, die nothwendigen und freywilligen Faſten, und die Wahlfarth nach Mecca. Nächſt dieſem enthält der Koran noch andre Sachen, die eben nicht ſo wichtig ſind, als daß ſie in dieſem Werke könnten beſchrieben werden.

Unter den Glaubenslehren iſt die Wahrheit: es iſt nur ein einziger Gott die wichtigſte und erſte, und kommt faſt in allen Suren des Korans vor. Sie iſt ſowohl den abgöttiſchen Arabern, welche die Engel für Untergottheiten hielten und ſie Gott beygeſellten, als auch der chriſtlichen Dreyeinigkeit entgegen geſetzt. Gott könnte, nach Mohammeds Vorſtellungsart, nicht zeugen, folglich auch im eigentlichen Verſtande keinen Sohn haben, weil er keine Gemahlinn hätte. — Die Mohammedaner werfen insbeſondere den Chriſten vor, daß ſie a) drey Perſonen in der Gottheit zuließen. O Chriſten, ſagt der falſche Prophet in ſeinem Koran im 4 Kap., treibt die Sache in eurer Religion nicht zu weit, und redet nicht von Gott, außer in der Wahrheit. Sagt nicht: drey; enthaltet euch dieſes Worts — denn Gott iſt eins. b) daß ſie be-

behaupteten, Jeſus Chriſtus, der Sohn der Maria, ſey Gottes Sohn und wahrer Gott. Mohammed macht ihnen hierüber folgenden Vorwurf: Die Chriſten ſagen: **Chriſtus iſt der Sohn Gottes. Dieſes Wort iſt in ihrem Munde. Sie ahmen der Sprache der Ungläubigen nach, die vor ihnen gelebt haben. Gott vertilge ſie. Wie können ſie ſo lügen?** Der Betrüger wiederholt dieſe Gotteslästerung an einem andern Orte: **Dieſe da, ſagt er, ſind die Ungläubigen, die da ſagen, daß Jeſus, der Sohn Mariä, Gott ſey; weil Chriſtus es ſelbſt geſagt hat.** O Kinder Iſrael ehret Gott meinen Herrn und meinen Meiſter. — c) Daß ſie glaubten, Jeſus Chriſtus ſey gekreuzigt worden *).

Hieraus ſieht man offenbar, daß Mohammed ſich von dem Geheimniß der Dreyeinigkeit eine ſehr ſinnliche und unrichtige Vorſtellung gemacht habe. Man ſucht vergebens, wenn man in ſeinem Koran tiefſinnige Vernunftſchlüſſe wider dieſe unbegreifliche Lehre aufſuchen will. — Ueber die Beſchaffenheit, Eintheilung und Verſchiedenheit der göttlichen Ei-

*) Die Muſelmänner behaupten, nach der Lehre ihres Geſetzgebers, daß es nicht Chriſtus geweſen, ſondern ein Menſch, der Chriſto ähnlich geweſen wäre: und dieſen hätten die Juden gekreuzigt.

Digitized by Google

genſchaften ſind unter ſeinen Anhängern ſehr viele Streitigkeiten entſtanden. Allein die Beſchuldigungen, daß ſie Gott einen Körper beylegten, von ihm behaupteten, er ſelbſt müßte täglich beten, und die Venus verehren, — ſind falſch und ungegründet. Den Engeln ſchrieb Mohammed aus Feuer beſtehende Körper zu, wieß ihnen ſehr verſchiedene Verrichtungen an, und vermengte ſeinen Lehrbegriff mit ſehr vielen jüdiſchen Fabeln und Fratzen. — Vier Engel hielt er für die vornehmſten. Den Gabriel gab er für den Engel der Offenbahrung und für die nächſte Quelle des Korans aus, den Michael für den Beſchützer der Juden, den Aſrael für den Engel des Todes und Vollzieher der göttlichen Rathſchlüſſe über den Tod der Menſchen, und den Jſrafil für den Gerichtsengel, der nach dem Tode alle abgeſchiedene Seelen unterſuche, und an dem allgemeinen Gerichtstage die Poſaune blaſen ſollte. Jedem Menſchen eignete er zwey mit einander abwechſelnde Schutzengel zu. Azaziel, den er wegen ſeiner Verzweiflung auch Eblis nannte, war gefallen, und zur ewigen Strafe verurtheilt, weil er den Adam nicht habe anbeten wollen. Aus Rache, ſich aus dem Himmel verſtoſſen zu ſehen, verführte er die erſten Menſchen.

Nächſtdem nahm Mohammed noch eine Art von Mittelgeiſtern an, die er Dün nannte. Dieſe ſollen Körper von einer feurigen, aber gröbern Materie, als die Engel, haben, vor der

der Exiſtenz der Menſchen, die Bewohner der Erde geweſen ſeyn, eſſen und trinken, verſchiedenes Geſchlecht ſeyn, ihr Geſchlecht fortpflanzen und — ſterben. Sie haben in verſchiedenen Stücken der **Schedim** der Juden viele Aehnlichkeit.

Die Lehre **von der unveränderlichen göttlichen Vorherbeſtimmung des Guten und Böſen** hat Mohammed ſonderlich ſeiner verſchiedenen Kriege wegen, erfunden und ſehr hoch getrieben, um dadurch ſeinen Soldaten Muth und Tapferkeit einzuflöſen. Wenn ſie glauben, daß ſie zu der Zeit, da ſie in einer Schlacht verwundet oder getödtet werden, eben den gewaltſamen Tod auch außer der Schlacht nicht würden haben entgehen können, und alle Behutſamkeit das Leben zu verlängern, unzulänglich wäre — mit welch einer Wuth und Verzweiflung mußten ſie da nicht fechten! Die Mohammedaner gehen daher ſo weit, daß ſie eine Gegenanſtalt gegen die Peſt für eine Verſündigung und für einen Widerſpruch gegen die göttlichen Offenbahrungen anſehen. Mohammed wollte aber auch durch dieſe Lehre den Vorwurf, warum ſo viele ungläubig blieben, wenn er ein Geſandter Gottes wäre, und warum er ſeine vorgegebene Sendung nicht mit Wundern beſtätigte, ausweichen. Die Wunder erklärte er für unnöthig, weil durch ein unwiderrufliches Verhängniß beſtimmt wäre, wer an ihn glauben ſollte. **Niemand**, ſagt er, kann

kann glauben, den Gott in Irrthum zu ſtürzen beſchloſſen hat.

Von göttlichen Schriften und Offenbahrungen zählt Mohammed hundert und vier. Adam hatte zehn, Seth funfzig, Enoch dreyßig, Abraham zehn, Moſes das Geſetz, David die Pſalmen, Jeſus das Evangelium, und Mohammed die letzte Offenbarung, oder den Koran, empfangen. Die erſten Offenbahrungen ſollen verlohren gegangen, das Geſetz aber nebſt den Pſalmen und Evangelio — wodurch das neue Teſtament verſtanden wird — von den Juden und Chriſten verfälſcht worden ſeyn. Und aus dieſer Urſach ſey der Koran vom Himmel geſandt, um die Verfälſchungen der vorigen Offenbahrungen aufzudecken, und die darinn enthaltenen Wahrheiten ins Reine zu bringen und zu erklären.

Nach den Ueberlieferungen der Mohammedaner ſind unter der erſtaunlichen Menge von Propheten drey hundert und dreyzehn, welche die wahre Religion von Verfälſchungen gereinigt, ſechs aber, namentlich Adam, Noah, Abraham, Moſes, Jeſus und Mohammed, das Siegel aller Propheten, die neue Lehren eingeführt haben. Chriſtum erklärt Mohammed, ob er gleich ſeine Gottheit leugnet, für einen Geſandten Gottes, für das Wort, welches er in die Maria geleitet habe, und für einen von ihm ausgehenden Geiſt, erklärt aber nicht zugleich, was für Begriffe er

mit

mit dieſen aus dem Evangelio entlehnten Ausdrücken verbinde. — Die Wunder welche er Chriſto beylegt, ſind faſt alle aus dem apocryphiſchen Evangelio von ſeiner Kindheit genommen. Denn Mohammed nutzte mehr die apocryphiſchen Schriften, als das neue Teſtament. Sich ſelbſt erklärte er, bekanntermaßen, für den letzten und größeſten Propheten, und legt ſich Vorzüge bey, die man unmöglich für Vorzüge eines Geſandten Gottes halten kann, wenn man dagegen die Stimme einer auch nur etwas gereinigten Vernunft hört. So war er, zum Beyſpiel, von allen Auflagen und Allmoſen frey, durfte ſich ſelbſt an Faſttagen der Wolluſt überlaßen, Ehebruch ohne Scheu begehen, ſeine Verläumder tödten u. d. gl. m. Er hatte die Freyheit, alle Laſter zu begehen, und wenn er ſie begieng — wurden ſie Tugenden. Wahrlich es gehört viel dazu, einen Gott zu gedenken, der ſeinen Geſandten ſolche Vorrechte ertheilt.

Mohammeds Lehre von der **Auferſtehung und dem allgemeinen Weltgericht**, iſt mit vielen jüdiſchen Fabeln vermiſcht. Die Seelen begleiten ihre Leiber ins Grab, und warten mit ihnen aufs allgemeine Weltgericht. Im Grabe wird von zween Engeln **Moeker** und **Nakir** eine Unterſuchung der Handlungen der Verſtorbenen angeſtellt. Können ſie eine ſolche Unterſuchung aushalten; ſo dürfen ſie ſich niederlegen und ruhen, und Engel leiſten ihnen Geſellſchaft. Beſtehen ſie aber bey einer ſolchen Unterſu-

Digitized by Google

terſuchung nicht; ſo werden ſie von ſchwarzen Engeln gepeinigt, die ſie mit eiſernen Kolben und Zacken zerſchlagen. Doch pflegen die Ausleger des Korans dieſe Schläge nur allegoriſch zu erklären. — Von der **Auferſtehung** lehrt der Koran, daß von jedem Menſchen ein kleiner Knochen, der der Anfang ſeiner Bildung ſey, und den die Juden **Luz**, die Mohammedaner aber Al Aib nennen, unverweslich bleibe, und die Grundlage ſey, woran hernach die übrige Materie des Körpers bey ſeiner Wiederherſtellung ſich anſetze. Ein dreymaliger Poſaunenſchall, zwiſchen deren jeden vierzig Jahre vergehen, ſoll das allgemeine Gericht ankündigen. Der erſte Schall heißt **das Blaſen der Beſtürzung**, da die Erde beben und alle Geſchöpfe erſchrecken werden. Der andere, **das Blaſen der Entſeelung**, da alle Geſchöpfe ſterben ſollen. Der dritte, **das Blaſen der Auferſtehung**, da alle Menſchen — die Gerechten bekleidet — die Gottloſen unbekleidet — auferſtehen ſollen. — Die Haltung des Gerichts wird Gott zugeſchrieben; Mohammed aber wird als Fürſprecher der **Moſlemim** erſcheinen. Alle Werke der Menſchen werden aus einem Buche verleſen, und mit einer Wagſchaale gewogen werden. Diejenigen, deren Wagſchaale niederſinken wird, werden die Seeligkeit erhalten. Alle Menſchen werden eine ſehr große Brücke über die Hölle, die feiner als ein Haar und ſchärfer als die Schärfe des Schwerdts iſt, paſſiren

paſſiren müſſen. Die Verdammten werden herabgeſtoßen werden, die Gerechten aber mit wunderbarer Leichtigkeit ins Paradies hinüber eilen. Die Hölle wird von ihnen außerordentlich furchtbar vorgeſtellt.

Vom Paradieſe macht Mohammed ſeinen Schülern folgende Beſchreibung. Hier, ſagt er, ſind ſo viele Schalen, als Sterne am Himmel. Junge Mädchen und Knaben ſchenken ein, und warten bey der Tafel auf. Die Mädchen ſind von einer Schönheit, die alle Einbildungskraft übertrift. Wenn eine von dieſen Mädchen im Himmel oder in der Luft des Nachts erſchiene; ſo würde die Welt davon helle werden, nicht anders als wenn die Sonne ſchien; und wenn ſie ins Meer ſpuckte, würde ſie deſſen ſalziges Waſſer in Honig, und ſeine Bitterkeiten in Süßigkeiten verwandeln. — Waſſer, Milch, Honig und weiſſer Wein, werden die Flüſſe ſeyn, die dieſen ſüßen Auſſenthalt benetzen. Der Schlamm dieſer Flüße, wird wohlriechende Muſkaten, und die Kieſel, Perlen und Hyacinthen ſeyn . . . Der Engel Gabriel wird die Thore des Paradieſes, den gläubigen Muſelmännern öfnen. Das erſte, was ihnen in die Augen fallen wird, wird eine Tafel von Diamanten, von einer ſo ungeheuren Länge ſeyn, daß man ſiebenzig tauſend Tage zubringen müßte, ſie zu durch-

durchlaufen. Die Stühle, die herumſtehen, werden von Gold und Silber ſeyn, die Tiſchtücher von Seide und Gold. Wenn ſie ſich geſetzt haben, werden ſie die auserleſenſten Gerichte des Paradieſes eſſen, und von ſeinem Waſſer trinken. Wenn ſie ſatt ſind, werden ihnen die ſchönen Knaben, die ſie bedienen, grüne Kleider von koſtbaren Stoff, und Halsbänder und Ohrgehänge von Gold reichen. Einem jeden wird man alsdann eine Citrone geben, und wenn ſie ſie an ihre Naſe gebracht haben, um ihren Geruch zu empfinden: ſo wird ein Mägdchen von einer bezaubernden Schönheit herauskommen. Jeder wird die Seinigen mit Entzücken umarmen, und dieſe verliebte Trunkenheit wird funfzig Jahr, ohne unterbrochen zu werden, dauren. Nachgehends wird jedes Paar einen bezaubernden Pallaſt zur Wohnung bekommen, wo ſie die ganze Ewigkeit eſſen, trinken, und alle Arten von Wollüſten genießen werden.

Dieß ſind die vornehmſten Lehren, welche das berühmte Buch, der Koran, enthält. Es iſt in der That ganz zu verwundern, wie ein Mann, auch nur von den geringſten Einſichten, ein ſo ſeltſames Gemiſch von Offenbarungen, läppiſchen Erzählungen, aber auch bisweilen von erhabenen Wahrheiten, habe erdenken können *)!

Digitized by Google

nen! *) Wenn jemals dieſe Völker die Augen öfnen, und ſich unter ihnen ein Philoſoph erheben ſollte, deſſen Weisheit die Finſterniß des Aberglaubens zerſtreute; ſo würde es um die mohammedaniſche Religion ſicher gethan ſeyn. Auch nur die geringſte Prüfung würde alle ihre Grundfeſten erſchüttern. Allein Mohammed hat dieſem Zufalle weislich vorgebauet, indem er alle Glaubens- und Religionsſtreitigkeiten verboten. — Dieß iſt ſonder Zweifel noch das weiſeſte Geſetz im Koran.

Der andre Hauptartikel der Religion Mohammeds begreift die gottesdienſtlichen Pflichten in ſich. — Die Araber halten ſich für verpflichtet, des Tages fünfmal wenigſtens zu beten. Ein Murzin kündigt gemeiniglich von der Höhe der Moskee die Stunde des Gebets an, und ruft mit vernehmender Stimme: **Allah Akbar, Allah! Mohammed reſullula!** ſehr großer

*) Es wird darinn von Krieg, von der Rhetorik, Meßkunſt, Sternſeherkunſt und andern Wiſſenſchaften geredt, die dazumal in Arabien anfingen bekannt zu werden. Sonſt iſt im ganzen Koran keine Ordnung; viel Dunkelheit: ſehr lächerliche Ueberſchriften über den Kapiteln: ewige Wiederholungen: Widerſprüche ohne Zahl: die Bibel der Juden, und das Evangelium der Chriſten auf eine läppiſche Art überſetzt: viel Unfläterenen: ein Paradies, wo man nichts als Mädchen, Ganymeden, Betten, Tiſche u. ſ. w. ſieht. —

großer Gott! ſehr großer Gott! Mohammed iſt ſein Prophete. Das erſte Gebet verrichten ſie, nach dem Ritter Chardin, wenn der Tag anbricht, das zweyte zu Mittag, das dritte etwa drey Stunden hernach, das vierte bey Antritt der Nacht, und das fünfte, wenn ſie zu Bette gehen. Einige Caſuiſten verſtatten es, daß das zweyte und dritte zugleich geſchehen kann, und ſo auch das vierte und fünfte. Und auf die Weiſe werden die fünf Gebete auf drey herunter geſetzt. Andre ſind der Meynung, daß man das Gebet des Morgens einige Stunden ſpäter verrichten könne, wenn es nur noch Vormittags geſchehe; und das Mittagsgebet könnte bis gegen Abend vor ſieben Uhr verſchoben werden. Allein der Ritter Chardin verſichert, daß die wahren Muſelmänner dieſe gelinde Entſcheidungen verwerfen, und ihre fünf Gebete zu den einmal feſtgeſetzten Stunden verrichten. Die Scheinheiligen und Prieſter ſtehen oft expres um Mitternacht auf und beten.

Die Reinigung des Körpers wird bey den Mohammedanern für ein weſentliches Stück der Zubereitung zum Gebet angeſehen. Dieſe Reinigung beſteht darinn, daß man ſich erſtlich das Geſicht wäſcht, nach dieſem die Hände, die Armen bis an den Ellbogen, und endlich die Füße *). Um dieſe Reinigung ſo vollkommen als

*) In Anſehung der von Mohammed vorgeſchriebenen Reinigung können ſie die Bedouinen nicht

Digitized by Google

als möglich zu machen, muß man ſich die Zähne reinigen, den Mund ausſpülen, friſches Waſſer durch die Naſenlöcher ziehen, die Ohren reiben, den Bart kämmen *), und die Schaamglieder

nicht ſo genau beobachten, wie die Türken: ſie haben nicht die Bequemlichkeit, das benöthige Waſſer überall zu finden, daher ſie ſich nur waſchen, wenn ſie an eine Quelle oder an einen Fluß kommen. Zuweilen, wenn ſie glauben, eine größere Reinigung nöthig zu haben, tauchen ſie ſich in das Meer. Uebrigens halten ſie ſich durchgehends im Gewiſſen dazu verbunden.

*) Eine lächerliche Einbildung der Araber beſteht in der abgöttiſchen Verehrung ihrer Bärte. Sie ſehen ihn an, als eine geheiligte Zierde, die ihnen Gott gegeben habe, um ſich von den Weibern zu unterſcheiden, und halten ihn für ein weſentliches Kennzeichen ihrer Vorrechte und ihrer Freyheit. Nach dem Beyſpiele ihres Propheten balbiren ſie ſich nicht: es iſt dieß ſo gar eines ihrer Religionspuncte. Oftmals verſtattet man es denen, die, nach ihrer Art zu reden, närriſch Blut haben, ſich zu raſiren: wenn ſie aber verheyrathet ſind, und ſie es thäten; ſo würden ſie vor Gericht, als Verbrecher geſtraft. Den Bart jemanden abſchneiden, wäre bey ihnen eben ſo ſchimpflich, als wenn jemand bey uns den Staubbeſen bekömmt: viele würden lieber ſterben, als ſich den Bart abſchneiden oder abſchneiden laſſen.

Die Weiber küſſen den Bart ihrer Männer, und die Kinder ihrer Väter, wenn ſie kommen, ihnen ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Die Mannsperſonen,

glieder mit Waſſer beſprützen. Indeſſen iſt doch alles dieſes nicht ſchlechterdings nöthig. Das Waſſer, in welchem man ſich reinigt, muß rein ſeyn, und man darf es nicht durch Urin, Speichel und andere dergleichen garſtige Dinge beſudeln. — Im Fall einer Krankheit, wo das Waſchen dem Patienten gefährlich ſeyn könnte, ſteht

perſonen, wenn ſie einander grüßen, oder von der Reiſe kommen, küſſen ſich den Bart auf beyden Backen. Bey ihren Beſuchen, iſt eine der vorzüglichſten Cerimonien, daß ſie wohlriechendes Waſſer auf den Bart gießen, und ſich nachher mit einem gewiſſen Holze räuchern, um ihm einen angenehmen Geruch zu geben. Wenn ſie den Bart kämmen, welches täglich nach geendigten Gebet geſchieht, breiten ſie ein Tuch über die Kniee, leſen alle etwa herunter gefallene Haare ſorgfältig auf, wickeln ſie in ein Papier, und wenn ſie eine Menge geſammelt haben, tragen ſie ſie auf den Gottesacker. Ein ſchöner, langer und ſtarker Bart iſt bey ihnen ein Gegenſtand der größeſten Verehrung: ſie halten ihn für ein glückliches Zeichen. Man darf nur dieſen Bart anſehen, ſagen ſie, um verſichert zu ſeyn, daß der, welcher ihn trägt, ein tugendhafter Mann iſt, dem Gott beſondere Gnade erzeigt. Wenn ein Araber, mit einem ſchönen Barte, einen wichtigen Fehler begeht, welches denn manchmal zu geſchehen pflegt; ſo ſagen ſie: iſt es nicht Schade um dieſen Bart! Wie ſehr iſt dieſer Bart zu bedauren. — Doch dieſer Aberglaube iſt nur bey den Bedouinen zu Hauſe. Der Leſer verzeihe es, daß wir ſo viel vom Barte geredt haben.

Digitized by Google

ſteht es ihnen frey, ſtatt Waſſer Erde zu gebrauchen, womit man die nöthigen Theile des Leibes berührt.

Wenn dieſe Reinigung geſchehen iſt; ſo legen ſie alle ihre Kleidungen, Gewehre und andre Sachen ab, um ganz arm zu erſcheinen, ſo wie die erſten Menſchen vor ihrem Schöpfer erſchienen. Sie breiten einen Teppich über die Erde, auf welchem ſie ihre Andacht verrichten. Auf dieſem Teppich liegt gemeiniglich ein Kamm, Spiegel, Roſenkranz, ein rundes Stückchen Erde, worauf ſie ihre Stirne legen, wenn ſie beten, und der Koran. Nach dieſen Zurüſtungen waſchen ſie ſich, und ſtehen einen Augenblick auf, laſſen die Hände an den Seiten herunter hängen, beobachten ein tiefes Stillſchweigen, wodurch ſie wollen zu erkennen geben, daß ſie die gröſzeſte Andacht beweiſen. Ihr Gebet fangen ſie mit den Worten an: **Allah, Akbar** welches ſo viel bedeutet, als, ſehr großer Gott! Hierauf legen ſie ihr Glaubensbekenntniß ab, ſagen das erſte Kapitel aus dem Koran her, und heben die Hände und das Geſicht in die Höhe. Wenn dieſes geſchehen; ſo fallen ſie auf die Kniee und machen eine tiefe Verbeugung, ſo, daß der Kopf die Kniee berührt. Nach dieſen Verbeugungen leſen ſie abermal ein Kapitel aus dem Koran, welches ſie ſich nach Belieben ausſuchen können: hernach wiederholen ſie dieſe Verbeugungen, und ſo endigt ſich das Gebet, welches etwa ſieben bis acht Minuten dauert,

 es

es ſey denn, daß die gewählte Lection im Koran größer wäre.

Eine der vornehmſten Pflichten, desjenigen, der ſeine Andacht verrichtet, beſteht darinn, daß er die tiefſte Aufmerkſamkeit dabey beobachtet. Ein Wort, ein unmäßiges Lachen, ein ſtarkes Huſten, wenn es gleich wider Willen geſchieht, und man ſichs nicht erwähren kann, machen, daß das Gebet nicht die gehörige Kraft hat, und man ſieht ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, das Gebet wieder von vorne anzufangen. Alle Reiſebeſchreiber verſichern, daß die Verrichtung der Andacht bey den Muſelmännern, ungemein erbaulich ſey. Sie beten mit außerordentlicher Ehrfurcht, und man kann nicht genug die Demuth und Aufmerkſamkeit, bey Verrichtung ihres Gottesdienſtes bewundern. Ihren Augen legen ſie die gehörigen Feſſeln an, und ihre Bewegungen des Körpers ſind genau abgemeſſen *).

In

*) Wenn man es nun verſuchen wollte, eine Parallele zwiſchen der Andacht eines Muſelmanns, und der eines Chriſten zu ziehen. — Hilf Himmel! wie würde es da manchmal klappen. Jedoch es ſey mir vergönnt, hier eine Anmerkung zu machen, die leyder wahr, und für Chriſten wahrhaftig entehrend iſt. Ich meine nemlich, die Ehrfurcht gegen Gott und Aufmerkſamkeit, wenn religiöſe Dinge der Gegenſtand der Beſchäftigung iſt, ſcheint bey dem größeſten Theile der Chriſten nicht mehr zu Hauſe zu ſeyn. Viele unſrer Chriſten gehen nur — wenn es ſo

weit

In der Moſkee wird bey den Sunniten das Gebet allemahl von einem Mollah verrichtet. Das Volk giebt auf ſeine mancherley Bewegungen, die er macht, ſehr genau acht. Der Mollah erhebt von Zeit zu Zeit ſeine Stimme, pflegt folgende zwey Geſänge herzuſagen, welche die Muſelmänner eben ſo wiederholen, wie bey der Catholiſchen Haltung des Gottesdienſtes zuweilen üblich iſt: 1) Ach mein groſſer Gott! wie erhaben biſt du! Wie bemühen ſich nicht alle deine Geſchöpfe, dich zu preiſen! Ruhm! Lob! Ehre! ſey deinem Namen. Alle Welt erkenne deinen Namen, denn es iſt kein andrer Gott, als du. — 2) Im Namen Gottes voller Güte und Barmherzigkeit: Lobet Gott, der die Welt beherrſcht, und dem Niemand gleich iſt. Herr, der du alle Menſchen richten wirſt: auf dich ſetzen wir alle unſre Hoffnung. Beſchütze uns, o, Gott, da wir dich anrufen, ſo wie du es

weit kommt — in die Kirche bloß zum Spaß, unſre Damen — um den Kopfputz in hohen Augenſchein zu nehmen u. d. gl. Es wäre beynah zu wünſchen, daß dieſe Leute Muſelmänner und Muſeldamen würden — denn wahrhaftig im Grunde treiben ſie doch nur Spott. Doch wir wollen über die Unaufmerkſamkeit und Leichtfertigkeit mancher Chriſten in Religionsſachen kein Wort mehr ſagen. Der Geiſtlichkeit bleib es überlaſſen, dem Unweſen Gränzen zu ſetzen.

Digitized by Google

uns befohlen haſt, und weil wir dein auserwähltes Volk ſind. Unſer Weg, den wir gehen, iſt nicht der der Ungläubigen, auf welche du gerechter weiſe erzürnet biſt.

Hierauf werfen ſie ſich auf die Knie und beten mit ihrem Iman: Wir bekennen, daß Gott Gott iſt, daß er einzig und ewig iſt, daß er niemals erzeugt, daß er unerſchaffen, und ſeines Gleichen nicht hat. Das ganze Gebet endigt ſich mit dieſen Worten: daß unſre Verehrung und unſre Gebete einzig und allein zu Gott gerichtet ſeyn möge, Friede und Seligkeit ſey über den Propheten. Die Gnade, der Seegen und der Friede des Herrn ſey bey uns und allen Dienern Gottes. Wir bekennen, daß nur ein einziger Gott iſt, der weder ſeines Gleichen noch Gefährten hat, und daß Mohammed der Prophet und Geſandte Gottes iſt. Bevor ſie aus der Moſkee gehen, verrichten ſie ihr Gebet noch kürzlich an zwey Engel, wovon einer zur Linken, der andre zur Rechten Gottes ſeyn ſoll. Der eine ſieht weiß aus: und flößt dem Menſchen gute Gedanken ein; der andre iſt ſchwarz, und von dem kommen alle böſe Gedanken in den Menſchen.

Die Roſenkränze, deren ſich die Mohammedaner bedienen, ſind aus einem geheiligten Stückchen Erde, welches aus Mecca oder Medi-

na

Digitized by Google

na geholt wird, verfertigt. Ihre Geſtalt kommt den Roſenkränzen der Catholicken ziemlich nahe. Sie enthalten gemeiniglich neun und neunzig Kügelchen von gleicher Größe. Bey den drey und dreyßig erſten Kügelchen beten ſie: **Gott iſt groß!** Bey folgenden drey und dreyßig: **Ruhm und Preiß ſey Gott!** und bey den letzten drey und dreyßig: **Gott ſey gelobt.** Man ſieht alſo, wie viel ähnliches die Roſenkränze der Mohammedaner mit den der Catholicken haben.

Das Faſten iſt eine andre Pflicht, welche das Geſetz Mohammeds vorſchreibt. Seine Anhänger müſſen ſich des Gebrauchs des Weins und des Schweinefleiſches enthalten. Der *Ramaſan* währet dreyßig Tage. Er fängt mit Aufgang der Sonne an, und endigt ſich mit dem Untergange derſelben. Während dieſes Zwiſchenraums iſt es weder erlaubt zu eſſen oder zu trinken, noch auch mit dem Frauenzimmer ſich einzulaſſen. Es wäre ein Verbrechen, wenn man nur einen Tropfen Waſſer herunterſchluckte, und man würde dadurch die Faſten unterbrechen. Kranke und Paſſagier ſind hiervon ausgeſchloſſen, ſie ſind aber verbunden, ſo bald ſie wieder geſund ſind, oder die Reiſe vollendet haben, die vernachläßigten Faſten nachzuholen. Sollten ſie ſterben, und alſo nicht ſelbſt faſten können; ſo müſſen ſie ihren nächſten Anverwandten die Commiſſion geben, in ihren Namen zu faſten. — Sobald es Nacht wird,

 iſt

iſt es erlaubt zu eſſen und zu trinken, und da geht es dann bunt über. Wollte man ſich z. E. des Nachts auch vernünftig betragen, und ſich den ausgelaſſenen Vergnügungen entziehen; ſo wäre das ein unvernünftiger Eifer, welchen Mohammed ſelbſt in ſeinem Koran verdammt. Gott hat erkannt, ſagt er in ſeiner 2ten Sure, daß durch eine unſinnige Heucheley, der Mann in dieſer Faſtenzeit gegen ſeine Frau und dieſe gegen ihren Mann, einen Raub begienge. Er hat deswegen Mitleiden über euch gehabt, und gegen euch Nachſicht beweiſen wollen. Ueberlaſſet euch alſo, ſobald die Nacht hereinbricht, allen euren Begierden, und ſucht dasjenige Vergnügen, welches euch Gott vorgeſchrieben hat. Dieſer wollüſtige Prediger hätte einmal ſeine Zuhörer durch eine Rede ſo ſehr gerührt, daß ſie ſich entſchloſſen, den ganzen Tag zu faſten, und die halbe Nacht im Beten zuzubringen, allen Umgang mit den Weibern zu entſagen. Wie Mohammed dieß erfuhr, ſoll er ſie zu ſich kommen laſſen, und ihnen geſagt haben: Iſt es wahr, daß ihr euch entſchloſſen habt, Mönche zu werden? worauf ſie geantwortet: Nichts, o Geſandter Gottes, iſt wahrer, und wir ſuchen blos hierinn eine große Vollkommenheit. Mohammed antwortete: Aber dieß iſt mir nicht befohlen worden. Ihr müßt für euch ſelbſt ſorgen. Faſtet oder brechet

chet die Faſten, wachet oder ſchlafet: denn ich wache oder ſchlafe, ich faſte oder breche die Faſten, ich eſſe Fleiſch oder ſchlafe bey der Frau; und wer ſich von meinen Geboten entfernt, iſt meiner nicht würdig.

Was wollt ihr damit, daß ihr euch das Vergnügen mit den Weibern, das Eſſen und Trinken, den Gebrauch des Räuchwerks, den Schlaf und die übrigen Annehmlichkeiten des Lebens verſagt? Hab ich mir etwa vorgeſetzt, in Arabien eine Gemeinde von Prieſtern und Mönchen zu ſtiften? Mein Wille iſt, daß die Muſelmänner ein kriegeriſch Volk und keine Einſiedler ſeyn ſollen. Euer Beruf iſt, durch eure Waffen alles in Schrecken zu ſetzen. Ehret Gott und betet ihn allein an, beobachtet die Wahlfarth nach Mecca, betet ſo, wie es euch iſt vorgeſchrieben worden, bezahlt die Zinſen, faſtet in dem Ramaſan, ſeyd gerecht gegen die andern, ſo wird man es gegen euch ſeyn. Eure Vorgänger ſind umgekommen, weil ſie ein allzuſtrenges Leben geführt haben; Gott hat ſie mit Strenge verworfen, und die Ueberbleibſel dieſer Unglücklichen ſind jetzo in den Klöſtern zerſtreut.

Während dieſer großen Faſtenzeit ſind die Moſkeen des Nachts von innen und außen prächtig erleuchtet; und man kann in den großen

Städ-

Städten nichts ſchöners ſehen als eben dieſe Erleuchtung. Das Ende der Faſten wird ſehr prächtig gefeyert, welches die Mohammedaner Bairam nennen. Das Feſt dauert drey Tage. Den Anfang deſſelben kündigt man dem Volke durch Abfeurung des Geſchützes und bey Trompeten und Trommelſchall an. Ein jeder bemühet ſich alsdann im Tempel prächtig zu erſcheinen. Freunde und Feinde verſöhnen ſich, und begüterte Menſchen laßen einiges Vieh ſchlachten, um das Vergnügen zu haben, Arme ſpeiſen zu können.

Wir finden auch im Koran hin und wieder dringende Befehle des Mohammeds, Almoſen auszutheilen, und man muß ſagen, daß ſeine Anhänger dieſen Befehl auf das Genauſte erfüllen. Einer theilt dem andern gerne mit, und dieſe Wohlthätigkeit treiben ſie ſo hoch, daß ſie zuweilen, Vögeln, Katzen, Hunden, zu freſſen geben, ja wohl gar Freßhäuſer für ſie bauen laßen. Dieß aber ſind blos willkührliche Wohlthaten. Allein es giebt noch andre, welche das Geſetz zu gewiſſen Zeiten vorgeſchrieben hat, und welche ſchlechterdings müſſen verrichtet werden. Ein jeder wahrer Muſelmann muß nemlich jährlich einen gewiſſen Theil ſeines Vermögens unter die Armen austheilen. „Das Vermögen, ſagt Chardin, welches dieſer Art von Zehnten unterworfen iſt, beſteht in gemünzten Golde und Silber, Getreyde, Früchten und Vieh. Gold und Silber geben zwey und ein halbes

Procent

Digitized by Google

Procent, wenn man den Werth von zwey hundert Derhem, das iſt ohngefähr drey Mark beſitzt. Wenn ſich dasjenige, was drüber geht, auf vierzig Derhem beläuft; ſo iſt das übrige der Zehnte, und ſo weiter von vierzig zu vierzig. Die Früchte, auf guten Boden, geben zehn von hundert, und auf mittelmäßigen Boden, fünf von hundert. Von Schaafen, Ochſen u. ſ. f. giebt man auch den Zehnten „.

Dieſe Zehnten können zum Unterhalt der Armen, der Gefangenen, zu Erbauung der Moſkeen, Carwanſereyen, Schulen, Brücken, öffentlichen Brunnen und andern Dingen gebraucht werden. — Man hat auch noch andre Güter, welche einen noch viel ſtärkern Tribut geben, welches man den doppelten Zehnten nennt, weil er den dritten Theil des Kapitals beträgt. In dieſe Klaſſe rechnet man erſtlich, die Beute, welche den Ungläubigen im Kriege abgenommen worden. Zweytens, die Einkünfte aus den Bergwerken, es ſey an Erz oder herrlichen Steinen. Drittens, alles was man auf dem Boden des Meers fiſchet. Viertens, ſchlecht erworbenes Gut. Man iſt nicht verbunden, wenn man davon den fünften Theil den Armen giebt, das Uebrige wieder herauszugeben. Fünftens, alles, was man in einem ungläubigen Lande findet.

Ein andres Stück des mohammedaniſchen Geſetzes beſteht in den Wallfahrten nach Mecca. Mohammed hat es in ſeinen Sprüchen aufs

nach-

Digitized by Google

nachdrücklichſte befohlen, daß derjenige gewiß verdammt werden würde, der dieß Gebot verſäumte. Wir halten es als hieher gehörig, von dieſen Wallfarthen nach Mecca das Nöthigſte zu erzählen.

Die Städte Mecca und Medina, welche in der Provinz Hedsjâs liegen, gehören eigentlich zu der Herrſchaft des regierenden Scherifs zu Mecca. — In dieſem letzten Orte wurde bekanntermaßen Mohammed gebohren, und in Medina fand er ſein Grab. Beyde Oerter werden als heilig angeſehen, und keiner, der nicht ein Mohammedaner iſt, oder zu werden gedenkt, darf ſich der Stadt Mecca weiter als bis Dsjidda nähern, dafern er ſich nicht den entſetzlichſten Strafen ausſetzen will, dieſe Entheiligung zu verſöhnen. *Mecca*, davon wir zuerſt reden wollen, liegt eine ſtarke Tagereiſe von Dsjidda, am Fuße eines hohen Berges. Die Gegend nahe um Mecca herum, iſt ganz dürre und unfruchtbar, doch findet man in den nächſten bergigten Gegenden einen Ueberfluß an den ſchönſten Früchten. Die Hitze, welche man hier in den heiſſen Sommermonathen verſpürt, iſt ſehr groß, und um ſich für die Hitze einigermaßen zu ſchützen, ſind die Einwohner genöthigt, in dieſer Jahrszeit Thüren und Fenſterladen zuzuſchließen, um ſie abzuhalten, auch die Gaſſen mit Waſſer zu beſpritzen, um dadurch die Luft abzukühlen. — Die Stadt an und vor ſich iſt ziemlich groß, reich und bevölkert; ſie ſoll we-

der

der mit Mauren noch Wällen umgeben ſeyn, weil ihre Heiligkeit ſie beſchützt und wider alle Anfälle vertheidigt. Sie hat ſehr viele große, und, nach arabiſcher Art, ſchöne Gebäude, weil der vornehmſte Adel aus Hedsjâs hier wohnt, und dieſe Stadt als das Waarenlager für Indien, Syrien, Egypten und die übrigen türkiſchen Länder angeſehen werden kann, und ſich hier jährlich viele tauſend Kaufleute und Pilgrimme, gleichſam um die Stadt zu bereichern, verſammeln.

Unter dieſen merkwürdigen Gebäuden unterſcheidet ſich beſonders die *Kaba*, oder das ſogenannte **Beit Allah** d. i. das Haus Gottes, welches ſchon vor Mohammed von den Arabern in großen Ehren gehalten worden iſt, und itzt, nach den mohammedaniſchen Geſetzen, von einem jeden, der ſich zu dieſer Religion bekennt, und der das Vermögen zu einer ſolchen Reiſe hat, wenigſtens einmal beſucht werden ſoll *).

Wenn gleich die Mohammedaner keinem Chriſten erlauben wollen, ſelbſt nach Mecca zu reiſen; ſo ſind ſie doch willig genug ihnen ihre Beſchreibungen von der *Kaba* zu zeigen, und ſie von den Cerimonien, welche ihre Religion den Pilgrimmen beſiehlt, mündlich zu unterrichten. Das Gebäude, welches in der Mitte auf dem großen mit Schwibbogen umgebenen Platz

*) Dieſe Beſchreibung gehört Herrn Niebuhr zu.

Platz ſteht, iſt eigentlich die Kaba, für welche die Mohammedaner ſo viel Ehrfurcht haben, daß ſie, in welcher Gegend der Welt ſie auch ſeyn mögen, bey dem Gebet ihr Geſicht dahin kehren. Die Urſache, warum ſie die Kaba ſo in Ehren halten, iſt, weil ſie glauben, daß Abraham ſie, um ſeine Andacht hier zu verrichten, erbaut habe. Das Gebäude Abrahams aber ſoll etwas mehr öſtlich geſtanden haben, und man ſoll noch einige Ueberreſte von deſſen Mauern, oder vielmehr Zeichen ſehen, wo ſie geweſen ſind. Die Baukunſt iſt an der itzigen Kaba gar nicht verſchwendet. Sie iſt nur ein kleines Gebäude und viereckigt, wie bereits von vielen Schriftſtellern iſt bemerkt worden. Die Thüre iſt nach Süden (Sales ſagt, ſie ſey gegen Oſten gelegt) und nicht in der Mitte, ſondern mehr nach der ſüdweſtlichen Ecke, und ſo hoch, daß man von der bloßen Erde mit der Hand, kaum die Schwelle erreichen kann. Man ſteigt zu derſelben auf keiner ſteinernen Treppe, ſondern auf einer beweglichen hölzernen Leiter. Die Thür der Kaba wird jährlich nur an zweyen Tagen geöfnet, außerordentliche Fälle ausgenommen, und alsdenn iſt es auch einem jeden nicht erlaubt, hinein zu ſteigen, ſondern nur den Vornehmen, oder ſolchen, welche einige Verbindung mit ihnen haben. Von den vielen Koſtbarkeiten, welche nach dem Bericht einiger Europäer in dieſem Gebäude ſeyn ſollen, hat unſer Verfaſſer nichts gehört, vielmehr hat man

ihn

Digitized by Google

ihn verſichert, daß nichts außerordentliches darinn zu ſehen ſey.

Das Merkwürdigſte an dieſem Gebäude iſt der ſo genannte ſchwarze Stein, welcher in der ſüdweſtlichen Ecke eingemauert iſt. Dieſen Stein ſoll der Engel Gabriel zum Bau der Kaba vom Himmel herabgebracht haben. Er ſoll weiß, und wie ein mohammedaniſcher Geiſtlicher behauptete, ſo glänzend geweſen ſeyn, daß man ſein Licht vier Tagereiſen weit habe ſehen können. Er ſoll aber ſo ſehr über die Sünden der Menſchen geweint haben, daß er ſein Licht nach und nach verlohren habe und endlich ganz ſchwarz geworden iſt. Kein Körper in der Welt iſt wohl mehr geliebkoſet worden, als dieſer Stein. So oft ein Mohammedaner um dieſe Kaba geht, und ſeine Andacht verrichtet; ſo oft küßt er ihn auch, und wenn er wegen der Menge der Menſchen dieſe Ehre nicht haben kann; ſo ſucht er ihn doch wenigſtens mit der Hand zu berühren. Dieſer Stein iſt in Silber eingefaßt, doch muß die Einfaßung nicht ſonderlich ſeyn.

Etwa auf zwey drittel der Höhe dieſer Kaba ſieht man rund um dieſelbe das berühmte ſchwarze ſeidne Tuch, auf welchem Sprüche aus dem Koran mit purem Golddraht genäht und wovon die Buchſtaben ſo groß ſind, als die Mohammedaner ſie ſonſt in ihren Innſchriften an die Wände zu mahlen, und in Holz oder Steine auszuhauen pflegen. Dieſes koſtbare

Tuch wird in dem alten Pallaſte der ehemaligen Beherrſcher von Egypten zu Kahira genähet, und jährlich auf Koſten des Sultans verändert. Die Rinne, worinn das Waſſer oben von dem Dache herunter fällt, iſt von purem Golde.

Um die eigentliche Kaba geht ein Geländer von metallenen Pfeilern, die durch Ketten, an welchen ſilberne Lampen und Leuchter hangen, verbunden ſind. Nahe bey dieſen ſind die vier Gebethäuſer der verſchiedenen Secten der Sunniten, und der Platz, auf welchem Abraham ſein Gebet ſoll gehalten haben, als die Kaba gebauet worden. Hier iſt wahrſcheinlich auch der Stein Abrahams. Um dieſen und um den Stein Iſmaels ſcheinen ſich die Pilgrimme nicht zu bekümmern. — Auf dieſem großen Platze ſind auch drey Gebäude. Eins iſt über dem Brunnen Zemſen, deſſen Waſſer bey den Mohammedanern für ſehr ſchätzbar gehalten wird, und welcher durch ein Wunderwerk hat entſtehen oder entdeckt werden müſſen. Die Hagar nemlich hat ihren Sohn Iſmael hier im Sande niedergeſetzt, um allein deſto beſſer herumlaufen und Waſſer ſuchen zu können. Da aber dieſe gute Frau lange vergebens geſucht hatte, und betrübt zu ihrem Sohne zurückkehrte, fand ſie zu ihrer größeſten Verwunderung, auf der Stelle wo der kleine Knabe im Sande geſpielt hatte, das Waſſer zwiſchen ſeinen Füßen hervorquillen. — Eine Fabel, die, wie es ſcheint, die Mohammedaner von den Catholiken überkommen

kommen haben. In den beyden übrigen Gebäuden wird das Silbergeräth, Oehl, Wachslichter u. d. gl. aufbewahrt. So weit Herr Niebuhr. Itzt aber wollen wir von den **Wallfahrten** ſelbſt reden.

Wir haben bereits geſagt, daß jeder rechtſchaffene Muſelmann wenigſtens einmal in ſeinem Leben, eine Reiſe nach Mecca thun müſſe. Die eifrigen Anhänger Mohammeds begnügen ſich aber damit nicht, und manche gehen alle zehn Jahre dahin. Zu dieſer Abſicht ſchlägt man ſich zuſammen in Haufen, oder **Karwanen**, um im Stande zu ſeyn, ſich wider die Araber zu vertheydigen, die die Pilgrimme anfallen, und ſie ohne Barmherzigkeit ausplündern. Jährlich gehen fünf große Karwanen nach Mecca; eine aus Indien; eine aus Perſien; eine von Damaſkus; eine von Cairo und eine von den Mugrebins, welche die Küſten der Barbarey und die Länder von Fetz und Marocco, unter ſich begreift. Dieſe ſchließt ſich allemal an jene von Cairo an, ſo, daß ſie auf hundert tauſend Menſchen anwächſt, Weiber und Kinder darunter mit verſtanden. Von dieſer letztern wollen wir hier reden; und ſie kann zum Muſter dienen, um die übrigen darnach zu beurtheilen.

Die Andachtsreiſen erfordern eine unzählige Menge **Gebete** und **Cerimonien**. Jede Handlung, jeder Schritt, und ſo zu ſagen, jede Bewegung des Pilgrimms iſt durch beſondre

Kirchenverordnungen vorgeſchrieben, und hat ihr eignes darauf eingerichtetes Gebet. Um ſich zu dieſer berühmten Wallfarth vorzubereiten, muß man erſtlich ſeine Schulden bezahlen, (eine nöthige Vorſicht) ſich mit ſeinen Feinden ausſöhnen, (ſehr chriſtlich gedacht) ſeiner Familie ſo viel Geld zurücklaßen, daß ſie unterdeſſen leben kann, und zu den Reiſekoſten kein anders, als ehrlich erworbenes Geld mitnehmen. Wenn der Pilgrimm aus ſeinem Hauſe abgehet, verneigt er ſich zweymal, und brummt ein Gebet her. Hierauf nimmt er Abſchied von ſeiner Familie, und die Worte die er ſagt, ſind im Geſetze vorgeſchrieben.

Nach einigen Religionsübungen, die ohngefähr drey Tage dauern, lieſt man ſich einen Obern aus, dem man ſich eidlich verbindet, gehorſam zu ſeyn. Nachdem man nun im eifrigen Gebete Gott um ſeinen Schutz angerufen hat, begiebt man ſich auf den Weg. Damit die Pilgrimme vor den Anfällen der Araber ſichrer ſeyn, giebt ihnen der Großherr einen Paſcha mit, der die Karwane bedecken muß. Man reiſt, wegen der großen Hitze, nur des Nachts. Und wenn der Mond nicht ſcheint, zündet man Laternen an. Man hat keine andre Eßwaaren, als die man bey ſich führt; denn man findet überall wo man hinkommt nichts, ja nicht einmal trinkbares Waſſer. Der Zug geſchieht in Ordnung, und jedes hält ſich zu ſeinem Vorgeſetzten, die auf Kameelen reiten.

Die

Digitized by Google

Die Kameele gehen, eins an des andern Schwanz gebunden, hinter einander her, und die vorderſten führen. Auf dem ganzen Wege, der ohngefähr ſechs bis ſieben und dreyßig Tage beträgt, werden Verſe aus dem Koran geſungen. Die Begierde, dieſe Pflicht zu erfüllen, iſt ſo groß, daß manche ganz entkräftet hinfallen und unter dem Singen ſterben. Zuerſt geht die Reiſe auf den Berg Arat, wo die Pilgrimme einen Theil ihrer Kleider ablegen, und einen weiſſen Mantel umhängen. Sie gehen in Proceſſion um den Berg herum, und veranſtalten hernach ein Schlachtopfer, zum Gedächtniß des Opfers Abrahams. Zwey Tage vorher, ehe ſie nach Mecca kommen, legen ſie vollends ihre Kleider ab, und machen ſich Sohlen an die Füße, um die heilige Erde nicht mit bloßen Füßen zu betreten.

Auf dieſe Art bringen ſie acht Tage lang ſehr eingezogen hin, ſie beten unaufhörlich, theilen viele Almoſen aus und eſſen nur des Abends. Nach Verlauf dieſer Zeit wird die Reiſe fortgeſetzt, und ſo bald man, auch in der größeſten Entfernuug, die Thore der Stadt erblickt, fällt man nieder, und berührt die Erde dreymal mit der Stirne. Man geht nachher, unter Anſtimmung geiſtlicher Geſänge, zu Ehren des Propheten vollends in die Stadt. Die Wallfarth nach dem Kaba dauert nur drey Tage, und derjenige, der zuerſt den ſchwarzen Stein küßt, wird für einen Heiligen gehalten; es muß

Digitized by Google

aber an einem Freytage, und an einem von den dreyen Tagen geſchehen, auch am Ende eines langen Gebets: Jedermann wirft ſich alsdann dem Heiligen zu Füßen und küßt ihn. Es ereignet ſich aber oftmals, daß er bey dem großen Zulaufe erdrückt wird. Nach den dreyen Tagen wird eine Proceſſion um den Kaba gehalten, und die folgende Nacht bleibt man in Minet, einem Dorfe, das drey Meilen davon liegt. Den andern Morgen als an dem kleinen Bairam-Feſte, nimmt jeder ſeine Kleider wieder, und ſchlachtet etliche Schaafe, die unter die Armen vertheilt werden. Das Poſſierlichſte bey dieſer Reiſe iſt, daß die Pilgrimme verbunden ſind, auf die Zeit, da ſie ſich in Mecca aufhalten, ſie ſey auch noch ſo kurz, ſich zu verheyrathen. Die Weiber die ſie nehmen, und aus dem Lande ſind, haben auf dieſe Art alle Jahre einen andern Mann. Die Kinder die aus dieſer flüchtigen Ehe gezeugt werden, haben ſich einer gewiſſen Achtung zu erfreuen, weil man glaubt, daß ihre Geburt dem Gebete des Propheten zuzuſchreiben ſey.

Wenn man aus Mecca wieder abreiſt, wird der Weg abermals über den Berg Arat genommen, wo man ſich drey Tage lang aufzuhalten pflegt. Jeden Tag muß man aber ſieben Steine auf den Berg werfen, und ſiebenmal um ihn herum gehen. Dieſe Steine werden dem Teufel an den Kopf geworfen, der es ſich unterſtand, Abraham an dieſem Orte zu verſu-

chen

chen, und ihm vorſchlug, er ſollte den Iſmael anſtatt des Iſaaks opfern. Man begiebt ſich nachher wieder nach Minet, und verehrt daſelbſt eine Vertiefung in einem Felſen, die durch des Mohammeds Kopf entſtanden iſt, der, bey einem gethanen Fehltritt, wider den Felſen ſtieß, dieſer aber ſo gleich ſich erweichte, daß der Prophet nicht beſchädigt wurde. Es iſt dieſes die letzte Handlung der Pilgrimme, nach welcher ſie von dem Iman den Seegen erhalten, ſich aufmachen und den Weg nach **Medina** antreten.

Diejenigen Pilgrimme, die von Mecca nach Jeruſalem gehen, und den **Tempel Salomons** beſuchen, ſtehen wegen dieſer doppelten Reiſe in großen Anſehen. Man ſetzt alles mögliche Vertrauen in ſie, und wenn ſie vor Gerichte erſcheinen, können ſie ſicher falſche Zeugniße ablegen, ohne daß ſich jemand unterſtehen würde, ihnen zu widerſprechen, oder ſie zu beſchuldigen.

Die Wallfarth nach **Medina** geſchieht nicht aus Schuldigkeit: ſie hat auch nicht ſo viel Rechte als die erſte, welche von allen loßzählt; ſelbſt von den Verbrechen, wovon man vor Gericht nicht ſo davon kommen würde. Indeſſen gehen doch alle, ſo nach Mecca reiſen, auch hin nach Medina.

Dieſe Stadt liegt in einer Ebene, drey Tagereiſen von Yambon, einer kleinen Stadt und Hafen, am rothen Meere: ſie iſt weder ſo groß noch ſo reich als Mecca. Sie iſt aber beſſer gebauet und vielleicht iſt auch ihr Handel faſt

Digitized by Google

eben ſo beträchtlich. Man bewundert die Schönheit ihrer Moſkeen: und diejenige, die man die große Moſkee nennt weil Mohammeds Grab darinn verwahrt wird, liegt mitten in der Stadt auf einer Höhe. Der Eingang dazu beſteht aus einem Periſtil, von marmornen Doriſchen Säulen, die aber miſerabel gearbeitet und zu ſtark ſind.

Das Grab des Propheten iſt in einem Thurme, oder runden Gebäude verwahrt, das mit einer Kuppel überbaut iſt, welche Turba genennt wird. Dieß runde Gebäude iſt von der Hälfte bis an die Kuppel offen, und mit einem Gange umgeben, in deſſen Mauer viel Fenſter mit ſilbernen Gittern, angebracht ſind. Die Mauer des Gebäudes hat keine Oefnung, ſie iſt aber mit einer ſo großen Menge koſtbarer Steine und Diamanten bedeckt, beſonders an dem Orte, der auf dem oberſten Theil des Sarges trift, daß vielleicht kein reicherer Ort zu finden iſt. Man bewundert unter andern zwey Diamanten, davon der eine zwey Finger breit, und nach Verhältniß lang iſt; der andre, noch größere, iſt nur die Hälfte von einem, den Osmann, Achmets Sohn, zerſchneiden ließ, und die eine Hälfte nach Medina ſchickte die andre aber für ſich behielt und ſeinen Turban damit ſchmückte. Dieſen haben die Großherrn ſeitdem beſtändig getragen, und man hält ihn für den ſchönſten im ganzen Reiche. In die Galerie, und in den Turba geht man, nach dem Bericht einiger

Schrift=

Digitized by Google

Schriftſteller, durch Thüren von gediegenem Silber, mit zweyen Flügeln, wie die von dem Kaba. Die Pilgrimme kommen nicht in den Turba; das Gedränge würde zu groß ſeyn: ſie ſehen alſo nur die Koſtbarkeiten der Galerie. Wenn ſie weg ſind, läßt man ſich die Thüre des Gebäudes aufmachen.

Der Sarg des Mohammeds ſteht zwiſchen des Abubeker und Omar ihren, auf der Erde, dem übrigen Boden gleich. Der eiſerne Sarg alſo, von dem man ſagt, daß er vermittelſt eines in dem Gewölbe angebrachten Magneten in der Höhe erhalten würde, iſt eine bloße Fabel. Er iſt von weiſſem Marmor, und mit einem reichen Teppiche bedeckt, wie die von den Groß-Sultanen, und türkiſchen Paſchen. Drey tauſend ſilberne Lampen brennen beſtändig in dem Begräbniße, und das Oehl, das dazu gebraucht wird, iſt ſo rein, daß es nicht den geringſten Geruch von ſich giebt. Die Thorheiten, die um den Grabe gemacht werden — übergehen wir. Wir begnügen uns damit, zu wiſſen, daß Mecca und Medina der Mittelpunct des mohammedaniſchen Aberglaubens ſind und folglich kann man ſich die dabey vorgehenden Ausſchweifungen ſehr leicht vorſtellen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Von der Kleidung — Vom Eſſen und Trinken und Wohnung der Araber.

Die Araber tragen, ſo wie die Türken und Indianer, lange Kleider, doch ſind ſie in einigen Stücken ſehr von einander verſchieden. Die vom mittlern Stande in Jemen haben weite Beinkleider, und über dieſelben in Tehâma ein weites weiſſes, in der bergigten Gegend aber blau- und weiſſes Hemd mit ſehr langen und weiten Ermeln. Sie tragen gemeiniglich einen geſtickten, oder mit Silber beſchlagenen ledernen Gürtel, und in demſelben mitten vor dem Leibe, ein breites krummes und vorne ſpitziges Meſſer, mit der Spitze nach der rechten Seite. Ihr Oberkleid geht nur ein paar Handbreit unter die Knie, und hat keine Ermel aber Unterfutter. Auf der einen Schulter tragen ſie ein großes feines Tuch, eigentlich, um ſich damit bey regnigten Wetter zu bedecken, und bey Sonnenſchein ſich gegen die Hitze der Sonne zu ſchützen, itzt aber auch bloß zur Zierrath. Ihr Kopfputz iſt ſowohl koſtbar als unbequem. Denn ſie tragen zehn bis funfzehn Mützen über einander, wovon zwar einige nur von Leinwand, andre aber auch von dicken Laken und Baumwolle ausgenäht ſind, und die oberſte iſt zuweilen koſtbar

mit

Digitized by Google

mit Gold brodirt. Gemeiniglich findet man auf den Mützen die Worte: la allah illa allah, Mohammed raſſul allah, oder auch einen andern Spruch aus dem Koran. Dieß iſt noch nicht die ganze Laſt, die ein Araber auf dem Kopfe tragen muß, ſondern er windet um die Menge Mützen ein groſzes feines Neſſeltuch. Dieß hat an beyden Enden ſchöne ſeidne und wohl gar goldene Franzen, die man zwiſchen den Schultern auf dem Rücken herunter hengen läßt. Es würde ſehr unbequem ſeyn dieſe große Laſt beſtändig auf dem Kopfe zu tragen. Die Araber ſetzen deswegen in ihren Häuſern, oder bey guten Freunden bisweilen alles, bis auf ein oder zwey von den unterſten Mützen bey ſich nieder, und beym Weggehen ſetzen ſie ihren Turban ſo bequem wieder auf den Kopf, als wir unſre Peruquen. Aber niemand kann vor einem Großen anſtändig ohne Turban erſcheinen, und diejenigen, welche gern einen Gelehrten affectiren wollen, pflegen einen beſondern großen Turban zu haben.

Die Schuhe der Araber mittlern Standes beſtehen, ſo wie der gemeinen Araber ihre, nur aus einer Sohle, mit einem oder ein paar Riemen über den Fuß, und einem über den Hacken. Die Araber tragen bisweilen in ihren Häuſern die in allen morgenländiſchen Ländern gebräuchlichen hölzernen Pantoffeln. — In Natolien, wo es ſo kalt iſt, daß man nicht mit bloßen Füßen gehen kann, winden die armen Einwohner

große

große Tücher um ihre Füße und Beine, und um dieſe binden ſie lange Riemen, oder Stricke, die an der Sohle befeſtigt ſind. Dieſe Sohlen ſind oft nur von unzubereiteten Leder.

Die vornehmen Araber in Jemen tragen eben ſolche weite Beinkleider, Hemden und einen eben ſo großen Turban, desgleichen ein ſolch Meſſer vor dem Leibe, wie die vom mitlern Stande. Sie haben überdieß eine Weſte mit engen und einen weiten Rock, mit ſehr weiten Ermeln. Auch entweder gelbe türkiſche Pantoffeln oder Schuh, wie ſie itzt in Holland getragen werden.

Der gemeine Araber hat nur ein paar Mützen auf dem Kopfe, und ſeinen Saſch oder Turban nachläßig um ihn gebunden. Einige haben Beinkleider und nur ein Hemde, viele aber, ſtatt derſelben, nur ein Tuch, welches ihnen von der Hüfte bis an die Knie herunter hängt, einen großen Gürtel vor dem Leibe, und noch ein großes Tuch blos auf der Schulter. Sie gehen übrigens nackend, und tragen ſelten Schuhe. Man kann alſo leicht denken, daß die Haut unter ihren Füßen ſehr dick und hart werden müſſe. In bergigten und alſo kältern Gegenden, trägt der gemeine Mann auch Schaafpelze. Die vornehmen Araber haben zwar Taſchen in ihren Weſten, nemlich, eine an der einen Seite, und die andre auf der Bruſt. Die vom mitlern und geringern Stande aber, verwahren ihren Geldbeutel, ihr Feuerzeug, Schnupf-

Schnupftuch u. d. gl. in ihren groſsen Gürtel.

Man vermuthet vielleicht nicht, daſs die erwähnte wenige Kleidung, auch die Bettkleider eines gemeinen Arabers ausmacht. Er breitet aber ſeinen groſsen Gürtel aus, und ſo hat er ein Unterbette. Mit dem Tuche, welches er auf der Schulter trägt, bedeckt er ſich den ganzen Körper und das Geſicht, und ſchläft nackend zwiſchen dieſen beyden Tüchern ganz ruhig und zufrieden. Die Einwohner der bergigten Gegenden, ſchlafen oft ganz nackend, in groſsen Säcken. Hierinn liegen ſie nicht nur warm, ſondern ſind auch mit wenig Mühe gegen Flöhe, Mücken u. ſ. w. geſchützt, wenn ſie ihr Bette nur umkehren und abſchütteln.

In dem Königreiche des Imâms läſst ſowohl der geringe als vornehme ſeinen Kopf ſcheeren. In andern Gegenden von Jemen aber, laſſen alle Araber, ſelbſt die Schechs ihre Haare lang wachſen, und tragen weder Mützen noch Saſch, ſondern ſtatt derſelben ein Schnupftuch, in welches alle Haare rückwärts auf dem Nacken liegend, eingebunden ſind. Einige laſſen ihre Haare bis auf die Schuhe herunter hängen, und binden, ſtatt des Turbans, ein kleines Strickchen um den Kopf. Die Bedouinen auf der Gränze von Hedsjas und Jemen tragen eine Mütze von geflochtenen Dattelblättern. Faſt alle Araber haben einige in Leder genähete Amulete, oder auch einen

Stein

Digitized by Google

Stein in Silber eingefaßt, über dem Elbogen auf dem Arm, und ſchlechte Ringe an den Fingern. Goldne Ringe und koſtbare Steine ſieht man ſelten bey einem Mohammedaner. Man ſagt, daß ſie den Geſetzen nach verbunden ſind, ſelbige während ihrer Andacht abzulegen, wenn ihr Gebet erhört werden ſoll.

Das Oberkleid, welches man Abba nennt, hat unſer Verfaſſer nur auf der Weſtſeite von Arabien, nur bey reiſenden Kaufleuten geſehen. Auf der Oſtſeite dieſer Halbinſul, und vornemlich in der Landſchaft Lachſa, iſt es aber die allgemeine Kleidung, ſowohl der Männer als der Weiber. Die arabiſchen Schechs auf der türkiſchen Gränze, kleiden ſich fürnemlich, wenn ſie zur Stadt kommen, meiſtentheils türkiſch.

Viele Araber tragen, wie geſagt, gar keine Beinkleider, dagegen haben die Araberinnen in der bergigten Gegend, ſich derſelben völlig bemächtigt. Die ganze Kleidung der gemeinen arabiſchen Weiber, beſteht aber nur auch in Beinkleidern und einem weiten Hemde, beydes von blauer Leinewand, und mit einigen Zierrathen von verſchiedenen Farben gemahlt. Die Weiber in Tehâma tragen ſtatt der Beinkleinder ein breites Tuch um die Hüfte gebunden. Die in Hedsjas, haben ſo wie die in Egypten, ein ſchmales Stück Leinewand vor dem Geſichte, ſo, daß wenigſtens beyde Augen frey ſind. In einigen Gegenden von Jemen halten ſie, wenn ſie auf der Straße erſcheinen, einen großen

Schleier,

Schleier, den ſie über dem Kopf hengen haben, ſo vor das Geſicht, daß kaum das eine Auge frey bleibt. Zu Sana Taas und Mochhe, haben ſie das ganze Geſicht mit einem Flor bedeckt. Einige Weiber zu Sana haben es zuweilen mit Gold brodirt. Sie tragen überdieß eine Menge Ringe um die Armen und um die Finger, und bisweilen in der Naſe und den Ohren, einige Reihen Glasperlen um den Hals, ſo, wie die Weiber in Egypten und bey dem Berge Sinai. Ihre Nägel färben ſie blutroth, und ihre Hände und Füße braungelb. Auch das Inwendige der Augenlieder, pechſchwarz, mit einer Farbe die aus Bleyerz verfertigt wird. Sie vergrößern nicht nur ihre Augenbraunen, ſondern mahlen ſich auch noch andre ſchwarze Zierrathen ins Geſicht und auf die Hände. Ja, ſie durchſtechen ſich deswegen die Haut, und legen gewiſſe Materien auf die Wunde, welche die Zierrathen ſo tief einfreſſen, daß ſie Zeitlebens nicht vergehen.

Dieß halten die arabiſchen Damen für ſchön.

So gar einige Mannsperſonen ſtreichen Köchel in ihre Augen, unter dem Vorwande, daß es das Geſicht ſtärke, da ſie doch von ehrbaren Leuten für petis Maitres, oder um dieß verächtliche Wort zu überſetzen, für Kleinmeiſter (denn ſolche Herren ſind wahrhaftig an Verſtande klein) gehalten werden. Dieſe färben auch ihre Nägel roth, und diejenigen, welche faſt

faſt nackend gehen, beſchmiren bisweilen ihren ganzen Körper mit einem gewiſſen Kraute, daß ſie ganz braungelblich macht. Vielleicht, weil die braungelbe Farbe ihnen beſſer gefällt, als die natürliche Fleiſchfarbe, oder auch um andern einzubilden, daß unter der Larve eine Schönheit ſey *). Die Araberinnen in den niedrigen und heiſſen Gegenden, ſind von Natur braungelb. In den kältern bergigten Gegenden aber, findet man ſelbſt unter den Bauermägdchen, ſehr hübſche Geſichter.

Die Juden in Jemen, ſehen beynahe ſo aus, als die polniſchen. Sie gehen nur nicht ſo bettelmäßig einher, und halten ſich reinlicher. In

*) Herr Niebuhr macht hierbey eine Anmerkung, die ſehr wahr iſt. „Die Europäer, ſagt er, werden die erwähnten Moden gewiß nicht ſchön finden. Es gefällt aber den Arabern eben ſo wenig, wenn junge Europäer ihre ſchwarzen Haare pudern, um ſich das Anſehen zu geben, als hätten ſie ſchon von Natur weiſſe Haare, oder wenn alte Leute ſich täglich den Bart ſcheren, und dadurch ein weibiſches Anſehen erhalten". Unſre Damen haben auch nicht Urſache, ſich über die Tracht der Araberinnen aufzuhalten. Um es frey herauszuſagen; ſo gefällt mir zwar ihr Anzug nicht ſonderlich. Aber ich will doch immer noch lieber eine Araberinn in ihrem Putze anſehen, als eine unſrer Schönen, in ihrem völligen Anzuge. Denn wahrhaftig, wenn man keine guten Augen hat, und ſie in der Ferne ſieht; ſo ſollte man meinen — es wäre ein — Geſpenſt.

Digitized by Google

In dieſer Provinz dürfen ſie keinen Saſch tragen, und haben deswegen nichts weiter auf dem Kopfe, als eine ganz kleine Mütze. Ob ſie gleich blos dadurch von andern Nationen unterſchieden werden können; ſo laſſen ſie doch an beyden Seiten einen großen Zopf Haare über die Ohren herunter hängen. Man erlaubt ihnen hier keine andre Kleider, als von blauer Farbe zu tragen Ihre Beinkleider, ihr Hemde, ihr Gürtel und ihr Oberrock, iſt deswegen alles von blauer Leinewand.

Den Bonianen in Jemen, ward vor einigen Jahren, da ſie ſich noch, wie in Indien, ganz weiß trugen; anbefohlen, ſich roth zu kleiden. Weil ſie aber eine große Summe an den Iman bezahlten; ſo wurde der Befehl zwar zu der Zeit zurück genommen, aber ſie erhielten doch bald darauf einen neuen Befehl, daß ihr Turban künftig roth ſeyn ſollte. Nun hatten ſie nicht Luſt mehr Geſchenke zu machen, und gehorchten. Sie gehen alſo jetzt weiß, mit einem rothen Turban. Die Bonianen und Juden dürfen in Jemen kein Gewehr, und alſo auch nicht das große arabiſche Meſſer tragen.

Den Europäern, welche nach Arabien kommen, iſt es erlaubt, Gewehr zu tragen. Sie können ſich auch nach eignen Gefallen kleiden. Es iſt aber des neugierigen und bisweilen unnützen Pöbels wegen am beſten, wenn ſie ſich nach Landesmanier kleiden, und alſo nur wenig bemerkt werden.

Digitized by Google

Die Morgenländer haben nicht nur verſchiedene Moden in ihrer Kleidung, ſondern auch in der Manier ihren Bart wachſen zu laſſen. Die Juden in der Türkey, Arabien und Perſien, laſſen alle ihren Bart, von Anfang an, wachſen, und dieſer iſt allezeit darin von den Bärten der Chriſten und Mohammedaner verſchieden, daß die Juden ihn vor den Ohren und an den Schläfen nicht abſcheeren, anſtatt, daß die Bärte der übrigen oben ſpitz zu laufen. Die Araber halten den Knebelbart ganz kurz, und einige ſcheeren ihn ganz weg, den eigentlichen Bart aber niemals. In der bergigten Gegend von Jemen, wo man nicht gewohnt iſt, Fremde zu ſehen, ſcheint es ſo gar eine Schande zu ſeyn, mit einem geſchornen Barte zu gehen.

Unſer Verfaſſer verſichert, keinen von arabiſchen Vorfahren gebohrnen Araber geſehen zu haben, der nicht in ſeinen beſten Jahren, einen ſchwarzen Bart gehabt hätte. Dagegen hat er einige alte angetroffen, die ihren weißen Bart roth angefärbt hatten, man ſagte aber, daß ſie dadurch ihr Alter verbergen wollten. Dieſe Gewohnheit wird alſo mehr getadelt, als für ſchön gehalten. Die Perſer färben ihren ſchon ſchwarzen Bart, oft noch ſchwärzer, und fahren damit wahrſcheinlich auch in ihrem Alter fort, um noch immer ein junges Anſehen zu haben. Für einen ehrbaren Türken wird es für unanſtändig gehalten, ſeinen Bart ſchwarz zu färben, indeſſen ſollen es doch viele Vorneh-

me

me thun. Dieſes ſcheint für manche junge Herren von dieſer Nation, die ihre Schönheit erhöhen wollen, auch nothwendig zu ſeyn, weil die ſchwarzen Bärte unter den Türken nicht ſo allgemein ſind, als bey den mehr ſüdlich wohnenden Arabern und Perſern.

Wenn die Türken, welche ihren Bart in ihren jüngern Jahren geſchoren haben, ihn wollen wieder wachſen laſſen; ſo beobachten ſie dabey einige Cerimonien. Sie beten nemlich ein Fatha, welches als ein Gelübde angeſehen wird, daß ſie ihren Bart niemals wieder ſcheeren laſſen wollen. Die Mohammedaner glauben vielleicht, daß die Engel in ihrem Barte wohnen, und daß ſie ihn deswegen nicht abſcheeren dürfen, wie einige Reiſende bemerkt haben. Es iſt aber auch gewiß, daß, wenn einer ſeinen Bart hat wachſen laſſen, und ihn nachher wieder abſcheert, er dafür ſcharf beſtraft werden kann. Die Glaubensgenoſſen verſpotten ihn darüber.

Die Araber ſind von mittler Statur, mager und gleichſam von der Hitze ausgedörrt. Sie ſind aber ſehr mäßig in Eſſen und Trinken. Der gemeine Araber trinkt gemeiniglich nichts als Waſſer, und genießt faſt kein andres Eſſen, als friſch gebacknes ſchlechtes Brodt von Durra, (welches eine Art Hirse iſt) mit Butter, Oehl, Fett oder Kameelsmilch, durchknetet. Dieß Brodt iſt für einen Europäer faſt uneßbar, die Einwohner aber genießen es mit dem

größeſten Appetit, ja bisweilen lieber als Waizenbrodt, welches ſie zu leicht finden.

Die Araber haben verſchiedene Manieren, ihr Brodt zu backen. Wenn der Ofen, worin ſie ihr Durra backen wollen, heiß genug iſt; ſo wird der Teig oder vielmehr Kuchen, inwendig an die Seiten des Ofen geklappet, ohne daß die Kohlen herausgenommen werden, und dann macht man den Ofen zu. Dieß Brodt wird ſchon wieder aus dem Ofen genommen, ehe es für einen Europäer kaum halb ausgebacken ſeyn würde, und ganz warm gegeſſen. Die Araber in der Wüſte bedienen ſich einer eiſernen Platte, um ihre Brodtkuchen zu backen, oder ſie legen einen runden Klumpen Teig in heiße Kohlen von Holz oder Kameelmiſt, bedecken ihn ganz damit, bis das Brodt ihrer Meynung nach, gar iſt: alsdenn ſchlagen ſie die Aſche davon ab, und eſſen es ganz warm. — Die Araber in den Städten, haben faſt eben ſolche Backöfen, als wir. Dieſen fehlt es auch nicht an Waizenbrodt. Es hat die Figur und Größe unſrer Pfannkuchen, und iſt ſelten genug gebacken. Die übrige Nahrung der Morgenländer, beſteht vornemlich in Reis, Milch, Butter, Cheimat oder dicken Milchrahm, und allerhand Gartenfrüchten. Es fehlt ihnen auch nicht an Fleiſchſpeiſen. Dieſe werden aber in den heißen Ländern nur wenig genoßen, weil alles Fleiſch daſelbſt für ungeſund gehalten wird. Sie kochen ihr

ihr Eſſen allezeit unter einem Deckel, welches es ſehr ſchmackhaft macht.

Der Tiſch der Morgenländer, iſt nach ihrer Manier zu leben eingerichtet. Da ſie, wie bekannt, auf der Erde ſitzen; ſo breiten ſie ein großes Tuch mitten im Zimmer auf dem Fußboden aus, damit die abfallenden Brocken nicht verſchüttet und die Tapeten nicht beflecket werden. Auf dieſes Tuch ſetzen ſie einen kleinen Schemel, der eine große runde kupferne, und ſtark verzinnte Platte trägt, auf welcher das Eſſen in verſchiedenen kleinen kupfernen, allezeit in und auswendig gut verzinnten Schüſſeln, aufgetragen wird. Bey den vornehmen Arabern findet man, ſtatt der Servietten, ein langes Tuch, welches alle die um den Tiſch ſitzen, auf den Schooß legen. Wo dieſes fehlet, da nimmt jeder, ſtatt der Serviette, ſein eignes kleines Tuch, das er bey ſich trägt, um ſich damit abzutrocknen, wenn er ſich gewaſchen hat. Meſſer und Gabel gebrauchen ſie nicht. Die Türken haben zuweilen bey ihren Mahlzeiten Löffel von Holz oder von Horn. Die Araber ſind ſo gewohnt, ihre Hand als einen Löffel zu gebrauchen, daß ſie des Löffels bey der mit Brodt durchkneteten Milch entbehren können.

Bey einer europäiſchen Tafel bezeigen ſich die Mohammedaner, nach unſrer Art, ſehr ungeſittet. Sie zerreißen das Fleiſch mit den Fingern, welches für einen, ders nicht gewohnt iſt, ſehr widerlich ſeyn muß. Wenn ſie es gleich

Digitized by Google

verſuchen wollen, Gabel und Meſſer zu gebrauchen; ſo iſt es ihnen doch ſo mühſam, daß ſie bald zu ihrer alten Manier zurückgehen. Sie laſſen alle ihre Fleiſchſpeiſen in kleine Stücken zerſchnitten auftragen. Sie eſſen nur mit der rechten Hand, die linke aber dient ihnen zum waſchen der unreinen Theile des Leibes.

So unangenehm es alſo für einen neu ankommenden Europäer iſt, mit Leuten zu eſſen, die die Speiſen mit den Fingern aus der Schüſſel nehmen; ſo gewöhnt man ſich doch bald daran, wenn man mit ihrer Lebensart näher bekannt wird. Weil die Mohammedaner ihrer Religion nach verpflichtet ſind, ſich fleißig zu waſchen; ſo iſt es ſchon deswegen ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Köche das Eſſen wenigſtens eben ſo reinlich zubereiten, wie die europäiſchen. Sie ſind ſo gar verpflichtet, die Nägel ſo kurz zu halten, daß ſich nichts unreines darunter ſetzen kann, weil ſie glauben, daß ihr Gebet kraftlos ſey, wenn ſie auch nur die geringſte Unreinigkeit an ihrem Leibe haben. Da ſie nun auch vor dem Eſſen, Hände, Mund und Naſe, gemeiniglich auch mit Seife, waſchen; ſo ſcheint es einem zuletzt gleichgültig, ob einer das Eſſen mit reinen Fingern, oder mit der Gabel aus der Schüſſel nimmt.

Bey den vornehmen Schechs, in dem wüſten Arabien, welche zu einer Mahlzeit nicht mehr als Pilau, d. h. gekochten Reis, verlangen, wird eine ſehr große hölzerne Schüſſel voll

auf-

Digitized by Google

aufgetragen, und bey dieſer ſetzt ſich eine Parthey nach der andern, bis die Schüſſel leer iſt, oder bis alle geſättigt ſind. — Im Oriente ißt man gemeiniglich ſehr geſchwinde; und unſer Reiſebeſchreiber erzählt, daß er mit an einem Tiſche geſpeißt habe, wo ſie in Zeit von ohngefähr zwanzig Minuten, mehr als vierzehn leere Schüſſeln zurückgeſchickt hätten. Das läßt ſich ſehr gut begreifen, da ſie die Schüſſeln nicht mit Meſſer oder Gabel, ſondern mit der flachen Hand beſucht haben. — Wenn gleich das Tiſchgebet der Mohammedanern ſehr kurz iſt; ſo verrichten ſie es doch mit vieler Andacht. Wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen; ſo ſagen ſie: Bism allàh errachman errachhìm, d. i. im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes: und wenn einer nicht mehr eſſen will; ſo ſteht er auf, ohne auf die übrige Geſellſchaft zu warten, und ſagt: Elhàmd billah, d. i. gelobet ſey Gott. Sie trinken nur ſelten zwiſchen dem Eſſen, ſondern ſie nehmen, wenn ſie ſich nach der Mahlzeit wieder gewaſchen haben, einen guten Trunk Waſſer, und darauf eine Taſſe Kaffee.

„Der Kaffee iſt eins von den gewöhnlichſten Getränken der Araber. Vielleicht dürfte es einem Theile unſrer Leſer nicht unangenehm ſeyn, ihnen einige nähere Umſtände von dem Baume, aus deſſen Frucht der Kaffee verfertiget wird, zu erzählen! — Das Königreich Yemen, mit Ausſchließung aller andern Provinzen von Arabien, erzeugt den Kaffeebaum. Er wächſt,

 nach

Digitized by Google

nach dem Berichten glaubwürdiger Reiſenden, ſechs bis zwölf Fuß hoch. Seine Stärke beträgt zehn, zwölf und funfzehn Zoll im Umfange. Weil er ſich in die Runde ausbreitet, und die unterſten Zweige ſich gemeiniglich krümmen; ſo hat er, wenigſtens in gewiſſen Jahren, die Geſtalt eines Sonnenſchirms. Die Rinde iſt weißlich, und etwas rauh. Sein dunkelgrünes Blatt gleicht dem Citronenblatte, und die weiße Blüte hat fünf kleine Blätter, wie der Jeſmin. Der Geruch davon iſt angenehm, und hat etwas balſamiſches, der Geſchmack aber iſt bitter.

Der Kaffee kommt aus dem Saamen, und wird nicht durch Steckreiſer fortgepflanzt. Es iſt ein immer grünender Baum, der ſeine Blätter nie auf einmal verliert. Er liebt den feuchten Boden, daher er unten an den Bergen und längſt den Bächen häufig wächſt, welches in der Landſchaft eine überaus angenehme Ausſicht veranlaßt.

So bald die Blüte des Kaffeebaums abfällt, ſieht man eine kleine, anfänglich ganz grüne Frucht, die aber, wenn ſie reifet, ganz roth wird, und beynahe wie eine große Kirſche ausſieht: ſie iſt von gutem Geſchmacke, nahrhaft und kühlet ſehr. Unter dem Fleiſche der Kirſche findet man anſtatt des Kerns, die **Bohne**, die man Kaffee nennt. Dieſe Bohne iſt mit einer ſehr feinen Haut umgeben, welche anfänglich weich iſt, und angenehm ſchmeckt, nach

und

und nach aber hart wird. Wenn die Kirſche durch die Sonnenhitze ganz und gar vertrocknet iſt; ſo wird aus dem Fleiſche, daß man eſſen konnte, eine bräunliche Hülſe, die die erſte Rinde oder äußerliche Schale des Kaffee macht. Die Bohne iſt alsdann hart und von einer ſehr hellgrünen Farbe. Jede Hülſe hat nur eine Bohne, die ſich gemeiniglich in zwey Hälften theilt: und eine jede Hälfte iſt das, was wir eine Kaffeebohne heißen.

Da der Kaffeebaum die beſondre Eigenſchaft hat, daß er Blüten und Früchte, und unter dieſen, grüne und reife Früchte zugleich trägt; ſo hält man alle Jahre drey Erndten, doch iſt die im Monat May die reichſte und beſte. Die Einſammlung dieſer Frucht iſt ſehr einfach. Es werden große leinwandene Tücher unter die Bäume gebreitet, und ein Mann ſchüttelt den Baum leicht, und mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit, da denn der reife Kaffee gleich abfällt. Wenn er eingebracht iſt, wird er auf Matten ausgebreitet und an der Sonne getrocknet. So bald nun die Hülſen aufſpringen wollen, werden ſie mit einer ſteinernen oder hölzernen Walze zerdrückt. Die Araber wiſſen dieſes mit einer großen Geſchicklichkeit und ſehr geſchwind zu machen. Wenn der Kaffee auf dieſe Art aus den Schalen gebracht iſt, wird er, weil er noch ziemlich grün iſt, wieder aufs neue in die Sonne gelegt, daß er recht trocken werde, und nicht Gefahr laufe, auf der See zu verderben. Er

wird hernach gewurſt und rein gemacht, eingepackt und auf die Märkte zum Verkauf verführt".

Obgleich den Mohammedanern der Genuß von allem was die Sinne berauſchen kann, verboten iſt; ſo findet man doch bisweilen einige, welche große Libhaber von ſtarken Getränken ſind. Sie müſſen ſich aber doch ſehr in Acht nehmen, daß ſie nicht verrathen werden: und deswegen trinken die Säufer nur des Abends in ihren Häuſern. In den Städten auf der Gränze von Arabien, wo gemeiniglich viele Juden und Chriſten wohnen, kann ein Reiſender Brantwein, und bisweilen Wein bekommen. Einige engländiſche Schiffe, die nach Mochha kommen, bringen auch indianiſchen Arrak zum Verkauf mit. Außerdem findet aber ein Reiſender in ganz Jemen keinen trinkbaren Wein und Brantewein, als nur zu Sana, wo die Juden beydes gut und im Ueberfluß haben, und es ſo, wie die Armener in Perſien, in großen ſteinernen Krügen, aufbehalten. Die Juden zu Sana ſchicken zwar Wein und Brantewein an ihre Brüder in den andern Städten von Jemen, aber weil es ihnen an andern Geſchirren fehlt, in kupfernen Gefäßen. — Man hat noch ein weißes und dickes Getränke, **Buſa**, welches aus Mehl zubereitet wird. In Armenien iſt es ein allgemeiner Trank. Daſelbſt wird es in großen Töpfen in der Erde aufbehalten, und

und gemeiniglich aus denſelben vermittelſt eines Rohrs getrunken.

Weil die geringern Araber auch gerne vergnügt ſeyn mögen, die ſtarken Getränke aber nicht bezahlen, und vielleicht gar nicht bekommen können; ſo rauchen ſie Haſchiſch, ein Kraut, welches ſehr viele für Hanfblätter halten. Die Liebhaber dieſes Krautes verſichern, daß es ihnen viel Muth gebe.

Bey einem Beſuche wird dem Fremden, ſobald er ſich geſetzt hat, eine Pfeife Taback, etwas Confituren und eine Taſſe Kaffee oder Kiſcher gebracht. Man breitet ihm auch wohl eine koſtbar brodirte Serviette auf den Schooß. — Bey den Vornehmen in der bergigten Gegend von Jemen, findet man in den Monaten May, Junius und Julius kleine Bündel Kaad, d. i. junge Sproſſen von einem gewiſſen Baume, die man gleichſam zum Zeitvertreib ißt, ſo wie man bey uns Schnupftoback zu nehmen pflegt. Dieſe Leckerbiſſen ſchmecken dem Europäer nicht gut, und Herr Niebuhr, nimmt als wahrſcheinlich an, daß der Kaad ſeine Liebhaber vom Schlaf abhalte und zugleich auszehre. Und gleich wohl muß ein jeder wohlerzogener Jemeneſer, ein Liebhaber davon ſeyn. Diejenigen, welche gute Zähne haben, können ihn ſo, wie er vom Baume gekommen iſt, eſſen. Indeſſen findet man doch auch, daß alte Leute, die nicht mehr gut kauen können, ihn vorher in einem Mörſer ſtoßen.

Die

Digitized by Google

Die Araber rauchen ſowohl aus der langen Pfeiſe, als aus der ſo genannten perſiſchen, welche ſie entweder **Kiddra** oder **Buri** oder **Nardsil** oder Ankire nennen. Der gemeine Mann macht letztere mit geringen Koſten von einer Kokusnuß, die Vornehmen aber laſſen ſie in verſchiedener Figur von Glas, Silber und wohl gar von Gold verfertigen. Die Morgenländer ſchneiden ihre Tobacksblätter nicht, ſondern zerreißen ſie blos mit den Fingern. Wenn ſie ihre Kiddra füllen wollen; ſo wird der Toback immer vorher ſtark angefeuchtet, und ſie müſſen nicht nur deswegen allezeit eine glüende Kohle auf ihre Pfeiſe legen, ſondern auch, weil ſie ſehr langſam rauchen. Bey einer jeden Anfüllung der Pfeiſe, wird vorher friſches Waſſer in die Kiddra gegoſſen. Die Vornehmen tragen bisweilen eine kleine Doſe mit wohlriechendem Holz bey ſich, und ſtecken denen von ihren Gäſten, für welche ſie eine außerordentliche Aufmerkſamkeit zeigen wollen, ein kleines Stück davon in die Pfeiſe, welches beydes einen angenehmen Geruch und Geſchmack giebt.

Wenn der Fremde aufſtehen und weggehen will; ſo wird den Bedienten ein Zeichen gegeben, daß ſie Roſenwaſſer und Räuchwerk bringen ſollen. Beydes die Flaſche mit dem Roſenwaſſer und das Rauchgefäß, iſt bisweilen von Silber und ſehr ſchön gearbeitet. — Dieſe Cerimonie aber, ſieht man nur bey außerordentlichen Gelegenheiten, oder auch, wenn man Jeman-

Jemanden mit einer höflichen Manier zeigen will, daß der Herr des Hauſes Geſchäfte habe; denn ſobald man mit Roſenwaſſer beſpritzt iſt, und den Bart und ſeine weiten Ermel geräuchert hat, muß man ſich nicht länger aufhalten. Bey einem täglichen Beſuch paßirt nichts weiter als Kaffee oder Kirſcher, eine Pfeiſe Toback und Baad.

Was die Häuſer der vornehmen Mohammedaner betrift; ſo ſind ſie weder von außen noch in den Zimmern der Mannsperſonen prächtig. Es ſcheint, daß dieſe in nichts anders Pracht ſuchen, als nur in ihrem Gewehr, Pferdegeſchirr und in der Menge ihrer Pferde und Bedienten. Der Fußboden iſt in allen Zimmern, ſo wohl der Vornehmen als Geringen, belegt, wenn es auch nur mit einer Strohmatte iſt, und wer drauf treten will, muß vorher ſeine Pantoffeln oder Stiefeln ausziehen. Dieſe Gewohnheit ſcheint den Europäern nicht allezeit gefallen zu haben. — Als der Bediente des Statthalters zu **Mochha** den Verfaſſer der voyage de l'Arabie heureuſe, bey dem Eintritte in das Zimmer erinnerte, ſeine Schuhe, welche er für Pantoffeln anſah, auszuziehen; ſo drohete dieſer, daß er lieber keine Audienz, und ſeine Reiſe ganz umſonſt gemacht haben, als ſich dieſer morgenländiſchen Gewohnheit unterwerfen wollte. Die Araber waren ſo höflich, dem Ausländer ſeinen Willen zu laſſen. Sie dachten aber wohl eben das, was ein europäiſcher Kaufmann denken

denken würde, welcher Hoffnung hätte, einen vortheilhaften Handel mit einem Fremden ſchließen zu können, wenn er dieſen auf ſein Verlangen die Erlaubniß gäbe, auf ſeinen Stühlen herum zu laufen. Die Europäer verlangen in den Morgenländern bisweilen Vorzüge, die ihnen keine Ehre machen. Hätte der erwähnte Franzmann bey dem Eintritte in den Audienzſaal, ſeine Schuhe reinigen laſſen; ſo hätte er ſie auch wohl ohne Einwendung anbehalten können.

In den Wohnungen des Frauenzimmers ſoll man ſehr koſtbare Tapeten, Sofas und andres Hausgeräthe antreffen. — — Weil die Morgenländer den Fußboden ihrer Wohnzimmer ſehr reinlich halten; ſo gewöhnen ſie ſich auch, nur um dieſer Urſache willen, ſelten auszuſpeien, und wenn ſie auch ganze Stunden lang Toback rauchen. Doch iſt es gar keine Unanſtändigkeit in der Geſellſchaft, wenn einer etwas auswirft.

Die Häuſer der Araber, welche von Steinen gebauet ſind, ſind alle oben platt. Die kleinen Häuſer in Jedsjâs und Jemen, haben ganz dünne Wände und ein rundes Dach, welches mit einer Art Gras bedeckt iſt. — Die kleinen Hütten der geringen Araber am Euphrat, ſind gemeiniglich nur mit Strohmatten bedeckt, und durch Zweige von Dattelbäumen unterſtützt, oben aber auch rund. Ich weiß nicht welche von dieſen Hütten — ſagt unſer Verf. — man

man am beſten mit der Figur der Mappalia der Afrikaner, welche Salluſtius beſchreibt, vergleichen könne. Beyde aber ſcheinen ihnen ähnlicher zu ſeyn, als die Zelte der herumſtreifenden Araber. Denn dieſe ſind ſo wie die Zelte der Türkmannen und Kiurden, gemeiniglich von ſieben oder neun Stäben, wovon der mittlere der höchſte iſt, unterſtützt und alſo oben nicht rund, ſondern ſie haben vielmehr die Figur eines alten europäiſchen Bauerhauſes.

Die Araber haben verſchiedene Manieren, ſich zu ſetzen. Wenn einer bequem ſitzen will; ſo ſetzt er ſich mit kreuzweis unter ſich geſchlagenen Schenkeln. In Gegenwart eines Vornehmen, muß ſich ein jeder, welcher für geſittet angeſehen ſeyn will, ſo auf ſeine Hacken ſetzen, daß die Knie ſich auf der Erde oder dem Sofa berühren. Weil dieſe Stellung den wenigſten Platz einnimmt; ſo ſitzen ſie auch gemeiniglich ſo bey Tiſche. Zu dieſer letzten Manier zu ſitzen, können ſich die Europäer nicht gewöhnen.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Von der Vielweiberey der Mohammedaner.

Kein Mohammedaner darf mehr als vier Weiber zugleich haben, doch kann er ſo viele Sklavinnen halten, als er zu ernähren im Stande iſt, und mit ihnen leben. Indeſſen muß er ſeinen Weibern entweder die geſetzte Pflicht leiſten können, oder ſich auf eine andre Art mit ihnen abfinden, daß ſie ihn nicht verklagen. Den Schiiten *) iſt es erlaubt, freygebohrne mohammedaniſche Weiber zu halten, ohne ſich mit ihnen zu verheyrathen. Den Sunniten **) aber, iſt dieſes verboten. Niemand

*) Zu der Sekte Schia, (daher der Name Schiiten,) bekennen ſich die Perſer. Dieſe Sekte Schia hat ihre Anhänger in einigen Gegenden auf der Oſtſeite von Arabien, ihren Hauptſitz aber, am perſiſchen Meerbuſen, und fürnemlich auf der Inſul Bahhreje.

**) Die Türken halten es mit der Sekte Sunni. Sie iſt die Zahlreichſte in Arabien, und auch die merkwürdigſte, weil ſich die Einwohner der berühmten Städte, Mecca und Medina zu derſelben bekennen.

Digitized by Google

mand darf auch zwey Schweſtern zugleich heyrathen, ſondern, wenn er die zweyte heyrathen will; ſo muß er vorher die erſte verſtoßen.

Die Vielweiberey iſt in den Morgenländern nicht ſo allgemein, als man vielleicht in Europa glaubt. Denn ſo ſehr auch einige Mohammedaner dieſe ihre Freyheit gegen die Europäer rühmen; ſo geſtehn doch viele, die begütert genug ſind, um mehr als eine Frau ernähren zu können, daß ſie mit mehrern nie ſo glücklich leben, als mit einer einzigen. — Man findet daher im Mittelſtande nur wenige, die mehr als eine Frau haben, und auch unter den Vornehmen begnügen ſich viele lebenslang mit einer. Sie ſind nach den Geſetzen verbunden, alle ihre Weiber anſtändig zu halten, und einer jeden, wöchentlich einmal beyzuwohnen. Eine Pflicht, die vielen Mohammedanern zu ſchwer iſt; denn ſie heyrathen entweder ſehr jung, oder der Vater kauft ſeinem Sohne eine Sklavinn, um zu verhüten, daß er nicht Bekanntſchaft mit liederlichen Weibern ſuche. Man hat eine Tradition, daß Mohammed, welcher ein ſchlechter Naturkundiger geweſen ſeyn muß, geſagt habe: **Eine Mannsperſon werde, ſo wie ein Brunnen, immer ergiebiger, jemehr er ausgeſchöpft werde.** Allein, die Mohammedaner erſchöpfen ſich doch in ihrer Jugend dergeſtalt, daß ſich oft Leute von dreyßig Jahren über Unvermögen beſchweren.

O Man

Digitized by Google

Man beſchuldigt zwar in Europa die mohammedaniſchen Väter, daß ſie ihre Töchter verkaufen: aber dieß geſchieht bey den vernünftigen eben ſo wenig, als bey uns. Der Mohammedaner giebt freylich ſeine Tochter lieber einem vornehmen und reichen Mann, als einem geringern. Er bekommt alsdenn mehr Geld. Kann er es aber nur einigermaßen entbehren; ſo giebt er ſeiner Tochter eine gute Ausſteuer, und dieſe iſt dann ihr Eigenthum. Der Heyrathskontrakt wird allezeit von dem Kady geſchloſſen, und in dieſem wird nicht nur beſtimmt, wie viel der Bräutigam ſeiner Braut ſogleich zur Ausſteuer, ſondern auch wie viel er ſeiner Frau bezahlen ſoll, wenn es ihm einfallen ſollte, ſie zu verſtoßen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein armer Vater bisweilen von einem reichen Schwiegerſohne ſehr leicht befriedigt werden kann. Aber nicht alle Väter verheyrathen ihre Kinder blos des Geldes wegen. Sehr oft giebt ein reicher Mann ſeine Tochter einem Armen, ja er ſchenkt dieſem eine gewiſſe Summe, damit er ſeiner Braut das, in dem Heyrathskontrakt beſtimmte Antrittsgeld, in Gegenwart des Kady und anderer Zeugen bezahlen könne: und ein ſolcher muß es ſich alsdann gemeiniglich gefallen laſſen, ſeiner Frau auf dem Fall, da er ſie verſtoßen ſollte, eine ſo große Summe auszuſetzen, daß ſie ſicher iſt, er werde an keine Veränderung denken.

Digitized by Google

Weil die Frau nicht verpflichtet iſt, ihrem Manne ihr eigenthümliches Vermögen in die Hände zu geben; ſo iſt dieſer oft von ihr abhängig. Die reichen Mohammedanerinnen haben daher in ihren Häuſern mehr zu befehlen, als die Chriſtinnen in Europa, ja ſie ſind gewiſſermaßen glücklicher, weil ſie auch verlangen können, geſchieden zu werden, wenn ſich der Mann ungebührlich gegen ſie bezeiget. Bey dem allen iſt es bey den Mohammedanern nichts ſeltenes, daß ſie ihre Weiber verſtoßen. Sie bedienen ſich dieſes Rechts aber nicht gerne, ohne ſehr wichtige Urſachen, theils weil es für einen ehrbaren Mann für unanſtändig gehalten wird, theils auch, weil ſie ihre Frau und ihre Angehörigen nicht beſchimpfen wollen. Man findet nur hin und wieder reiche Wollüſtlinge, deren Aufführung von ehrbaren Mohammedanern gar nicht gebilligt wird, wenn ſie mehrere Weiber nehmen. Dieſe wählen ſich gemeiniglich Perſonen von niedern Stande, denen es gut deucht, auf einmal vornehm und von vielen Bedienten umgeben zu werden. Dagegen müßen ſie es ſich auch gefallen laſſen, daß der Mann ihnen nicht nur drey andere Frauen an die Seite ſetzt, ſondern ſich noch darzu Sklavinnen hält, und ſie ſelbſt am Ende gar verſtößt.

Es giebt alſo Mohammedaner, die mehr als eine Frau haben. Weil nun in den Morgenländern die Anzahl der Manns- und Weibsperſonen, vermuthlich ohngefähr gleich iſt; ſo

wird ein Europäer noch immer glauben, daß der arme Mohammedaner keine Frau werde finden können. Indeſſen bemerkt man doch dieſen Mangel nicht. Es ſcheint vielmehr, daß ein armer Mohammedaner mit wenigern Koſten eine Frau erhalten könne, als ein armer Chriſt in Europa. — In den morgenländiſchen Städten ſind auch vielmehr Bediente und Soldaten verheyrathet, als in den europäiſchen. Ueberdieß haben die Mohammedaner an liederlichen Weibsleuten keinen Mangel. Dieſe haben in einigen großen Städten ſo gar Freyheit, ihr Handwerk gegen eine gewiſſe Abgabe an die Obrigkeit öffentlich zu treiben *).

Wenn man nach der Urſache fragt; warum die Mohammedaner bey der Vielweiberey dennoch keinen Mangel an Weibern haben? ſo weiß ſie unſer Reiſebeſchreiber nirgends zu ſuchen, als in den Sitten und der Denkungsart ihrer Weiber. Es iſt itzt noch allen Morgenländerinnen ſehr unangenehm, wenn ſie mit einem unfruchtbaren Baume verglichen werden können,

*) Dieß iſt überhaupt in ganz Aſien ſehr gewöhnlich. Man hat ſich eben nicht ſehr drüber zu wundern, daß die Araber die öffentlichen liederlichen Häuſer unter ſich dulden, weil ihre Religion hiergegen nicht ſtreitet, vielmehr zur Liederlichkeit einladet. Wie man aber die Hurenhäuſer in einem wohleingerichteten europäiſchen Staate dulden, und ſie privilegiren kann, ſteht wahrhaftig nicht zu begreifen.

können, und den Mohammedanerinnen beſonders, wird von Jugend auf eingeprägt, daß es für ein erwachſenes Mädchen oder für eine junge Wittwe gleichſam eine Schande ſey, keinen Mann zu haben. Man findet daher bey ihnen keine Klöſter für unverheyrathete Frauensperſonen, ſondern eine jede ſucht ſich einen Mann. Auch alsdann, wenn ſie vom Manne geſtoßen iſt, bemüht ſie ſich, wieder einen andern zu bekommen und weil die Weiber der Mohammedaner, in Vergleichung mit den Europäerinnen faſt unbemerkt leben; ſo wird es bey ihnen nicht ſo leicht beobachtet, wenn ſie unter ihren Stand heyrathen.

Daß die Polygamie oder Vielweiberey der Vermehrung der Menſchen ſehr ſchädlich ſey, iſt gar keinem Zweifel unterworfen *). Man

 findet

*) Man hat ſeit einigen Jahrhunderten ſo vieles für und wider die Polygamie geſchrieben, daß man faſt eine Bibliothek beſitzen würde, wenn man dieſe Schriften ſammeln wollte. — Viele haben die Zulaßung der Vielweiberey, als eine ernſtliche und nothwendige Sache angeſehen; ſonderlich bemüheten ſich die münſterſchen Wiedertäufer, dieſelbe unter ſich einzuführen. Derjenige, welcher ſich am meiſten für die Polygamie erklärt hat, iſt der bekannte Johann Lyſer, in dem Buche: *diſcurſus politicus de polygamia.* Das Buch machte zu ſeiner Zeit ſehr viel Auffſehens. Er hat auch noch eine andre Brochure geſchrieben, unter dem Titel: das königliche Mark aller Landen, worinn er auf das frech-

findet zwar bisweilen einzelne Beyſpiele, daß ein Mann mit mehrern Frauen eine große Menge Kinder gezeugt habe. Ueberhaupt aber will man doch bemerkt haben, daß diejenigen, welche mehr Weiber haben, wenigere Kinder zeugen, als die, welche ſich mit einer Frau begnügen. An der Richtigkeit dieſer Bemerkung, läßt

frechſte zu beweiſen ſuchte, daß die Polygamie nicht nur etwas ſehr erlaubtes, göttliches und für die menſchliche Geſellſchaft ſehr zuträgliches ſey; ſondern er hält auch alle diejenigen, welche ſie billigten, für erleuchtet. Er wurde von einem däniſchen Theologen, Namens Johann Brunsmann widerlegt, und hierauf des Landes verwieſen, und ſeine Schriften wurden verbrannt.

Fragt man nun: ob die Polygamie erlaubt ſey oder nicht? ſo kann man ſie nicht anders, als ſie für unerlaubt erklären, denn ſie iſt wieder die erſte Einſetzung des Eheſtandes — unſer Heyland erklärt die Polygamie Matth. XIX, 9. für eine Art von Ehebruch. — Paulus thut eben dieſes in ſeinem erſten Briefe an die Corinthier 7, 2. es ſollte ein jeglicher ſein eigen Weib und eine jegliche ihren eignen Mann haben, um der Hurerey willen. Der Herr Doktor Miller hat, wie uns dünkt, in der Fortſetzung der Mosheimiſchen Sittenlehre, Th. 8. am beſten wider die Polygamie geſtritten. Man kann auch noch hierbey des Herrn Ritters Michaelis Zuſätze zu des Herrn v. Premontval Buche, wider die Polygamie in dem 22 B. des Hamb. Magazin mit vielen Nutzen leſen.

Digitized by Google

läßt ſich nicht zweifeln, denn da die Weiber wiſſen, daß ſie Nebenbuhlerinnen haben; ſo bemüht ſich eine jede, der andern zuvorzukommen, und die Gefälligkeit oder Wolluſt eines Mannes, entkräftet ihn bald für ſeine ganze übrige Lebenszeit.

Es iſt bekannt, daß ſich die Mohammedaner nicht ſo beſchneiden, wie die Juden. Herr Niebuhr hörte überdem auch, daß ſich ein Stamm Araber zwiſchen dem Gebiete des Scherifen von Abuarîſch, und dem Gebiete des Scherîfen von Mecca, auch auf eine ganz andre Art beſchneidet, als die Sunniten. Dieſe iſt vielleicht auch noch von der Beſchneidung der Zeiditen verſchieden. Es iſt unſerm Verfaſſer nicht wahrſcheinlich, daß die Beſchneidung in den heißen Ländern, wegen der Geſundheit nothwendig ſey. Denn die Parſi, d. i. die Schüler des Zoroaſters, welche man auch Guebers (H. Niebuhr ſchreibt Gebers; von dieſen iſt im erſten Theil der Characteriſtik geredt,) oder Feueranbeter nennt, und die Heiden in Indien, ingleichen viele Nationen Käfrs in Afrika, welche doch alle unter einem eben ſo heißen Himmelsſtriche wohnen, als die Mohammedaner in Arabien, beſchneiden ſich nicht, und leben dennoch eben ſo geſund als die Juden, die Mohammedaner und einige Nationen Käfrs, welche dieſen Gebrauch durchgängig haben. Einige coptiſche Chriſten in Egypten und Habbeſch, pflegen ihre Knaben bey der Taufe, welche gemeiniglich

Digitized by Google

vierzig Tage nach der Geburt geſchieht, zu beſchneiden. Andre thun es in ihrem zehnten Jahre oder noch ſpäter, und viele werden gar nicht beſchnitten.

Ob die Beſchneidung, welche Abraham an ſich und ſeiner ganzen Familie auf Gottes Befehl verrichtet hat, die erſte ſey, und ob ſich ſchon vor ihm einige beſchnitten haben — läßt man billig, als eine unnütze Frage, dahin geſtellt ſeyn. Weil aber alle Nachkommen Abrahams dieſe Beſchneidung beobachten; ſo haben die Araber, Egyptier, Habeßinier ſie vermuthlich von ihm erhalten. Die Mohammedaner ſcheinen ſie als eine alte Gewohnheit ihrer Väter beybehalten zu haben. Denn die Religion Mohammeds befiehlt ſie nicht. Mit der mohammedaniſchen Religion, kann ſie nach Perſien und Indien gekommen ſeyn, und die Käfrs auf der Südoſtküſte von Afrika, können ſie von den Habeßinnen, oder auch von den auf dieſer Küſte wohnenden Mohammedanern erhalten haben.

Weil die Beſchneidung von ſo vielen Nationen angenommen iſt, ſo muß ſie vermuthlich auch einen phyſikaliſchen Nutzen haben, obgleich verſchiedene, ſowohl Mohammedaner als morgenländiſche Chriſten, unſerm Verf. keinen davon angeben konnten. Sie iſt in den heißen Ländern bey denen, die ſich nicht fleißig waſchen, gewiß ſehr nützlich. So verſichert der engliſche Arzt zu Haleb unſerm Verfaſſer, daß ſich in den heißen Ländern mehrere Feuchtigkeiten unter

den

den Eicheln ſammlen, als in den kältern. — Das Waſchen des ganzen Körpers, und beſonders der heimlichen Theile, iſt alſo in den heißen Ländern nothwendig, und vielleicht haben deswegen die Stifter der Religion der Juden, der Mohammedaner, der Guebers, der Heiden in Indien u. ſ. w. ſelbiges befohlen. Die itzt unter dieſen Nationen wohnenden Chriſten, müßen ſich nun auch, ſowohl wegen des Wohlſtandes, weil man ſie ſonſt immer verrathen würde, als wegen der Geſundheit, der Reinlichkeit befleißigen.

Weil ſich nun ein Beſchnittener mit weniger Mühe waſchen kann, als ein Unbeſchnittener, vornemlich wenn er, ſo wie die Mohammedaner, nur eine Hand darzu gebrauchen darf; — ſo ſchaft die Beſchneidung denen, die ſie gebrauchen, auch eine große Bequemlichkeit; und dieß könnte ſchon für eine Urſache gehalten werden, warum die Nationen, bey welchen ſie einmal eingeführt iſt, ſie beybehalten. — Der wahre Nutzen der Beſchneidung aber iſt wohl dieſer, daß dadurch viele Männer erſt zum Beyſchlaf tüchtig werden. Man findet ſowohl in den Morgenländern als in Europa Leute, bey denen deswegen eine Art von Beſchneidung nothwendig iſt. Herr Niebuhr glaubt davon zu Moſul einen Beweiß geſehen zu haben. Ein daſelbſt wohnhafter Chriſt, ſagt er, der bereits einige Jahre mit ſeiner zweyten jungen Frau gelebt hatte, ohne Kinder gezeugt zu haben, beklagte

klagte ſich, ſeine Frau mache ihm immer den Vorwurf, er ſey Schuld daran, daß ſie ſich einen unfruchtbaren Baum müße nennen laſſen. Ich verſicherte ſie, fährt H. N. fort, daß ich kein Arzeneyverſtändiger wäre, wie er es daraus vermuthete, daß ich die Sterne beobachtete, und die mohammedaniſchen Sternkundige, zugleich Aerzte zu ſeyn pflegen. Da er aber ſeine Bitte täglich wiederholte, daß ich ihm Arzeneyen geben möchte; ſo verlangte ich endlich mit nach ſeinem Hauſe zu gehen, und ſeine Frau zu ſprechen. Hierein wollte er anfänglich nicht willigen, weil er befürchtete, ſeine Nachbaren möchten es bemerken, daß er einen Fremden in ſein Haus führte. Doch fürchtete die Frau, die ſich ſonſt von keinem Fremden würde haben ſehen laſſen, ſich gar nicht mit ihrem vermeinten Arzt zu ſprechen, weil die europäiſchen Aerzte und Mönche, die Weiber der morgenländiſchen Chriſten ohne Verdacht beſuchen können, wenn ein andrer ehrlicher Reiſender vor der Thür ſtehen bleiben, oder ſich mit der Geſellſchaft des Mannes begnügen muß. Sie beklagte ſich, **daß der Mann mit ihr ſo ſelten etwas zu thun haben wollte.** Der Mann antwortete zu ſeiner Vertheidigung, **daß ſie nichts von ihm verlangen würde, wenn ſie die Schmerzen empfände, welche es ihm verurſachte.** Hierbey erinnerte ich mich, daß ein europäiſcher Arzt einen von meinen europäiſchen Freunden, eben dieſer Urſachen wegen,

gen, das Band an der Eichel gelöſet hatte. Bey genauer Nachfrage und Unterſuchung, welche ich mit einer ernſthaften Mine anſtellte, fand ich auch hier, daß dem armen Manne geholfen werden könnte, wenn er ſich eben dieſer Operation unterwerfen wollte. — Hieraus ſchließt nun H. N. daß, wenn dieſer Mann in ſeiner Jugend wäre beſchnitten worden, ſeine Frau ſich wahrlich nicht über ihn beſchwert haben würde, und er ſelbſt ruhiger leben, und Erben hätte haben können. Doch ſeinem Mangel wurde nicht abgeholfen; denn die Frau verſicherte — ſie werde es nicht zugeben, daß ein Meſſer angeſetzt werde.

Die Beſchneidung iſt nicht bey allen Morgenländern nothwendig. Unſer Reiſebeſchreiber hat an einem Chriſtenknaben, der vor ihm nackend durch einen Fluß gieng, eine ſo kurze Vorhaut geſehen, daß ſie nur wenig von der Eichel bedeckte. H. N. meinte, der Knabe ſey beſchnitten, und äußerte ſeinen Verdacht gegen einen alten Maroniten. Allein, dieſer wollte bemerkt haben, daß man dergleichen ſehr oft bey ſolchen Leuten ſähe, welche in dem abnehmenden Monde geboren würden, ja, daß ſie zuweilen gar keine Vorhaut hätten. Es iſt aber doch ſehr daran zu zweiflen, daß die Urſache dem Monde könne zugeſchrieben werden. — Wenn es alſo nicht ſelten iſt, daß Knaben ohne Vorhaut geboren werden; ſo kann dieß die Morgenländer, welche das leichter bemerken

können,

können, weil die meiſten von ihren Kindern bis zu einem gewiſſen Alter ganz nackend gehen, zuerſt auf die Gedanken gebracht haben, daß die Vorhaut von keinem Nutzen ſey. Und weil man ſie zum Beyſchlaf bisweilen hinderlich fand; ſo kann dieß die Beſchneidung verurſacht haben.

Die Beſchneidung der Mädchens iſt auch in einigen Gegenden gebräuchlich. — Von den Weibern in Egypten, ſowohl der Copten als Mohammedaner, von denen in Omân, wenigſtens in der Gegend von Sohân, von denen an beyden Seiten des perſiſchen Meerbuſens und zu Baßra, ſollen die meiſten beſchnitten ſeyn. Eben dieſes ſagt man von den Weibern in Habeſch und zu Cambay, nicht weit von Surât. Zu Bagdad laſſen die Weiber von arabiſcher Abkunft, ihre Töchter auch beſchneiden. Die Türkinnen aber beobachten dieſe Gewohnheit nicht, und deswegen findet man in den türkiſchen Städten immer weniger beſchnittene Weiber, je mehr man ſich von den arabiſchen Gegenden entfernt. Der Nutzen dieſer Beſchneidung iſt wahrſcheinlich auch, daß die Weiber ſich nachher bequämer waſchen können.

Die Weiber, welche die Mädchens zu Kahira beſchneiden, ſind daſelbſt ſo bekannt, wie bey uns die Wehmütter. Man verrichtet dieſe Operation ohne alle Ceremonie. Die Zeit dazu, fällt etwa ins zehnte Jahr des Alters.

Man hat behauptet, es ſey nach den mohammedaniſchen Geſetzen nicht erlaubt, einen

Men-

Digitized by Google

Menſchen ſeiner Mannheit zu berauben. Es ſoll aber doch, obgleich ſelten, in einigen von ihren Städten, fürnemlich in Oberegypten geſchehen, und die geiſtlichen predigem nicht mehr gegen dieſe alte Gewohnheit, weil die großen Herrn ſich dadurch doch nicht abhalten laſſen würden, ſolche Leute zu kaufen, und ihnen ein bequemes Leben zu verſchaffen. Man muß aber nicht meinen, daß in Arabien viele verſchnitten werden. Hier werden gar keine, oder wenigſtens nicht ſo viele verſchnitten als in Italien, ſondern die meiſten Kaſtraten in Arabien, Egypten und der Türkey kommen aus Habbeſch und Nubien, und ihre Anzahl iſt gewiß im Morgenlande nicht ſo groß, als man in Europa denkt. Der Sultan in Conſtantinopel hat mehr Verſchnittene, als alle Unterthanen in ſeinem weitläuftigen Reiche, und ihm werden die meiſten als Geſchenke zugeſandt.

Auch ſcheint es nicht, daß die Verſchnittenen ſo große Feinde des weiblichen Geſchlechts ſind, als einige ſie haben beſchreiben wollen. Man findet oft, daß ſich einige — Sklavinnen halten.

Fünftes Kapitel.

Von der Sprache und den Wiſſenſchaften der Araber.

Es iſt bekannt, daß die Araber in den ältern Zeiten ſchon verſchiedene Dialekte gehabt haben. — Itzt trift man vielleicht in keiner Sprache ſo viele Mundarten an, als in der arabiſchen. Man findet nicht nur in den bergigten Gegenden des kleinen Gebiets, daß der Iman von Jemen beherrſcht, eine ganz andre Art zu reden, als in Tehâma, ſondern die Vornehmen haben auch eine ganz andre Ausſprache, und für viele Sachen ganz andre Namen, als die Bauern und beyde Mundarten, ſind von der Bedouinen ihrer ſehr verſchieden. Noch größer iſt der Unterſchied in entferntern Provinzen. — Da alſo ſchon von undenklichen Jahren her, ſelbſt in den verſchiedenen Provinzen Arabiens, mancherley Dialekte im Gebrauch geweſen ſind, und die arabiſche Sprache auch viele Sprachen außerhalb Arabien verdrängt hat; ſo wird man ſich nicht darüber wundern, daß ſie reicher an Wörtern iſt, als irgend eine andre.

Weil ſich die Araber zur mohammedaniſchen Religion bekennen; ſo halten ſie die Sprache, worinn der Koran geſchrieben iſt, und alſo den

Dialekt,

Digitized by Google

Dialekt, welchen man zu Mohammeds Zeiten, zu Mecca redete, für den allerreinſten. Dieſer iſt von den neuern ſo ſehr verſchieden, daß man die Sprache des Korans ſelbſt zu Mecca, ſo wie zu Rom das Lateiniſche, nur bloß in Schulen lernt. Und weil ſich der Dialekt in Jemen, der ſchon eilf hundert Jahre vor dem zu Mecca verſchieden war, gleichfalls durch den Umgang mit Fremden, und durch die Zeit verändert hat; ſo lernt man die Sprache des Korans, auch daſelbſt nur als eine Sprache der Gelehrten. Die alte arabiſche Sprache iſt alſo in Arabien eben ſo anzuſehen, als die lateiniſche in Europa. Die neuere, die in Hedsjas geredet wird, verhält ſich gegen die alte urſprüngliche, wie etwa die Sprache des mittlern Italiens gegen die alte lateiniſche, die verſchiedenen Mundarten in Arabien, wie die verſchiedenen Dialekte in Italien, und die arabiſchen Sprachen außerhalb Arabien, ſo wie das Spaniſche, Portugieſiſche u. ſ. — Die Sprache der Araber, welche die bergigten Gegenden auf der Gränze von Jemen und Hedsjas bewohnen, und die faſt gar keinen Umgang mit Fremden haben, ſoll ſich am wenigſten verändert haben, und alſo auch von der Sprache des Korans weniger, als die übrigen verſchieden ſeyn.

Zu den Sprachen, welche von der Arabiſchen gleichſam vertrieben worden ſind, gehört unter andern, das Coptiſche, oder die alte Sprache der Egyptier. Dieſe iſt dergeſtalt ausgeſtorben,

Digitized by Google

geſtorben, daß man nur ſehr wenige Copten findet, die ihre Kirchenbücher verſtehen, ja die ſie nur recht leſen können. — Dieß wird begreiflich, wenn man bedenket, daß ſie ſchon ſeit mehr als zwey tauſend Jahren beſtändig von fremden Nationen ſind regiert worden. Nach der Meynung der Copten zu Kahira haben die Griechen, welche ihre egyptiſche Unterthanen als Ketzer anſahen, und alle Mittel anwendeten, ſie mit ihrer Kirche zu vereinigen, bey Lebensſtrafe verboten, die alte coptiſche Sprache zu reden, und ihnen ſo gar anbefohlen, ſich des griechiſchen Alphabets zu bedienen. Indeſſen ſoll man ihnen erlaubt haben, ſieben Buchſtaben aus ihrem alten Alphabet zu gebrauchen, weil das Griechiſche nicht alle die Buchſtaben hatte, die ſie brauchten, um ſich deutlich in ihrer alten Sprache auszudrücken. Dieß griechiſchcoptiſche Alphabet iſt in den neuern Zeiten das Coptiſche genannt worden. — Nachher ſoll unter der Regierung der Mohammedaner ein König von Egypten bey Strafe des Todes verboten haben, die vermiſcht griechiſchcoptiſche Sprache zu reden, und ſeitdem iſt die arabiſche Sprache in Egypten gemein. Doch werden die Evangelia und einige Gebete in den Kirchen, noch itzt in der coptiſchen, aber gleich darauf auch in der arabiſchen Sprache geleſen.

Die übrigen Araber, welche in Afrika, nemlich an der Südſeite des mittelländiſchen Meers von Egypten bis an die Meerenge von Gibraltar,

kar, und von hier bis an das Vorgebürge der guten Hoffnung, in der Gegend von Madagaskar und an der Weſtſeite des arabiſchen Meerbuſens Eroberungen gemacht haben, haben auch an den meiſten dieſer Länder ihre Sprache eingeführt. Aber viele von ihren Unterthanen, reden noch itzt ihre alte Landesſprache, und hierdurch muß die wahre arabiſche Sprache ſehr verfälſcht worden ſeyn. In Syrien und Paläſtina hört ein Reiſender zwar nichts als arabiſch, doch kann die ſyriſche Sprache noch nicht zu den todten gezählt werden. Denn es ſoll in der Provinz des Paſchcha von Damáſk in einigen Dörfern würklich noch Syriſch geredet werden. In ſehr vielen Dörfern in der Gegend von Merdin und Moſul, reden die Chriſten noch beſtändig Chaldäiſch, ja die Weiber und diejenigen Männer, welche keine Geſchäfte in Städten haben, verſtehen keine andre als dieſe ihre Mutterſprache.

Dieſe Sprache ſcheint nun wohl, da ſie ſich ſo viele Jahrhunderte nur unter den Bauern erhalten hat, nicht ſehr cultivirt zu ſeyn. Die Prieſter in dieſer Gegend verſichern, daß das neue Chaldäiſche eben ſo ſehr von dem alten abweiche, als das itzige Arabiſche von dem, was zu Mohammeds Zeiten geredet ward. — Die Chriſten, welche in den Städten Moſul und Merdin geboren ſind, ſprechen gar kein Chaldäiſch, wenigſtens nicht als ihre Mutterſprache. Doch ſchreiben ſie Karſchuni, d. i. arabiſch mit

chaldäiſchen Buchſtaben, ſo wie die Maroniten auf dem Berge Libanon arabiſch mit ſyriſchen, die Griechen in Natolien türkiſch mit griechiſchen, und die Juden in Aſien, Afrika und Europa, allerhand daſige Sprachen mit hebräiſchen Zeichen. Die morgenländiſchen Chriſten ſchreiben vielleicht, nachdem ihnen ihre alten Sprachen unbekannt geworden ſind, nicht arabiſch oder türkiſch, damit die Mohammedaner ihre Bücher und Briefe nicht leſen ſollen, und damit ihre Geiſtlichen und andre, die ſich fürnemlich durch Schreiben ernähren müßen, nicht Luſt bekommen mögen, Mohammedaner zu werden, denn bey dieſen würden ſie ihr Brodt nicht verdienen können, ohne von neuen gut arabiſch oder türkiſch ſchreiben zu lernen.

Die neuen Schriftzüge der Mohammedaner ſollen nach der Meynung der itzigen Araber, von einem **Wiſir ibe Mocla** erfunden ſeyn, und zwey von ſeinen Sklaven, ſollen ſie allgemein gemacht haben. Jacut, ſagt man, hat die Schriftzüge, welche man Talik nennt, in Perſien und Rihân des **Neſſig** in Arabien ausgebreitet. Daher ſchreiben die Araber und Türken noch itzt alle ihre Bücher mit den Schriftzügen **Neſſich**, die Perſer aber gemeiniglich Talik. Man muß bekennen, daß die morgenländiſchen Bücherabſchreiber es in ihrer Kunſt ſchön zu ſchreiben, ſehr weit gebracht haben. Die Schriftzüge **Otult** oder Rihani, ſind eine Art Fraktur, welche man zu Innſchriften auf Holz

Holz und Steinen braucht, desgleichen zu den Büchertitteln, bey welchen man die Buchſtaben oft mit vieler Kunſt und Zierde in einander ſchlingt. Dieſe Buchſtaben ſind nur größer oder ſtärker, in der Figur aber wenig von Neſ-ſich verſchieden. Die Curſivſchrift der Türken und Araber, nemlich die Schriftzüge, welche die vom bürgerlichen Stande in Privatbriefen und Rechnungen brauchen, nennt man Rokai. Bey dieſer giebt man ſich nicht viele Mühe, ſchön und deutlich zu ſchreiben, ja man ſetzt faſt niemals die Lautbuchſtaben, und nur ſelten die Unterſcheidungspunkte über und unter den Buchſtaben. — Divani iſt gleichfalls eine beſondre Schreibart, deren ſich die Osmanli, d. i. die vornehmen Türken, fürnemlich in ihren Canzeleyen und in Briefen bedienen.

Die Imâm, die Kâdis und andre arabiſche Gelehrte, ſchreiben ihre Namen gerne mit durch einander geſchlungenen Buchſtaben, damit ſie nicht leicht nachgeſchrieben werden können. Diejenigen, welche ſelbſt nicht ſchreiben können, laſſen ihren Namen unter den Brief ſetzen, und drucken ihn, oder ihren Wahlſpruch, den ſie gemeiniglich in einem Stein geſchnitten an den Fingern tragen, mit Dinte unter oder auf der andern Seite des Papiers, auf ihren geſchriebenen Namen. — Die Osmanli überſenden ihre Briefe an andre Vornehme, in langen ſeidnen Beuteln. Die Araber rollen ſie etwa in der Breite eines Daums, platt zuſammen, und

kleiſtern das äußerſte Ende, anſtatt den Brief zu verſiegeln. In den kältern Gegenden von Perſien braucht man auch Siegellack. In den heißen Ländern aber wird es bald weich, und daher das Siegel in denſelben unkenntbar.

Die Janitſcharen brauchen in ihren Rechnungsbüchern eine ganz beſondre Schrift, welche man Siaka nennt, und wovon die Zahlen gänzlich, die Buchſtaben aber nur zum Theil von den Schriftzügen der übrigen Mohammedaner verſchieden ſind.

Die arabiſchen Regenten wenden zwar nicht ſo viel auf die Wiſſenſchaften als (einige) europäiſche, und man findet deswegen in den Morgenländern nur ſelten Leute, welche man mit Recht Gelehrte nennen kann. Indeſſen wird doch die Jugend bey den Mohammedanern überhaupt, nicht ſo ſehr vernachläßigt, als man vielleicht in Europa glaubt. In den Städten können viele gemeine Leute ſchreiben und leſen. — Die Vornehmen haben in ihren Häuſern eigene Lehrer bey ihren Kindern und Sklaven, wovon ſie nemlich diejenigen, bey welchen ſie Verſtand bemerken, oft als ihre eigne Kinder erziehen. Man findet faſt bey jeder großen Moske eine Schule, wo nicht nur die Lehrer, ſondern auch arme Knaben von Stiftungen unterhalten werden. Ueberdieß ſind in den großen Städten noch viele Schulen, wohin Leute von mittlern Stande ihre Kinder ſchicken, um die Grundſätze der mohammedaniſchen Religion, leſen

ſchreiben

ſchreiben und rechnen zu lernen. Die Schulen ſind gemeiniglich nach der Seite der Staße, ſo wie die Kramladen, ganz offen. Doch ſcheint es, daß der Lerm der vielen Vorbeygehenden gar nicht ſtöhrt, ſondern alle die, welche leſen oder etwas auswendig lernen, ſitzen, und haben das Buch auf einem kleinen hölzernen Pult vor ſich. Sie ſagen alle Worte laut, und bewegen ſich mit dem ganzen Oberleibe, ſo wie die Juden in ihren Synagogen. Mädchen findet man in dieſen Schulen nicht.

In einigen großen arabiſchen Städten ſind außer den erwähnten kleinen, auch größere Schulen, in welchen die höhern Wiſſenſchaften der Mohammedaner, als die Aſtronomie, Aſtrologie, Philoſophie, Arzeneykunſt u. ſ. w getrieben werden In dieſen Wiſſenſchaften ſind ſie freylich gar weit unter den Europäern, aber nicht weil es ihnen an Fähigkeiten, ſondern an guten Büchern und Unterricht fehlt. Blos in dem Königreiche Jemen ſind noch itzt zwey ſchon ſeit vielen Jahren berühmte Akademien: die eine zu Zébid, für die Anhänger der Sekte Sunni, und die andre zu Damàr für die Zeiditen. Die Erklärung des Korans, die Geſchichte der Mohammedaner zu den Zeiten Mohammeds und der erſten Califen, iſt die Hauptbeſchäftigung der mohammedaniſchen Gelehrten, und dieſe iſt, ſelbſt bey den Arabern, nicht nur ſehr weitläufig, weil ſie das alte Arabiſche als eine todte Sprache lernen, ſondern auch weil ſie ſich mit

den vornehmſten Schriftſtellern, die über den Koran geſchrieben haben, und deren Anzahl ſehr groß iſt, wohl bekannt machen müßen, wenn ſie ſich unter ihren Landesleuten das Anſehen der Gelehrſamkeit erwerben wollen. Man ſagt, daß die Gelehrten ſich öffentlich müßen examiniren laſſen, bevor ſie anſehnliche geiſtliche oder weltliche Bedienungen erhalten. Doch hierbey handeln die Mohammedaner wohl nicht ganz unpartheyiſch. Viele, wovon man glaubt, daß ſie nur wenig gelernt haben, erhalten einträgliche Bedienungen, und andre tüchtige Männer, müßen ihre Lebenszeit als Schreiber und Schulmeiſter zubringen *).

Es

*) Wenn mancher Profeſſor ſich ſollte vorher ſo examiniren laſſen, ehe er ſein Amt antritt, als es ſich gehörte; ſo würde es wahrlich oft ſehr mißlich ausſehen. — Manchem armen Candidaten, wenn er vor dem Richterſtuhle ſeine Gelehrſamkeit zeigen ſoll, wird herzlich bange, und kann vor Ungeduld die Zeit nicht erwarten, wo er dieſer Geiſſel los iſt. Die Furcht dieſer Leute iſt ganz gegründet, weil ſie befürchten müßen, einen Repuls zu bekommen, und da bleibt ihm die Schaube aufm Halſe. Es wäre daher zu wünſchen, daß die Herren, welche einen andern examiniren, immer unpartheyiſch verfahren möchten, und immer bedenken, daß zwiſchen„ einen examiniren„ und„ von einem examiniret werden„ ein groſser Unterſchied ſey. Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Kluge antworten können.

Digitized by Google

Es ſcheint, daß die Araber noch itzt ſehr große Reimer ſind, und daß ihnen ihre Verſe auch bisweilen belohnt werden. Indeſſen fin⸗det man doch unter ihnen keine große Dichter. — Die Araber beſingen auch noch zuweilen die Heldenthaten ihrer Schechs. So machten ſie nach einem Siege, den der Stamm **Chaſael** vor einigen Jahren, über den Ali, Paſcha zu Bagdad erhalten hatte, ſo gleich ein Lied, in welchem ſie die Heldenthaten eines jeden ihrer Anführer erhoben.

Man findet zu Kahioa, Damaſk, Húleb, Moſúl, Bagdad und Basra, einige ſehr große Kaffeehäuſer, die des Abends bisweilen durch eine Menge Lampen erleuchtet werden. Sonſt ſieht man in ihnen keine Zierrathen, als Stroh⸗matten auf der Erde, oder auf gemauerten Er⸗höhungen, und auf dem Feuerheerde große und kleine kupferne, in⸗ und auswendig ſchön ver⸗zinnte Kaffeetöpfe, mit vielen Kaffeetaſſen. Man kann in dieſen morgenländiſchen Schen⸗ken keine andre Erfriſchungen erhalten, als eine türkiſche oder perſiſche Pfeife Toback und Kaffee ohne Milch und Zucker. Man hat alſo daſelbſt weder Gelegenheit, viel zu verzehren, noch ſich zu berauſchen, ſondern die Araber bleiben in die⸗ſen ihren Wirthshäuſern faſt eben ſo nüchtern, als in den ältern Zeiten bey ihrem Trunk Waſ⸗ſer. Sie haben zwar verſchiedene Arten Spiele, und ſind beſonders im Schachſpiele große Mei⸗

ſter. Allein ſie vertreiben ſich damit des Abends in ihren Kaffeehäuſern die Zeit nicht, und überdieß ſpielen ſie niemals um Geld. Auch ſind ſie keine Liebhaber vom ſpatziren, ſondern ſitzen auf der Stelle, welche ſie einmal genommen haben, bisweilen ganze Stunden, ohne ein Wort mit ihren Nachbarn zu ſprechen. Sie verſammeln ſich zuweilen in dieſen Kaffeehäuſern bey hunderten. Sie würden aber dennoch ihre Zeit nicht ſehr angenehm zubringen, wenn ihnen nicht ihre Vorleſer und Redner die Langeweile vertrieben. Dieſe ſind gemeiniglich arme Gelehrte, Mullâs, welche ſich zu einer beſtimmten Stunde einfinden. Sie leſen den verſammelten Gäſten vor, und wählen dazu bald die Geſchichte des Antars, eines arabiſchen Helden vor der Zeit Mohammeds, bald die Thaten des Ruſtam Sâl, eines perſiſchen Helden, oder des **Bebers**, eines Königs von Egypten, oder der Ajubiten, welche gleichfalls in dieſem Lande regiert haben, oder des **Bahblulдane**, einer luſtigen Perſon an dem Hofe des Califen Harûn er Raſchîd. In dieſem letztern Buche ſind ſehr viele gute Sittenſprüche. Einige, die Beredſamkeit genug dazu haben, erzählen auf und abgehend ihre Fabeln, in gebundener oder ungebundener Rede. Wenn der Redner aufhört; ſo pflegt er eine freywillige Gabe von ſeinen Zuhörern zu verlangen, die zwar gewöhnlich nur klein iſt, aber doch die armen Mullâs ermuntern, Fabeln zu lernen, und mit Anſtand

Digitized by Google

zu erzählen, ja ſelbſt Reden und Fabeln aus- zuarbeiten.

Zu Konſtantinopel ſind alle große Verſammlungen in den Kaffeehäuſern aus politiſchen Urſachen verboten, und man findet deswegen in dieſer Stadt eigentlich keine Kaffeehäuſer, ſondern nur Kaffeebuden. Es ſcheint, daß die Türken überhaupt nicht große Liebhaber von den erwähnten Rednern in den Kaffeehäuſern ſind.

Die Araber rechnen ihre Tage vom Untergang der Sonne an, bis ſie wieder untergeht, und theilen ihn in vier und zwanzig Stunden. Weil aber nur ſehr wenige unter ihnen von Uhren etwas wiſſen, und deswegen eben keinen genauen Begriff von der Zeit einer Stunde haben; ſo beſtimmen ſie ihre Zeit ohngefähr eben ſo, als wenn Europäer ſagen: dieſes oder jenes iſt zu Mittage oder am Abend geſchehen. Sie nennen die Zeit, wenn die Sonne eben untergeht, Mäggrib. Die Zeit ohngefähr zwey Stunden ſpäter, heißt El âſchä. Noch etwa zwey Stunden ſpäter, El märſa. Mitternacht, Nus el lejl. Wenn die Morgendämmerung anfängt, El fédsjer. Wenn die Sonne aufgeht, Es ſubhh. Ohngefähr um neun Uhr des Morgens, pflegen ſie zu eſſen, und dieſe Zeit heißt, El ghädda. Mittag, Ed duchr, und ohngefähr drey Uhr des Nachmittags El asr. Von dieſen verſchiedenen Zeitpuncten iſt nur Mittag und Mitternacht genau

beſtimmt, und trift gerade auf zwölf Uhr. Die übrigen alle fallen etwas früher oder ſpäter, nachdem die Tage lang oder kurz ſind. Es werden nur die fünf geſetzten Betſtunden, nemlich Maggrib, Nus el lejl, Elſedsjer, Duchr und El ásr von den Rufern (Muáſſem) auf den Thürmen der Moſkeen angezeigt.

Die Mohammedaner rechnen ihre Monate nach dem Mondenlauf. Der Tag, an welchem ſie den Neumond zuerſt ſehen, iſt der erſte Tag des Monats. Wenn der Himmel zur Zeit des Neumonds etwa mit Wolken bedeckt iſt; ſo bekümmern ſie ſich nicht viel darum, ob ſie einen Tag früher oder ſpäter anfangen. Sie nennen ihre Monate

1. Muhárrem.
2. Saffar.
3. Rabea el aual.
4. Rábea el achar.
5. Dsjummâda el aual.
6. Dsjummâda el achir.
7. Radsjeb.
8. Schabân.
9. Ramadan oder Ramaſan.
10. Schauâl.
11. Dsulkâde.
12. Sulhâds je.

Weil ein Mondenjahr eilf Tage kürzer iſt, als ein Sonnenjahr, und alſo der Anfang des Mu-

Muhárrem nach einander in alle Jahrszeiten fällt; ſo ſind dieſe Monate zur genauen Beſtimmung der Zeit ſehr unbequem, und die Gelehrten rechnen deswegen nach folgenden Monaten:

1.	Teſchrîn el aual, enthält	30 Tage.
2.	Teſchrîn Tàni, enthält	30 Tage.
3.	Kanûn aual, enthält	31 Tage.
4.	Kanûn Tàni, enthält	31 Tage.
5.	Schubâd, enthält	28 oder 29 Tage.
6.	Adar, enthält	31 Tage
7.	Najſân, enthält	30 Tage.
8.	Ajàr, enthält	31 Tage.
9.	Huſejrân, enthält	30 Tage.
10.	Tamus, enthält	31 Tage.
11.	Ab, enthält	31 Tage.
12.	Ailûl, enthält	30 Tage.

Die Mohammedaner haben nur zwey große Feſttage, welche etwa mit unſern Weynachten, Oſtern und Pfingſten verglichen werden könnten. a) Das Oſterfeſt, Arafa, Kurbàn oder die kleine Beiram genannt, fällt auf den zehnten des Monats Sulhadsje. Dieſes ward 1762 zu Kahira am zweyten Julius, 1763 in Jemen am ein und zwanzigſten Junius, und 1764 in Indien, am zehnten Junius gefeyert. b) Der große Beiram wird in den erſten zwey bis drey Tagen des Monats Schauâl, nemlich, gleich auf den Ramadàn gefeyert *). Die Mohammedaner

*) Der Ramadan oder Ramaſan iſt, wie aus einem der vorhergehenden Kapiteln erhellt, ein Faſtenmonat.

Digitized by Google

medaner faſten nicht ſo wie die Chriſten, ſondern ſie dürfen von dem Anbruch des Tages, d. i. von der Morgendämmerung an, bis zum Untergang der Sonne, gar nichts genießen. Dieſes iſt gewiß ſehr hart für diejenigen, welche genöthigt ſind, ihr Brodt des Tages zu verdienen. Für die Reichen hingegen, iſt dieſes Faſten in Arabien, wo der Tag im Sommer nicht viel länger iſt, als ein Winter, nicht ſo beſchwerlich, weil ſie ſich des Nachts überflüßig ſättigen, und des Tages ausſchlafen können. Aber glücklich ſind die nordiſchen Völker, daß die mohammedaniſche Religion ſich nicht bis in ihre Gränzen ausgedehnt hat. Sie würden, wenn der Ramadan in den Sommer fiele, aus Gehorſam gegen die Religion, todt hungern müßen.

Zu Maſkat und in Perſien, rechnet man auch nach den vorhin erwähnten Mondenmonaten. Man hat überdieß noch eine Art, die Zeit zu berechnen, nach welcher das Jahr an dem Tage des Aequinoctiums anfängt. Dieſer Tag wird der Naurus genannt. — Die coptiſchen Chriſten in Egypten zählen 5500 Jahre von Erſchaffung der Welt, bis zu Chriſti Geburt, und von dieſer Zeit an, nur 276 Jahre bis zu dem Anfange der diocletianiſchen Zeitrechnung. Im Jahre 1762 zählten ſie nur 1478 Jahre, nach der diocletianiſchen Zeitrechnung, und 1754 Jahre nach Chriſti Geburt. Ihre Monate ſind alle gleich, und jeder hat dreyßig Tage. Sie ſchalten

ſchalten aber am Ende des Jahres fünf Tage, und jedes vierteljahr ſechs Tage ein. Daher fallen ihre Feſttage immer in dieſelbe Jahrszeit. Der Anfang eines coptiſchen Jahrs, fällt gegen das Ende des Septembers ein. Die zwölf Monate der Copten heißen:

1. Tut.	7. Baranchad.
2. Babe.	8. Barmude.
3. Hatur.	9. Beſchanſch.
4. Kiiaht.	10. Bavne.
5. Tube.	11. Abib.
6. Amſchir.	12. Mesre.

Man findet faſt keinen halbgelehrten Araber, der nicht die Namen der zwölf himmliſchen Zeichen im Thierkreis auswendig herſagen kann, und von den verſchiedenen Häuſern des Mondes gehört hat: allein, ſelten iſt einer unter ihnen, der die Sterne kennt. Man trift aber bisweilen unter den mohammedaniſchen Aſtrologen einige an, die mit dem Himmel nicht ganz unbekannt ſind, und dieſe finden zu ihrer Abſicht einen hinlänglichen Unterricht, in einem gewiſſen Buche, in welchem man faſt alle Sternbilder nach eben der Ordnung, wie in Bayers Uranometrie abgebildet ſieht.

Nicht blos der Zeitvertreib, da nemlich die Morgenländer unter freyem Himmel ſchlafen, und deswegen gute Gelegenheit haben, den Himmel zu betrachten, ſondern auch die Noth-

wendig-

wendigkeit, und der Mangel der Uhren hat ſowohl die gemeinen Araber, als die europäiſchen Bauern gelehrt, auf den Lauf der Sterne Achtung zu geben; auch die Benennung der Sternbilder, iſt bey den gelehrten und gemeinen Arabern eben ſowohl verſchieden, als bey den Europäern. Und ſo wie man in Europa nur wenige unter den gemeinen Leuten findet, die ſich um die Namen der Sterne bekümmern; ſo kann man auch viele Araber vergebens darnach fragen. Indeſſen kennen doch einige die verſchiedenen Sterne, und nennen den großen Bären, Aſch, **Naſch** oder **Benât Naſch**; die Plejaden, **Torija**; den Polarſtern nennen einige **Kuttub**, andre **Dsjûddi**. Die Venus, welche wir des Abends bey Sonnenuntergang ſehen, nennen einige Araber **Marebi**, d. i. den Abendſtern. Den Sirius kennen alle Araber am perſiſchen Meerbuſen, und vielleicht in ganz Arabien, unter den Namen **Suhhêl**. Auf dieſen merken ſie am meiſten, wenn er ſo weit aus den Sonnenſtrahlen kömmt, daß man ihn des Morgens ſehen kann, weil die große Hitze alsdann anfängt abzunehmen. An perſiſchen Meerbuſen ſieht man den Sirius, in den letzten Tagen des Julius, und man pflegt alsdann nicht wenig vergnügt darüber zu ſeyn. — Der gemeine Araber pflegt die Milchſtraße Derb et tübbenìn, d. i. der Weg der Heckerlingträger zu nennen. Ein Comet heiſt bey den Arabern ein Lachſa, Abu, **Süble**, **Abu Denneb**,

d. i.

d. i. Schwanzſtern, und Abu Seif oder der Schwertſtern.

Obgleich die Araber aſtronomiſche Tabellen und Abbildungen der Sternbilder haben, wornach ſie ſich alle große Sterne bekannt machen können; ſo findet man unter ihnen doch keinen, der ſich in der practiſchen Aſtronomie viel geübt hätte, und hierzu fehlt es ihnen gänzlich an guten Inſtrumenten. Doch bezeigen ſie darzu große Luſt. — Zu den Inſtrumenten eines mohammedaniſchen Sternkundigen, gehört erſtlich eine Himmelskugel, die ſie gut zu gebrauchen wiſſen. Ferner haben ſie ein Aſtrolabium von Meßing, und einen kleinen ſauber gemachten hölzernen Quadranten, womit ſie die Polhöhe nehmen, und die Stunde ihres Gebets beſtimmen können.

Die Sternkundigen des Sultans zu Konſtantinopel, machen alle Jahr einen neuen Almanach, den ſie aufgerollt beſtändig bey ſich tragen. Herr Niebuhr hat bey den Arabern keinen Almanach geſehen. Ja man bekümmert ſich ſowohl in Egypten als in Jemen ſo wenig darum, das Publikum von der Jahrszeit zu unterrichten, daß es der Pöbel daſelbſt nicht einmal vier und zwanzig Stunden vorher weiß, wenn ein großer Feſttag einfällt.

Die neuern Entdeckungen der Europäer in der Aſtronomie und ihre Verbeßrungen in den aſtronomiſchen Rechnungen, ſind den Mohammedanern aus Mangel der Sprachkenntniſſe,

noch

noch gänzlich unbekannt. Doch findet man in den großen morgenländiſchen Städten einige, die eine Sonnenfinſterniß nach des Ulugh Beighs Tabellen berechnen können. Die Parſi oder Feueranbeter, gebrauchen auch die Tabellen des Ulugh Beigh. Die Bramänen ſollen es noch weiter in der Sternkunde gebracht haben, als die Parſi und Mohammedaner.

Es iſt nicht nur den morgenländiſchen Sternkundigen, ſondern auch allen vernünftigen Mohammedanern ſehr wohl bekannt, daß der Erdſchatten eine Mondfinſterniß, und der Mond in ſeinen Stande zwiſchen der Sonne und der Erde, eine Sonnenfinſterniß verurſacht. Unter dem Pöbel hört man noch die Fabel, daß die Himmelskörper bey ihrer Verfinſterung von einem großen Fiſch verfolgt werden. Die Weiber und Kinder bringen alsdann geſchwinde ihre metallene Becken und Keſſel auf ihre Häuſer, und machen ein großes Getöſe, um den Fiſch zu verjagen. Unſer Verfaſſer hat ſie dabey ſo vergnügt geſehen, daß er glaubt, ſie thäten es, um ſich an dieſer einfältigen Muſik zu vergnügen, oder welches noch wahrſcheinlicher ſey, um ihre Nachbarn aufmerſam zu machen, damit auch ſie die Finſterniß beobachten ſollen. Von dem Urſprunge dieſer Gewohnheit, erzählt man folgende Geſchichte:

Ein arabiſcher Sternkundiger, Namens Naſer et tûſi, hatte eine Mondfinſterniß berechnet, und hofte gut belohnt zu werden, wenn

er

Digitized by Google

dem Califen die Zeit, zu der ſie eintreffen würde, bekannt machte. Er ward aber von den Hofleuten ausgelacht, weil man nicht glaubte, daß dergleichen Begebenheiten vorherbeſtimmt werden könnten; ja man beſchuldigte ihn ſogar, daß er ſich für einen Propheten ausgeben wollte. Weil ſeine Wiſſenſchaft ihm kein Gehör bey dem Regenten verſchaffen konnte, ſo nützte er den Aberglauben des Pöbels, und breitete aus: es wäre Gott angenehm, wenn man den Fiſch, der den Mond bey der Finſterniß verfolgen würde, durch einen großen Lerm mit metallenen Becken und Keſſeln erſchreckte.— Die Finſterniß, welche er berechnet hatte, traf erſt ſpät in der Nacht ein, zu einer Stunde, da er nicht hoffen konnte, daß ſie von dem Regenten würde bemerkt werden. Er ſelbſt gab alſo das Zeichen. Sobald ſeine Nachbaren, welche nach der Gewohnheit des Landes auf den Dächern ſchliefen, es hörten, ſo ſchlugen ſie auch auf ihre Keſſel, und der Lerm verbreitete ſich in kurzer Zeit bis an den Pallaſt des Califen, welcher davon erwachte, und nun ſah, daß die Rechnung des Naſer et tûſi richtig ſey.

Weil Mohammed ausdrücklich verboten hat, das Loos um Rath zu fragen, und durch Pfeile wahrzuſagen; ſo findet man dieſe alte Gewohnheit *) nicht mehr bey den Arabern. Dennoch

*) Das Studium der Aſtronomie wurde in den ältern Zeiten von den Arabern ſehr geliebt. Sie

noch ſind die Mohammedaner ſehr abergläubiſch, und es ſcheint, daß die Schiiten hierinn die Sunniten noch weit übertreffen. Jene unternehmen keine wichtige Handlung, z. E. ſchlieſſen keinen Kontrakt von Wichtigkeit, ohne vorher ihre Knöpfe am Kleide, oder die Steine an ihrem Roſenkranze gezählt, und gleichſam um Rath gefragt zu haben, und hierüber werden ſie

Sie begnügten ſich nicht damit, ſo wie die übrigen Völker, den Lauf und die Bewegung der Planeten zu beobachten, ſondern ſie erweiterten ihre Betrachtung bis zu den Fixſternen. Sie bildeten ſich endlich einen ſolchen Einfluß der Geſtirne ein, der nicht allein bey den natürlichen Körpern auf Erden mancherley Veränderungen in Anſehung des Wetters, der Geſundheit und Krankheit des menſchlichen Lebens verurſache; ſondern ſich auch auf die menſchlichen Verrichtungen und künftige Begebenheit des Glücks und Unglücks erſtrecke. Und ſo leiteten ſie nicht nur die Schickſale einzelner Menſchen, ſondern auch ganzer Nationen von der Beſchaffenheit und Kraft der Geſtirne her. Und nur allein hierinn darf man die Urſache aufſuchen, warum die Geſtirne von den alten Arabern ſo ſehr verehrt wurden, und man kann auch zugleich hieraus ſchließen, wie ſehr dieſe unrichtige Vorſtellung von dem Einfluß der Geſtirne den Fortſchritt der übrigen Wiſſenſchaften gehindert habe. a)

a) Dieſe Meynung, welche die alten Araber von dem Einfluß der Geſtirne auf die Körper, u. ſ. w. gehegt haben, hat auch noch im zehnten Jahr-

ſie bisweilen von andern ſchlauen Kaufleuten deſto leichter betrogen. Aber auch nicht alle Perſer ſind gleich abergläubiſch.

Die Araber haben verſchiedene **geheime Wiſſenſchaften**, wovon niemand Gebrauch machen darf, wenn er nicht von einem großen Meiſter aus der Zunft, dem er während einer gewiſſen Zeit den Teppich zum Gebet ausgebrei- tet

Jahrhunderte, und noch ſpäter, nach Chriſti Geburt, ihre Vertheidiger gefunden. Ein gewiſſer Schriftſteller, deſſen eigentlichen Namen man nicht weiß, und ohngefähr im zwölften Jahrhunderte gelebt, hat unter dem Namen Ovidius ein Buch unter dem Titel: De Vetula, herausgegeben, worinn er die Beſchaffenheit und Schickſale der Religion von dem Geſtirne herleitete, und die Jüdiſche, von der Vereinigung des Jupiters mit dem Saturn; die Chaldäiſch-perſiſche, von der Conjunction des Jupiters mit dem Mars; die Römiſche von der Verknüpfung des Jupiters mit der Venus; die Chriſtliche von der Verbindung des Jupiters mit dem Götterboten Mercurius, abſtammen ließ. — Dieß iſt eine abſurde Hypotheſe. Wollte man den Einfluß der Geſtirne auf die freyen Handlungen der Menſchen annehmen, ſo würde dadurch die völlige Freyheit des menſchlichen Willens, und folglich auch alle Moralität der menſchlichen Verrichtungen, die ohne dieſe Freyheit nicht beſtehen kann, aufgehoben werden. In unſern Zeiten findet man, ſo viel mir wiſſend iſt, dergleichen Narrheiten und Poſſen nicht mehr beſtritten! —

Digitized by Google

tet hat, gleichſam ausgeſchrieben iſt. Das heißt, man glaubt, daß einer ſeine Kunſt nicht ausüben könne, wenn er nicht dazu von ſeinem Meiſter die Erlaubniß erhalten hat. Zu dieſen rechnet man folgende drey:

a) Jsm alláh, d. i. die Wiſſenſchaft des Namens Gottes. Sie behauptet: Gott ſey das Schloß, und Mohammed der Schlüſſel zu dieſer Wiſſenſchaft, und deswegen könne keiner, als nur ein Mahommedaner, ſie lernen. Man ſoll dadurch erfahren können, was in weitentlegenen Ländern vorgeht. Denn derjenige, welcher dieſe Kunſt verſteht, ſoll eine ſo genaue Bekanntſchaft mit den Geniis erhalten können, daß dieſe völlig zu ſeinem Befehle ſtehen, und ihm Nachricht bringen. Man ſoll ferner durch dieſe Wiſſenſchaft Wind und Wetter regieren, Schlangenbiſſe, Krüppel, Lahme und Blinde, heilen können. Einige der gröſſeſten mohammedaniſchen Heiligen ſollen es durch ihre gottesfürchtige Lebensart darinn ſo weit gebracht haben, daß ſie alle Mittage ihr Gebet in der Kaba zu Mecca verrichtet haben, ohne die übrige Zeit des Tages aus ihren Häuſern gekommen zu ſeyn.

Man trift unter den Mahommedanern Leute an, die ſich, ohne etwas zu eſſen oder zu trinken, eine lange Zeit an einen dunkeln Ort einſperren, und einige kleine Gebete ſo lange mit einer ſtarker Stimme herſagen, und immer wiederholen, bis ſie in eine Ohnmacht fallen.

Wenn

Wenn ſie ſich wieder erholen, ſo geben ſie nicht nur vor, eine Menge Geiſter, ſondern Gott ſelbſt geſehen zu haben. Aber dergleichen Erſcheinungen ſuchen diejenigen nicht, welche die Wiſſenſchaft Jsm alláh gründlich verſtehen.

b) Simia. Dieſe Wiſſenſchaft würden wir etwa die Taſchenſpielerkunſt, oder die natürliche Zauberey nennen. Sie lehrt, außer vielen andern Künſten, wie man Feuer, Schlangen u. d. gl. ohne Schaden eſſen kann; wie man einem ſogenannten Marktſchreierbrunnen befehlen kann, wenn er laufen oder ſtill ſtehen ſoll; wie man ein Ey, welches in einem doppelten Becher liegt, in ein Küchlein, oder Staub in Früchte verwandeln kann, wie man Staub, in eine Schüſſel mit Waſſer werfen, und ihn wiederum trocken vom Boden herausnehmen kann, und dergleichen. —— Obgleich die ächten mohammedaniſchen Geiſtlichen dieſe Wiſſenſchaft gar nicht billigen, ſo bedienen ſich doch einige Orden Derwiſche (eine Art Mönche) derſelben, um dem Pöbel ein Blendwerk vorzumachen. Ja einige wollen gar durch dieſe Art Wunderwerke die Wahrheit ihrer Religion, und die Heiligkeit des Stifters ihres Ordens beweiſen. — Dieſe Künſte werden nirgends mit ſo vieler Freyheit getrieben als zu Basra. Man ſieht hier am Abend eines jeden Donnerſtags, welchen die Mohammedaner den Freytags Abend nennen, einen großen Schwarm Derwiſche von dem Orden eines Schechs, die

Digitized by Google

mit Trommeln und Singen, durch die vornehmſten Straßen der Stadt ziehen, und allerley Gaukeleyen machen, beſonders damit, daß ſie ſich ein Eiſen, welches unten ſpitz iſt, und oben einen Knopf einer Fauſt dicke hat, mit Gewalt ins Auge werfen, und es wieder herausziehen, ohne daß es ihnen ſchadet. Dieſe Derwiſche begeben ſich nach der Proceſſion in das Haus des Nakib es ſcheraf, d. i. des Oberhaupts der Nachkommen Mohammeds in dieſer Stadt, um einige Kapitel aus dem Koran zu leſen oder leſen zu hören.

Die Derwiſche von dem Orden Bedreddin feyern in der zwölften Nacht des Rabea el aual ein ſehr großes Feſt wegen der Geburt Mohammeds. Bey dieſem Feſte war unſer Verfaſſer als ein Mohammedaner gekleidet, und hat das Schauſpiel der Derwiſche mit angeſehen. Alles, ſagt Hr. N. geſchah unter freyen Himmel, und auf dem großen Platze brannten nicht mehr als drey große Wachslichter. Die Schechs und die Vornehmen aus der Stadt ſaßen oben in einer Reihe, und unter dieſen war beſonders der oberſte Schech des Ordens merkwürdig. Alle Derwiſche küßten ihm auf ihren Knien die Hand inwendig und auswendig, und legten ſie auf ihren Kopf, um gleichſam den Seegen zu erhalten. An beyden Seiten ſaß eine Menge Derwiſche und Mullâs, die zum Theil mit agirten, oder nur Zuſchauer waren. Einige laſen, oder ſangen vielmehr, gewiſſe Stücke

aus

Digitized by Google

aus den Koran, eins ums andre, bis ſich eine Menge Zuſchauer verſammlet hatte. Einer räucherte, indem er Staub von der Erde nahm, und ins Feuer warf, und den Geruch des Weihrauchs hervorbrachte. Hierauf kamen einige Bediente in bunten Kleidern, welche mitten auf dem Platze auf- und niedergingen, allerhand lächerliche Stellungen machten, und der Verſammlung aus vollen Halſe zuriefen, ſie ſollte Gott fürchten, und ſich des Propheten erinnern. Vor dem oberſten Schech war eine Menge von den erwähnten kurzen aber ſchweren Eiſen, die man Dabus nennt, und auch viele andre etwa drittehalb Fuß lange dünne Eiſen, in die Erde geſteckt. Mehr als zwanzig Derwiſche ſprangen auf einmal auf, und jeder nahm mit vieler Ehrerbietung einen Dabus. Eine Menge Mullas und andre Mithelfer ſchlugen auf kleine Handtrommeln, und ſangen, um die Akteurs zu begeiſtern, oder vielmehr, um die Zuſchauer zu betäuben. Die Derwiſche liefen mitten auf dem Platze unordentlich durch einander, und jeder warf ſich ſein ſchweres und ſpitzes Eiſen aus allen Kräften ins Auge und in die Bruſt, ſtellte ſich darauf, als wenn er alle Kräfte anwenden müßte, um es wieder herauszuziehen, und doch hatte ſich keiner verwundet.

Der oberſte Schech hätte die Hauptrolle ſpielen ſollen. Weil aber dieſe für ihn vielleicht zu mühſam war, ſo muſte einer ſeiner Schüler ſeine Stelle vertreten. Dieſer warf ſich vor ſei-

Digitized by Google

nem Scheich auf die Knie, und hielt ein langes Gebet, in welchem er ſeinen Meiſter um Hülfe anzurufen ſchien. Als er ihm hierauf die Hand geküßt, und ſie auf ſeinen Kopf gelegt hatte, ſo ſprang er auf, warf ſeinen Turban von ſich, und ließ ſeine langen Haare los und herunter hangen. Er machte allerhand wunderliche Sprünge, als wenn er begeiſtert, oder vielmehr närriſch wäre. Bisweilen ſtand er ſtille, und bedeutete dem Muſikanten, welche Lieder, oder welche Töne ſeine Begeiſterung befördern könnten. Endlich ergrif er zehn bis zwölf Stück von den erwähnten langen und dünnen Eiſen, und lief damit auf dem ganzen Platze herum. —

Wenn man aus dieſen Ceremonien der Mönche des Ordens Bedr eddîn, welche bey allen vernünftigen Leuten verhaßt ſind, auf den Gottesdienſt aller Mohammedaner ſchließen wollte; ſo würde man ſich ſehr betrügen. Indeſſen hat man wohl nur gar zu oft aus nicht viel beſſern Gründen die Religion der fremden Nationen beurtheilt.

Die Wiſſenſchaft *Kurra* iſt vermuthlich ein Theil der Simia. Jene iſt die Kunſt, Zettels zu ſchreiben, welche für böſe Augen und unzählige andre Fälle nützlich ſeyn ſollen. Man trägt dieſe Zettel in Leder geneht, auf der Mütze oder auf den Armen, oder auf der Bruſt; ja, man macht den ſchönen Pferden, Maulthieren und Eſeln davon ganze Schnüre um den Hals, wovon das eine verhüten ſoll, daß das Thier

ſich

ſich nicht erhitze; ein anders ſoll ihm Appetit zum Freſſen geben, u. ſ. f. Das Oberhaupt einer gewiſſen Familie zu Haleb, theilet an einem gewiſſen Tage im Jahre, eine Menge ſolcher Zettel umſonſt aus, welche die Würkung haben ſollen, daß in das Zimmer, worinn einer am Fenſter ſteckt, keine Fliegen oder Mücken kommen. Nur muß dieſer Zettel an einem beſtimmten Tage vor Sonnenaufgang geholt werden. Der Bote muß an dem Morgen weder gegeſſen noch getrunken haben, und zu dem darf er bis zu ſeiner Zurückkunft nicht ein Wort reden, wenn der Zettel ſeine Kraft nicht verlieren ſoll. — Man hört ſelten, daß die Zimmer, in welchen dieſe Zettel am Fenſter ſtecken, weniger von Fliegen und Mücken angefüllt ſind, als diejenigen, wo man ſie nicht findet. Die meiſten, welche ſie abholen, ſind alte Weiber, und dieſe ſind denn gemeiniglich ſo höflich zu glauben, daß ſie ſelbſt nicht alle vorgeſchriebene Regeln wohl beobachtet haben. Daher kommt es, daß die Zettel noch jährlich an dem beſtimmten Tage mit großer Begierde verlangt werden. Juden, Mohammedaner, Chriſten — alle können dergleichen Zettel ſchreiben.

Die Wiſſenſchaft **Ramle** gehört vermuthlich gleichfalls zu der Wiſſenſchaft **Simia**. Man will dadurch aus dem Namen eines Menſchen, und dem Namen ſeiner Mutter vorherſagen können, was ihm begegnen werde. Wenn jemand krank wird, ſo muß ein Mulla gleich

Digitized by Google

nachſchlagen, ob der Kranke wieder geſund werde, oder nicht, und dafür wird in gewiſſen Fällen ein Hahn, oder ein Schaaf bezahlt. Der Gebrauch der Wiſſenſchaften Kurra und Ramle wird von den großen ſunnitiſchen Lehrern für ſündlich gehalten; denn ſie wiſſen ſehr wohl, daß dem Pöbel dadurch nur das Geld aus dem Beutel gelockt wird. Indeſſen hindert man die armen Schreiber nicht, damit ein Stück Brodt zu verdienen. Und weil die meiſten Mohammedaner geizig ſind, ſo bedienen ſich auch oft Gelehrte dieſer Freyheit, welche ohnedieß gut leben könnten.

c) Die Wiſſenſchaft Sihr iſt — die Hexerey. Durch ſie ſoll man nur ſuchen, ſeinem Nächſten Schaden zuzufügen, und deßwegen werden diejenigen, welche davon Gebrauch machen, von allen ehrliebenden Arabern aufs äuſſerſte gehaßt und verflucht. Alſo kein Wort mehr von dieſer Kunſt.

Wir werden dieß Kapitel beſchließen, wenn wir unſern Leſern eine Beſchreibung von der Arzeneywiſſenſchaft der Araber werden vorgelegt haben.

Die Mohammedaner ſind überhaupt wegen ihrer regelmäßigen Lebensart ſelten krank; und wenn ſie ja die Hülfe eines Arztes bedürfen, ſo belohnen ſie ihn nur ſelten nach Verdienſt. Die wenigſten wollen ſelten mehr als die Arzeney bezahlen. Stirbt der Kranke, ſo hat der Arzt ſchwerlich für ſeine Mühe etwas zu hoffen;

wird

Digitized by Google

wird er aber wieder geſund, ſo vergißt er ſehr bald ſeine Krankheit und die Dienſte des Arztes. Die meiſten mor enländiſchen Arzte ſind daher genöthigt, ihre Zuflucht zur Liſt zu nehmen, um nur ſo viel zu gewinnen, daß ſie nothdürftig leben können. Sie wiſſen nemlich, daß ihre Patienten alsdann am freygebigſten ſind, wenn ſie einige Linderung der Krankheit ſpüren, und daß ihnen dann am meiſten daran gelegen iſt, den Arzt bey guter Laune zu erhalten. Dieſe ſchöne Gelegenheit pflegt der Arzt nicht zu verſäumen, und unter mancherley Vorwande ſo viel Geld zu verlangen, als er nach den Umſtänden des Kranken zu erhalten hoffen kann. Auf dieſe Art läßt er ſich ſeine Kur zum voraus bezahlen. Dieſer und andrer Urſache wegen wird man in Arabien keine großen Aerzte erwarten können, und man trift daſelbſt auch wohl ſelten einen an, der von der Arzenеywiſſenſchaft mehr gelernt hat, als die Kunſtwörter aus alten arabiſchen und griechiſchen Arzeneybüchern. Niebuhr verſichert, in Arabien keinen geſchickten und berühmten Arzt gekanut zu haben; in Jemen aber habe er einige gekannt, welche zugleich Laboranten, Apotheker, Wund- und Pferdeärzte waren, und dennoch ihren nothdürftigen Unterhalt kaum verdienen konnten.

Die Araber wiſſen ſich vieler Hausmittel mit Nutzen zu bedienen. — In Salmons und Gochs Staat von Arabien iſt bemerkt worden, daß die Araber lieber ſterben, als ſich ein

ein Clyſtier ſetzen laßen. Unſer Verfaſſer hält dieß für unrichtig; denn er erzählt, daß ein Arzt ſich dieſes Mittels bey Vornehmen zu Kahira bedient habe. —— Daß die Mohammedaner ihren Kranken bisweilen eine Ader öfnen, iſt bekannt. — Das Schröpfen iſt bey den Arabern ſehr gemein. Die Werkzeuge, welche ſie dazu gebrauchen, ſind aber ſehr ſchlecht. Die gemeinen Leute zu Basra, und beſonders die Hama's, d. i. die Laſtträger, zerhacken ſich das Fleiſch unter der Wade, daß ihnen das Blut an den Beinen herunter ſtrömt; denn hierdurch glauben ſie ſtark zu werden. Wenn die Araber einem Miſſethäter die Hand oder einen Fuß abgehauen haben, ſo ſtecken ſie den Stumpf in gekochtes Oehl, um das Blut zu ſtillen.

Die ſüdlichen Araber wollen behaupten, daß das Salben den Leib ſtärke, und ſie, da ſie faſt nackend gehen, gegen die Hitze der Sonne ſchütze. —— Die Zahnſchmerzen ſcheinen überhaupt bey den Mohammedanern ſeltner zu ſeyn, als bey den Europäern, vermuthlich, weil ſie ſich fleißiger waſchen. Sie eſſen kaum Früchte, und noch viel weniger andre Speiſen, ohne ſich den Mund gleich nachher zu reinigen. Indeſſen ſind die Zahnſchmerzen den Arabern, und fürnemlich denen, die in den Städten wohnen, nicht unbekannt. Man hält dafür, daß der üble Geruch auf den Abtritten, welche nicht beſtändig rein gehalten werden, den Zähnen ſehr ſchädlich

ſchädlich ſey. Die Abtritte ſind vielleicht in keiner morgenländiſchen Stadt ſo ſchlecht, und wegen der großen Hitze ſo unbequem als zu Basra, und hier hört man auch ſonderlich über Zahnwehe klagen.

Die Araber wollen auch Würmer in den Zähnen bemerkt haben. Der Nervenwurm iſt in Jemen, auf der Halbinſel von Indien, und auch in Perſien ſehr gemein. Man glaubt in Jemen, daß der Nervenwurm von dem ſtehenden Waſſer herrühre, welches man in einigen Gegenden zu trinken genöthigt iſt. Viele Araber brauchen deßwegen die Vorſicht, das ihnen unbekannte Waſſer durch Leinwand zu trinken. Wenn nun einer die Inſekten, oder den Saamen, woraus dieſe Würmer entſtehen, ſchon bey ſich hat, ſo ſpürt man davon ſo lange nichts, bis ſich die Würmer durch die Haut arbeiten wollen, und dieſes verurſacht auch nur einiges Jucken. Der Nervenwurm iſt ſo dünne wie ein Zwirnfaden, aber bisweilen zwey bis drey Fuß lang. Wenn er ſich etwas durch die Haut gearbeitet hat; ſo winden ihn die Morgenländer auf einen Strohhalm, oder auf ein kleines Stück dünnes Holz. Weil er ſich nach und nach herausziehet; ſo winden ſie ihn täglich weiter auf, bis er ſich endlich ganz heraus gearbeitet hat, und damit kann er einige Wochen zubringen. Man muß ſich ſehr hüten, daß man ihn nicht abreißt, denn in dieſem Falle zieht er ſich wieder zurück. Man will Bey-

ſpiele

ſpiele haben, daß Leute davon gelähmt worden, oder daß der kalte Brand dazu gekommen, und ſie davon geſtorben ſind.

Die Araber haben dreyerley Arten von Ausſaß, nemlich, 1) **Bohak.** Dieſe iſt weder anſteckend noch gefährlich. 2) **Barras.** Dieſe Gattung wird auch nicht für gefährlich gehalten. 3) **Dsüddam.** Dieſer Ausſatz iſt der allerſchlimmſte; er iſt vielleicht derjenige, den Hillary den Ausſatz der Gelenke nennt, nach welchem die Finger Glied vor Glied abfallen ſollen.

Die Mohammedaner glauben zwar, daß ihnen nichts begegnen könne, was Gott nicht vorher beſchloſſen habe. Nachdem aber die Türken bemerkt, daß die Eropäer ſich zu der Zeit der Peſt einſchließen, und deßwegen ſelten einer von ihnen an dieſer Krankheit ſtirbt; ſo haben auch einige wenige angefangen zu einer ſolchen Zeit, ſo viel möglich abgeſondert zu leben. Doch verſäumt keiner deßwegen ſeine öffentlichen Geſchäfte. Mann kann aber überhaupt ſagen, daß man wegen des Ausſatzes, in einigen Gegenden vorſichtig iſt. Der itzt noch regierende Schech zu Abuſchähhr ſchickt diejenigen, welche mit der Gattung des Ausſatzes, die man Abbras nennt, behaftet ſind, man ſagt auch, diejenigen, welche gefährliche veneriſche Krankheiten haben, nach der Inſul Bahhraje.

Das

Sechſtes Kapitel.

Abriß von den Bedouinen, oder herumſtreifenden Arabern.

Bisher haben wir von den Arabern, welche in den Städten wohnen, und ſich in gewiſſe Oerter niedergelaſſen haben, geredet. Itzt müſſen wir aber noch diejenigen bekannt machen, welche in abgeſonderten Stämmen, unter Zelten wohnen, und ein herumſtreifendes Leben führen. Dieſe Bedouinen, welche in arabiſcher Sprache Badowi *) heiſſen, bevölkern den öſtlichen Theil des wüſten Arabiens, und man kann dieſe recht eigentlich die wahren Araber nennen, weil ſie ihre alte Freyheit allen Bequämlichkeiten, die ihnen die Communication mit andern Volkern verſchaffen konnte, vorgezogen haben, und die Regimentsverfaſſung, Sitten und Gewohnheiten ihrer Vorfahren noch bis auf den heutigen Tag ſorgfältig beobachten.

Die verſchiedenen Berichte, welche uns die Reiſebeſchreiber von dieſen herumirrenden Arabern,

*) Badowi heißt in der arabiſchen Sprache ſo viel als, zum Landleben gehörig, oder Bewohner einer Wüſte.

dern, gegeben haben, ſind voll von Widerſprüchen. Ein Portug'ſiſcher Reiſender macht uns von ihnen einen Abriß, und ſtellt ſie als Leute vor, bey denen weder Policey noch Geſellſchaft anzutreffen ſey, die zwar den Mohammed verehrten, aber nichtsweniger als ächte Muſelmänner wären, die ſich mit nichts als Rauben und Stehlen beſchäftigten, ſich in ihrem Anzuge und Sitten, ſchmuzig und grob zeigten, alle Ordnung und Geſetze ſo ſehr verabſcheuten, daß ſie bey vorfallenden Streitigkeiten nicht die geringſten Zeichen der Gerechtigkeit blicken ließen.

Andere, und zugleich zuverläßigere, Schriftſteller, machen uns einen vortheilhaftern Abriß von der Regierungsform und Sitten dieſer Araber. Herr Niebuhr, und mit ihm ſtimmt Arvieux faſt überein, meldet uns, daß ſie in viele Familien eingetheilet ſind, und daß ein jeder Schech, (welches die Adlichen unter ihnen ſind) über ſeine Familie und Bedienten herrſche. Wenn nun, ſagt, H. N. ferner, dieſe Schechs ihr Eigenthum gegen ihre Nachbarn nicht vertheydigen können; ſo verbinden ſich mehrere kleine Schechs, und wählen unter ſich einen größern. Mehrere größere Schechs unterwerfen ſich, mit Genehmhaltung der kleinern, einem noch mächtigern als ſie ſind, und der ganze Stamm wird alsdenn nach der Familie des großen Schechs benennt. — Ihre Bedienung iſt erblich; wenn ſie aber ohne männliche

liche Erben ſterben, ſo verſammlen ſich alle Häupter des Stammes und ſchreiten zur Wahl eines andern Schechs, welchen der Groß-Emir bekräftigen muß. Es iſt nicht allemal nöthig, daß der älteſte von den Söhnen oder Anverwandten der Familie zur Regierung gelangt, ſondern man wählt denjenigen aus der Familie, der für den tüchtigſten gehalten wird. Ein jeder kleiner Schech iſt, wie bereits geſagt, der Anführer ſeiner Familie, und der große Schech darf ſie nicht eigentlich als Unterthanen, ſondern als Bundesgenoſſen anſehen, weil jene ſonſt von ihm abfallen, und ihre Heerde zu einem andern Stamm treiben können, von dem ſie mit offnen Armen aufgenommen werden.

Der mächtigſte und an Vaſallen und Unterthanen reichſte Emir, führt nach dem Berichte des Arvieux, den königlichen Titel. Er reſidirt in einer Wüſte auf der Straße nach Mecca, in einer gleichen Entfernung von dieſer Stadt und dem Berge Sinai. Ein ieder von ihnen glaubt in ſeinem Gebiete völlig ſouverain zu ſeyn, weil ſeine Vorfahren in der Gegend, wo er wohnt, vielleicht einige hundert Jahre gewohnt haben. Aus dieſer Urſache glaubt er auch ein Recht zu haben, von den Reiſenden die durch ſein Gebiet ziehen wollen, gewiſſe Geſchenke, Zoll verlangen zu können, und es in dieſem Stücke eben ſo zu halten, als andre Nationen. Der Großſultan ſchickt ihm alle Jahre ein anſehnliches Geſchenk, um ihn

dadurch zu verbinden, daß er die Brunnen am Wege nach Mecca nicht verderbe, und den Pilgrimmen freyen Durchzug verſtatte. Gleiche Geſchenke werden den übrigen Emirs gegeben, welche der Sultan aus eben dieſen Beweggründen ſchonen muß. Die Türken haben aus trauriger Erfahrung gelernt, daß Gewalt bey einem Volke nichts vermöge, das ſich in unfruchtbaren Wüſteneyen verſchanzt, wo eine Armee für Hunger ihr Leben einbüßen müßte, ehe ſie den Feind erreichen könnte. Die Bedouinen ſind nie von einem Auswärtigen bezwungen worden, und aller Wahrſcheinlichkeit nach, werden ſie auch nie von andern bezwungen werden können. — Es ereignet ſich ſehr oft, daß die verſchiedenen Stämme unter ſich viele, aber kleine und nicht blutige Kriege führen. Machen nun etwa die Türken Miene, ſich dieſer Uneinigkeit zu bedienen, und einen Einfall gegen die Bedouinen zu wagen, ſo vereinigen ſie ſich alsbald, um gemeinſchaftlich zuerſt das allgemeine Wohl zu vertheidigen.

Die Einkünfte der Emirs ſind nichts weniger als beträchtlich, weil ſie von ihren Unterthanen keine Abgaben fodern, und auch nicht fodern können. Sie brauchen aber auch nichts, denn das Heer, welches ſie anführen, braucht von ihnen nicht beſoldet zu werden, und die Sparſamkeit, die ſie beweiſen, läßt ſchon vermuthen, daß ſie keinen großen Aufwand machen können. Ihr größeſter Reichthum beſteht,

in

in den Stutereyen und dem Heerden Vieh. Die meiſten von ihnen handeln mit den Karwanen, die durch ihr Gebiet ziehen, an welche ſie ihre Pferde (die den gröſten Theil ihres Handels ausmachen) und Vieh — welches aus Ziegen und Schafen beſteht, denn das Land bringt faſt nichts als Tamarinden und Heidekraut hervor — gegen Leinwand, Tuch, Kaffe, Reis und andre Bedürfniſſe, vertauſchen. Dieſen Handel treiben nicht nur die Schechs, ſondern auch ihre Unterthanen.

Die Bedouinen haben bey ihren **Streitigkeiten und peinlichen Klagen**, weder Advokaten noch Gerichtsſchreiber, ja nicht einmal Gerichtsdiener, welche, wie bey den Türken, die ſtreitenden Parthenen vor Gericht fodern. Zuweilen wählen ſie zu ihrem Richter den erfahrenſten Bedouinen im Lager. Der Emir entſcheidet alle Rechtsſachen, auf die Ausſage der Zeugen und der Parthenen, jedesmal mit lauter Stimme, und ohne etwas nieder zuſchreiben. Sein Ausſpruch wird in dem Augenblick vollzogen, ohne daß jemand etwas dawieder einwenden könnte. Der Schech entſcheidet, wenn der Emir nicht gegenwärtig iſt; aber ſeine Entſcheidung iſt nicht unwiderruflich. — Die Bedouinen erſcheinen ſo ſelten als möglich vor dem Emir oder dem Schech; ſie beklagen ſich lieber bey ihres Gleichen, inſonderheit bey denen, die ſie als die uneigennützigſten

nützigſten kennen. Sie bringen ihre Klagen an, ohne zu ſchreyen, oder einander in die Rede zu fallen; ſie bürden ſich unter einander nichts durch Lügen auf, und gebrauchen auch keine anzügliche Worte. Sie laſſen es allezeit bey dem Ausſpruche ihres Schiedsrichters bewenden, und beobachten treulich das, was ausgemacht worden iſt.

Nicht leicht entſtehen Streitigkeiten unter ihnen, als etwa des Handels wegen, beym Kaufe oder Verkaufe, oder bey Vertauſchung ihres Viehes, und anderer Lebensmittel. Wenn ſie einen Tauſch treffen, ſo werfen ſie eine Handvoll Erde auf die Pferde, Schafe u. ſ. w. die ſie auswechſeln wollen, und ſagen in Gegenwart von Zeugen: *Wir geben einander Erde um Erde.* Sobald ſie dieß geredet, kann der Handel auf keine Weiſe rückgängig gemacht werden.

Nach der Art, wie die Bedouinen leben, geſchicht es nicht leicht, daß peinliche Klagen unter ihnen vorfallen. In ſolchem Falle aber könnte der Emir dem Verbrecher laſſen Stockſchläge geben, ihn aufhängen, ſpießen, köpfen, oder den Bart abſchneiden laſſen — welches letztere die ſchimpflichſte Strafe iſt. Allein ſie gehen mit dergleichen Beſtrafungen ſo ſparſam um, als es möglich iſt.

Die Bedouinen wohnen ſchon ſeit etlichen Jahrhunderten in den Wüſteneyen Arabiens, campiren zu allen Jahrzeiten unter Zelten, haben

Digitized by Google

den keine bleibende Ståte, und verweilen ſich nur an ſolchen Oertern, wo ſie Waſſer, Früchte und Weide für ihr Vieh, finden. Dieſe flüchtige Lebensart ziehen ſie allen andern vor. — Der Emir hat mehr als ein Zelt; aber ſie ſind eben ſo wie die andern, nämlich von Ziegenhaaren, und unterſcheiden ſich nur etwas in Anſehung der Größe. Er hat nämlich eins, wo er Audienz giebt, eins, für ſich; eins, für ſeine Weiber, und noch verſchiedene kleinere für ſeine Bedienten, wo ſie kochen und ihre Haushaltung haben. Die Form des Lagers iſt rund nach Beſchaffenheit des Platzes. Die Zelte des Emirs ſtehen in der Mitte, und der Bodouinen ihre, um dieſe herum, doch in gewiſſer Entfernung von ohngefähr dreyßig Schritten, aus Achtung für den Herrn Emir und ſeine Gemahlinnen.

Die gemeinen Leute haben in ihren Zelten keinen andern Hausrath als einige Matten, worauf ſie ſchlafen, und ein paar Decken. Das Kopfküſſen beſteht gemeiniglich aus einem Steine, den ſie unter die Matte legen. Ihr Küchengeråth beſteht aus etlichen Keſſeln und hölzernen Någfen, worein ſie die Suppe und das Fleiſch anrichten, einer kleinen Handmühle, etlichen Krügen und ziegenhärnen Säcken, in welchen ſie ihre Kleider verwahren. — Die Emirs ſind indeſſen weit beſſer eingerichtet. Man findet bey ihnen Matrazzen, Decken und Teppiche, einige derſelben ſind oft mit Gold und Seide

durchgewirkt. Sie haben Küſſen von Sammt, Tuch oder Atlaß, nach Art der Türken. Unter ihre Bettdecken werden große weiſſe Tücher genäht, das Bett-Tuch aber iſt allezeit von geſtreifter Leinewand. — Die Bedouinen ſchlafen nicht leicht ohne Nachtbeinkleider: dieß erfodert die Beſcheidenheit. Es wäre ein Zeichen der gröbſten Unverſchämtheit, wenn man einem andern etwas nackendes zeigen wollte. Auch die Kinder dürfen dieſe Beſcheidenheit nicht verletzen, und läßt es ſich ein Kind beygehen ohne Beinkleider etwa zu ſchwimmen; ſo züchtigt man's aufs härteſte, und zwar nicht, wie bey uns, mit der Ruthe, — ſondern man giebt ihm die Ruthe auf die Fußſohlen.

So beſcheiden ſie nun aber in ihrem Aeußerlichen ſind, ſo unreinlich ſind ſie dagegen bey ihren Eſſen.

Bey den Emirs und Schechs beſteht der Tiſch aus einem großen rundgeſchnittenen Stück Leder, das auf die Erde gebreitet wird. Die Teller und Schüſſeln ſind von Kupfer, die Löffel von Holz, die Taſſen von Silber, oder von ächten und unächten Porcelain, oder von Meſſing. — Ehrbahre, und mehr als gemeine Leute, ſitzen bey Tiſche mit kreuzweisgelegten Beinen, faſt wie unſre Schneider; das gemeine Volk aber kniet, und ſitzt auf den Ferſen. Es iſt nicht gebräuchlich ein Tiſchtuch aufzudecken, ſondern man ſetzt die Schüſſeln auf das Leder, und um dieſe herum legt man die Löffel.

Von

Von Gabeln weiß man nichts; ſie ſagen: Mohammed hätte denjenigen Ablaß verſprochen, die mit drey Fingern äßen. Und aus dieſem Grunde nehmen ſie alles Fleiſch mit den Fingern, doch nur mit der rechten Hand, weil ſie die Linke gebrauchen, um ſich nach Verrichtung der natürlichen Nothwendigkeit zu waſchen. Da auch das Fleiſch in Stücken geſchnitten und ſo weich gekocht wird, daß es leicht zerfällt; ſo gebrauchen ſie ebenfalls kein Meſſer. Die Suppe, das gekochte Fleiſch, die Braten, Nebengerichte, Sallat, Obſt — werden alle auf einmal aufgetragen. Man ißt, ohne zu trinken, *) man müßte denn außerordentlichen Durſt haben, und alsdann Waſſer fodern. Nach der Mahlzeit, wenn ſie aufſtehen, wird gebetet; **) hernach läßt man ſich zu trinken geben, und wäſcht die Hände mit Seife. Zuletzt wird Kaffee getrunken und ein Pfeifchen geſtopft.

Die Unreinlichkeit beym Eſſen iſt unter dem gemeinen Volke noch gewöhnlicher. Sie thun das Fleiſch, Reis und den Pilau, Hände voll

 in

*) Die Aerzte verſichern, daß das Trinken unter der Mahlzeit nichts tauge. Die Bedouinen beobachten dieſe Regel, ſo viel als möglich, und vielleicht iſt dieß auch eine Miturſache, warum ſie nicht ſo oft krank ſind, als die Europäer. —

**) An unſern vornehmen Tafeln iſt das nicht Mode!

in große Näpfe, zerdrücken es mit der Hand, und machen Klöße, die den ganzen Mund fülſen. Bleibt etwas an der Hand oder am Barte kleben; ſo werfen ſie es ohne Umſtände wieder in die Schüſſel. Wenn ſie gegeſſen haben, thun ſie große Züge aus einer Kanne, die Reihe herum geht, waſchen ſich, trinken Kaffee, und ſtopfen ſich gleichfalls ein Pfeifchen.

Es ſcheint als könnten die Bedouinen (ſo wie überall die Araber) ohne Kaffee und Toback nicht leben. Will ein Mann ſeine Frau ſtrafen, ſo iſt die gröſte für ſie, daß ſie keinen Kaffee trinken darf. — Man kann auch nicht ſagen, daß ſie Feinde des Weintrinkens wären; ſie trinken ihn vielmehr, ſo oft ſie ihn haben können, denn ſie ſagen, das Verbot ihres Propheten, wäre nur ein Rath, keinesweges aber ein Gebot. Sie haben auch noch ein anderes Getränke, das von Abrikoſen, Weinbeeren und andern trockenen Früchten gemacht iſt, worauf den Tag vorher Waſſer gegöſſen wird: man ſetzt es zugleich mit dem Fleiſche auf den Tiſch, in Näpfen, und wer davon trinken will, ſchöpfet es mit Löffeln.

Was die Kleidung der Emirs und der Schechs betrift; ſo iſt bekannt, daß ſie von der Türken ihrer wenig unterſchieden iſt. Die übrigen Bedouinen tragen ein grobes Hemde mit langen Ermeln, leinwandne Beinkleider, einen Caftan von groben baumwollenen Zeuge, wie ein langer Unterrock gemacht, der bis auf

die

die halben Beine geht, einen ledernen Gurt, an welchem ein Dolch hängt, und einen Mantel von ſchwarz und weißgeſtreiften, Barakan. Im Winter tragen ſie Weſten von Schafpelzen, davon ſie die rauche Seite bey guten Wetter inwendig tragen, wenn es aber regnet, herauskehren. Auf die Weiſe läuft der Regen von der Wolle ab, ohne durchzudringen, den naſſen Pelz ſchütteln ſie ab, und die Weſte iſt in einem Augenblick trocken. Bey der großen Hitze im Sommer ziehen ſie über ihre gewöhnliche Kleidung noch Röcke von weiſſer Leinwand, die ſehr weit und wie unſre Hemden gemacht ſind.

Ihr Turban beſteht aus einer kleinen Mütze von rothem Tuche, mit weiſſem Neſſeltuche umwunden, daran das eine Ende wie eine Schleife geknüpft iſt, das andre längere aber, der Sonnenhitze wegen, um den Hals gemacht wird. Die Bedouinen tragen keine grüne Farbe, wie die Perſer, die deßwegen von allen Muſelmännern verachtet werden, ſondern nur die Nachkommen des Mohammeds genießen dieſes Vorrechts. — Wenn ſie auf einen Angriff ausgehen, ſind ihre Waffen der Bogen, die Lanze, Säbel, und ein mit Fiſchhaut überzogener Schild. Sie kennen den Gebrauch des Schießgewehrs nicht, und fürchten ſich ſehr dafür. Ihre Art zu kriegen, gleicht der Perſianiſchen; ſie ſchlagen ſich nemlich ſelten auf freyem Felde, und fallen nicht leicht den Feind an, ohne des

Sieges verſichert zu ſeyn. — Die Bedouinin-nen ſind eben ſo ſchlecht gekleidet, wie ihre Männer. Sie tragen einen Schleier über den Kopf, den ſie um den Hals wickeln, und den unterſten Theil des Geſichts, bis an die Naſe, bedecken. Im Winter haben ſie Camiſöler mit Baumwolle durchnähet, und gehen in Pantoffeln.

Die Gemahlinnen der Emirs und Schechs ſind nicht ſo häßlich als die gemeinen Bedoui-ninnen; ſie ſind weiſſer und wohlgeſtalter, über-dieß aber mit mehr Geſchmacke und Reinlich-keit gekleidet. Ihre Hemden und Beinkleider von Neſſeltuche, mit Seide geſtickt; ingleichen, kleine Camiſöler von goldenem Stoffe oder Atlas, oder von andern ſeidnen Stoffe, die ſie nur mit zwey Knöpfen über den Gürtel zuma-chen; das oberſte des Camiſols bleibt offen, damit die Bruſt allezeit Raum habe, und man die Mitte davon ein wenig zu ſehen bekomme. Die Weſten, die ſie darüber ziehen, ſind von Atlas, oder Sammt, oder von goldenem Bro-cade. Sie tragen auch Caftane, die wie or-dentliche Camiſöler gemacht ſind, nur daß ſie bis auf die Füße gehen, womit ſie ſich im Win-ter bedecken. Ihre Schuhe oder Pantoffeln ſind klein und ausgeziert; gehen ſie aber aus, ſo ziehen ſie gefaltete Halbſtiefeln an. Der Kopfputz beſteht in einer Mütze von goldenem oder ſilbernen Stoffe, faſt wie ein Napf ge-macht, die mit Neſſeltuche, in Gold und Seide

geſtickt,

geſtickt, umwunden iſt, und in einer Stirnbinde von Gaſe. Wenn ſie ausgehen, machen ſie über den Kopfputz einen großen neſſeltuchenen Schleier, welcher Geſicht, Hals und Bruſt bedeckt. Machen ſie Beſuche, oder gehen ſie zu Fuße ſpatziren, haben ſie Reife an den Beinen, woran kleine Ringe hängen, die wie Schellen klingen. Dieſe Ringe, und eine Menge anderes Spielwerk, daß ſie in ihren langen Haarzöpfen flechten, ſtellen ſo viele kleine Glocken vor, welche ankündigen, daß ſie vorbeygehen, und jeder, der ihnen begegnet, macht ſich auf die Seite, um ſie nicht anzuſehen. Bey den Beſuchen, die ſie einander machen, hauptſächlich aber die erſten Tage nach der Hochzeit, zeigen ſie alle ihre Schätze und die Koſtbarkeit ihres Anzuges.

Die Heyrathen werden bey ihnen ſo geheimnißvoll behandelt, wie in Spanien, oder in Italien ein galantes Liebesverſtändniß. Wenn ein junger Bedouine Neigung zu einem Mädchen hat, es ſey nun blos ein Einfall von ihm, denn die Araber haben nicht den geringſten Umgang mit andern Weibern oder Töchtern, oder weil er von ihr hat reden hören; ſo iſt ſeine erſte Bemühung, daß er die Perſon, die er haben will, zu ſehen bekomme: dieß erhält er oft vom Vater ſelbſt, der ihn in ſeinem Zelte verſteckt, oder von der Tochter, die, wenn ſie die Abſichten ihres Liebhabers merkt, ſich aber einbildet, ſchön zu ſeyn, ihren Schleyer, als von ohngefähr,

fallen,

fallen, und ſich einige Augenblicke ſehen läßt. Alsdann hält der junge Menſch durch einen ſeiner Verwandten um ſie an, und man wird um den Preis einig, den der Schwiegerſohn dem Schwiegervater, an Schafen, Kameelen oder Pferden geben ſoll, denn niemals wird um Geld gehandelt. Der Preis aber iſt allezeit nach den Verdienſten und Eigenſchaften des Mädchens, nach dem Anſehen der Familie, und nach dem Vermögen deſſen, der ſich angiebt, eingerichtet.

Wenn die Partheyen einig ſind; ſo verſammelt ſich das Frauenzimmer von beyden Familien in dem Zelte der Braut, und führet ſie ins Bad; man beräuchert ſie, mahlt ihr die Augenbraunen ſchwarz, und die Nägel roth; man drückt ihr allerley Merkmale auf den Leib. Hernach wird ſie ſo koſtbar als möglich angezogen, mit Armbändern, Ringen und Schauſtücken behangen — es verſteht ſich, wenn die Familie wohlhabend iſt — und auf ihre ganze Kleidung Goldſtaub geſtreut.

Wenn ſie nun ſo geputzt iſt, ſo ſetzt man ſie auf ein Kameel, welches mit einer Decke behangen und mit Blättern und Blumen geziert iſt. Man führt ſie unter Vocal- und Inſtrumentalmuſik in das Zelt, wo die Hochzeit ſoll vollzogen werden. Das Frauenzimmer begleitet ſie dahin, und die Männer, bey welchen ſich der Bräutigam aufhält, verſammeln ſich beſonders

Digitized by Google

in dem nächſten Zelte. Man überläßt ſich von beyden Seiten allem möglichen Vergnügen, ſo lange der Tag dauert. Wenn die Nacht hereinbricht; ſo führt das Fräuenzimmer die Braut zum Bräutigam, welcher ſie allein in ſeinem Zelte erwartet, und ſie, ohne zu reden, oder die geringſte Bewegung zu machen, aufnimmt. Die Braut nähert ſich, beobachtet gleichfalls ein Stillſchweigen, und wirft ſich ihrem Liebſten zu Füßen, der ihr ein Band um die Stirne bindet, an welchem eine goldene oder ſilberne Medaille hängt. Dieſe Cerimonie wird den Abend dreymal wiederholt, und bey jedem male ändert die Braut ihre Kleidung: ſo oft ſie dem Bräutigam vorgeführt wird, ſo oft empfängt er ſie auf eben dieſe Art, und beweiſt eben die Ernſthaftigkeit.

Es iſt eine Art von Pracht im Morgenlande, daß man die Braut oft auszieht, und ihr in einem Tage alle Kleider anziehen läſt, die ſie zur Hochzeit bekommen hat. Wenn die Braut zum dritten male vorgeführt iſt, ſteht der Bräutigam auf, umarmt ſie, und trägt ſie in das Zelt, wo ſie ſchlafen ſollen. Da läſt man ſie eine viertel Stunde allein: — hernach waſchen ſie ſich beyde mit kaltem Waſſer, und ziehen ſich anders an. Die junge Frau begiebt ſich wieder zu den übrigen Weibern, der Mann aber zu ſeiner Geſellſchaft, und zeigt daſelbſt die unverwerflichen Proben der Jungferſchaft ſeiner Frau.

Je=

Jederman wünſcht ihm Glück dazu, und man bringt den Reſt der Nacht mit Vergnügungen zu. Das Feſt dauert den folgenden ganzen Tag, da ſich jedes wegbegiebt, und die jungen Eheleute ihre Haushaltung anfangen *).

In gewiſſen Stämmen beobachtet man noch eine andre wunderliche Gewohnheit. Der Bräutigam begiebt ſich in Begleitung vieler jungen Leute, die, wie er, mit Stöcken verſehen ſind, in das Zelt der Braut nicht anders, als wollte er ſie mit Gewalt entführen. Das Frauenzimmer, welches eben ſo bewafnet iſt, widerſetzt ſich dieſem Unternehmen. Er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er ſeine Liebſte denſelben Tag beſitzen will. Der Streit iſt ſo ernſthaft, daß der Mann ſelten ohne einige Verwundungen, ſo, daß er manchmal zu Bette liegen muß, — davon kommt. Dieſe lächerliche Gewohnheit iſt beſonders in Joak, Arabi und Syrien eingeführt.

Ein ſonder Zweifel auffallender Umſtand iſt, daß die Bedouinen ihren Weibern getreu bleiben,

*) Es iſt anmerkenswerth, daß der Vater unter allen Verwandten der einzige iſt, der ſich nicht bey der Hochzeit einfindet. Die Urſache iſt ſehr ſeltſam. Er glaubt nemlich, ſeine Ehre erfordere es, daß er, unterdeſſen, daß ſeine Tochter im Begriff iſt, ihre Jungferſchaft zu verliehren, zu Hauſe bleibe.

Digitized by Google

ben, und nie mit andern zu thun haben, ob ſie es gleich rechtmäßiger Weiſe und nach ihren Geſetzen thun könnten. Sie verachten alle diejenigen, welche, nach dem Beyſpiele der Emirs, Concubinen halten. Ereignet es ſich, daß eine Frau ihrem Manne ungetreu wird; ſo iſt er dadurch keineswegs verunehrt. Er iſt damit zufrieden, daß er ſich von ihr ſcheiden kann. Sie haben in ihrer Sprache einen Ausdruck, der mit dem Worte *Hahnrey* überein kommt; allein, ſie geben dieſen Namen dem, deſſen Schweſter einen Fehltritt begangen hat. Denn, ſagen die Boduinen, eine Frau iſt nicht von dem Geblüte desjenigen, der ſie heyrathet, und iſt ſie geſchieden, ſo iſt ſie nicht mehr ſeine Frau; niemand aber kann machen, daß eine Schweſter nicht mehr Schweſter ſey.

In den **Ergötzlichkeiten** zeigen die Beduinen viel Mäßigkeit. Den ganzen Tag bringen ſie zu mit Kaffeetrinken, mit Tobackrauchen, und unterhalten ſich mit den Geſchichten, die ſie von ihren Vätern gehört haben, oder durch Erzählungen von ihren Vorfahren wiſſen. Wenn ſie ſich nicht unter ſich verſammeln oder auf Streifereyen ausgehen — ſetzen ſie ſich zu Pferde und reiten zu ihrem Vergnügen, oder ſie gehen auf die Schweinsjagd, die ſie mit Lanzen erlegen, oder ſie hetzen Haſen und wilde Ziegen mit großen Windhunden. Die **wilde Ziege** gehört unter das Rothwildpret, und iſt in Europa gar nicht be-

Digitized by Google

bekannt. Sie läßt ſich leicht zahm machen, und die Morgenländer lieben ſie, weil ſie from iſt, und viel niedliches an ſich hat. Wollen die Bedouinen die Schönheit eines Frauenzimmers herausſtreichen; ſo ſagen ſie: ſie habe Augen, wie eine wilde Ziege. Wenn ſie auch ihre jungen Geliebten oder ihre jungen Weiber, mit wenigen Worten loben wollen, ſo vergleichen ſie ſie mit dieſem wilden Thiere. Es hat große ſchwarze Augen, und inſonderheit bemerkt man an ihm eine gewiſſe unſchuldige Furchtſamkeit, die der Schamhaftigkeit und der Schüchternheit eines jungen Frauenzimmers ähnlich iſt. —

Karten und Würfel ſind ihnen unbekannte Dinge. Ihr gewöhnliches Spiel iſt das Schachſpiel, Dame und Mangala. Letzteres iſt eine hölzerne Tafel, worinn zwölf Hohlungen ſind: man ſetzt kleine Steine hinein, und ſpielt damit grade oder ungrade.

Der Zeitvertreib der Weiber beſteht in Beſuchen, Schwatzen, Singen und — Tanzen. Da ſie von der Muſik gar wenig verſtehen, iſt ihr Geſang einförmig, ſchläfrig, und eher geſchickt, einen zum gähnen zu bringen, als aufzumuntern. Ihre Inſtrumente beſtehen in kleinen Trommeln, in hölzernen Klappern und in Flöten von Holz und Rohr; ſie ſpielen darauf beym Singen und Tanzen. Sie tanzen aber

ſelten

Digitized by Google

ſelten öffentlich, und halten es für unanſtändig, außer ihren Häuſern zu tanzen.

Die Bedouinen kennen keinen andern Arzt, als Gott. Er hat, ſagen ſie, dem Menſchen an die Stirne geſchrieben, wie lange er leben ſoll; und die ganze Arzeneykunſt iſt nicht fähig, wenn ſeine Stunde gekommen iſt, ihn vom Sterben abzuhalten. Indeſſen nehmen ſie doch, wenn ſie krank ſind, welches aber ſelten iſt, Arzeney von gewiſſen Kräuterweibern. Sie glauben auch an **Talismane**, und an allerley Formeln, welche man ihnen herſagen läßt. Wenn ſie das Fieber haben, legen ſie ſich während des Froſtes in die Sonne, und wenn die Hitze kommt, in den Schatten. Empfinden ſie einen heftigen und anhaltenden Schmerz, es ſey an welchem Theile des Leibes es wolle; ſo halten ſie einen kleinen brennenden Tocht daran, und die Hitze zertheilt und tödtet ihn.

Wir haben ſchon anderswo geſagt, daß ſie vom Clyſtierbrauchen keine Freunde ſind. Nach ihrer Meynung wäre dieß eine abſcheuliche Unanſtändigkeit, die ſie nicht begehen würden, ſollte es ihnen auch das Leben koſten. Sie glauben, daß die Seele im Blute ſtecke, und daher iſt ihnen das Aderlaſſen ſehr zuwider, und vermeiden es, ſo lange es angehen will. Die Wunden, die ſie oft bey ihren Streifereyen empfangen, haben ſie von der Nothwendigkeit der

Wundärzte überzeugt, und deswegen ſtehen dieſe bey ihnen in großem Anſehen; allein alle Wunder, die man ihnen von der Arzeneykunſt ſagt, glauben ſie nicht. Indeſſen ſind doch die geſchickten Aerzte, im Oriente, aus dieſem Volke gekommen. Der berühmte Schech Mehemet Ebnſina, den wir mit Unrecht, Avicenna nennen, war ein Bedouine. Seine Schriften ſind ſowohl in Europa als in der Türkey und Arabien bekannt. Nur die Einwohner des wüſten Arabiens kennen ſie nicht, und wollen auch nichts davon wiſſen. Es hindert ſie aber nicht, alt zu werden. Man ſiehet zuweilen bey den Bedouinen Greiſe von hundert Jahren.

Wenn ein Bedouine geſtorben iſt, wäſcht man ihn, man legt ihn in ein Tuch, und etliche Männer tragen ihn, unter Singung gewiſſer Gebete auf den Gottesacker, der an einem erhabenen und abgelegenen Orte des Lagers liegt. Mannsperſonen beweinen ihre Todten nicht. Sie hoffen das Vergnügen zu haben, ihre Verwandten und Freunde im Paradieſe wieder zu ſehen. Die Weiber hingegen weinen, weil ſie nicht an den Ort der Seligen werden ſelbſt kommen, ſondern nur draußen mit den Chriſten bleiben, folglich den Kummer und Verdruß haben, diejenigen nach dem Tode nicht wieder zu ſehen, die ſie in ihrem Leben liebten. Sie ſchreyen daher aus Leibeskräften, zerkratzen ſich die Arme, Hände und Geſicht, reißen ſich die

Haare

Digitized by Google

Haare aus, und werfen ſich von Zeit zu Zeit auf die Erde, als ob ſie vor Schmerzen ohnmächtig würden. Sie nehmen Hände voll Erde oder Sand, werfen ſichs auf den Kopf oder in das Geſicht, laufen, ſtehen ſtille, und machen unzählige Gebährden, um die Heftigkeit ihrer Betrübniß auszudrücken. Unmittelbar nach dem Leichenbegängniß, theilen die Erben die Verlaſſenſchaft zu gleichen Theilen, oder ſie vergleichen ſich, entweder vermöge eines Machtſpruchs des Emirs, oder auf Rath ihrer gemeinſchaftlichen guten Freunde, denn ſelten, wie vorhin bewieſen iſt, fangen ſie einen Proceß an. Ueberdieß wollen die Erbſchaften bey ihnen nicht viel ſagen: die Eigenſchaft ihres Vermögens, das in nichts als in Zelten, Hausrath und Vieh beſteht, giebt keinen Anlaß zu großen Streitigkeiten.

Man hat übrigens den Bedouinen zu allen Zeiten einen unerſättlichen Geiz und einen unüberwindlichen Hang zu Raubereyen vorgeworfen. Das iſt nun freylich richtig; aber daß ſie doch ſo grauſam verfahren und wüthen ſollen, wie einige Reiſebeſchreiber vorgeben, iſt eine Unwahrheit, und kann durch keinen zuverläßigen Scribenten bewieſen werden. Uebrigens verſichert man, daß ſie ſehr höflich und großmüthig gegen Fremde ſind, welche ſie um ihre Gaſtfreyheit anſprechen, und ſich mit Zutrauen ihnen überlaſſen. Ihre Gewohnheit iſt,

die Fremden in allem frey zu halten, und ihnen alle nur mögliche Annehmlichkeiten zu verſchaffen. Die Weiber ſelbſt bemühen ſich, ſie zu bedienen, machen ihnen Eſſen, warten ihre Pferde, und ſorgen für die Sicherheit ihres Gepäcks. Iſt ihr Gaſt ein vornehmer Mann; ſo läßt ihn der Emir bewillkommen, und ſchickt ihm den ſchönſten Teppich und das koſtbarſte Küſſen, aus ſeinem Zelte.

Digitized by Google

Siamer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Von den Einwohnern in Siam — ihren Kleidungen — Wohnungen und Lebensart.

Die Siamer ſind von einer mittelmäßigen, aber wohlgebildeten Leibesgröße. Man trift bey ihnen ſehr ſelten ungeſtaltete Perſonen an, worüber man ſich um ſo mehr verwundern muß, da dieß Volk faſt unter allen Aſiatern das einzige iſt, welches die Kinder in ihrer zarten Jugend am meiſten verwahrloſet. Wenn einem Vater ein Kind geboren wird; ſo taucht ers in den Fluß, um es abzuwaſchen — und ſo legt er es, ohne es in Windeln zu wickeln, (woran er aber ganz recht thut,) nackend auf eine Matte hin. Nach ſechs Monaten pflegt man die Kinder zu entwöhnen, da denn ihre Speiſe in nichts anders als Reis beſteht. —

Manns- und Frauensperſonen ſind, überhaupt genommen, ſehr häßlich, weil die Geſichter der meiſten Siamer, durch die Wuth der leidigen Pocken, die bey ihnen ſehr gewöhnlich ſind, äußerſt verſtellt werden. Ihre Geſichtsbildung iſt mehr einem länglicht geſchobenen Viereck, als einer länglichten Rundung ähnlich. Oben an den Backen iſt es breit und erhaben;

aber die Stirne wird ſo gleich ſchmal, und läuft endlich beynahe eben ſo ſpitzig zu, als das Kinn. Sie haben große Ohren *), kleine übelgeſpaltete und matte Augen, welche von einer gelblich ſchwarzen Farbe ſind: ihre Naſe iſt flach, die Backen eingefallen und oben breit. — Das Haar der Siamer iſt ſchwarz, grob und glatt. Beyde Geſchlechter ſchneiden das Haar oben bey dem Wirbel mit der Scheere ab. Unter demſelben reißen ſie einiges aus, in Geſtalt eines kleinen und zween Thalern, an Breite gleichen Kreiſes. Unterhalb dieſes Kreiſes, laſſen ſie die übrigen Haare bis an die Schultern wachſen. Die Weiber ſind wohl gebauet; aber ihre Geſichtszüge ſind ſo grob, daß man ſie nach ihrer Bildung, kaum von den Mannsperſonen unterſcheiden kann. Weil ſie weder Schnürbrüſte, noch Mieder tragen; ſo hängt ihnen die Bruſt ſehr weit herunter, und ſoll, nach der Vorſtellungsart der Reiſebeſchreiber, einen unangenehmen Effect machen **). Sie ſchminken ſich

*) Die Größe der Ohren ſcheint bey den Siamern ein hauptſächliches Stück der Schönheit zu ſeyn, — ſo wie überhaupt im Morgenlande, nur mit dem Unterſchiede, daß einige die Ohren, um ihnen eine größere Länge zu geben, unterwärts ziehen, übrigens aber keine größere Löcher darin bohren, als es für die Ohrgehänge nöthig iſt, andre aber nach dem Durchbohren das Loch erweitern.

**) Den europäiſchen Herrn, welche nach Siam reiſeten, machte dieß wohl darinn einen ſehr unan-

ſich nicht; die Mannsperſonen aber färben ſich zuweilen die Arme, Waden und Schenkel mit einer blauen Farbe, mehr aus Aberglauben als aus Pracht.

So ſchwarz indeſſen die Siamer immer ſeyn mögen, ſo kann man ihnen doch das Lob der Reinlichkeit nicht abſprechen. Sie baden ſich des Tages wenigſtens drey oder viermal, und ſie ſtatten keinen wichtigen Beſuch ab, ohne ſich vorher zu waſchen, und um es kenntbar zu machen, daß ſie ſich ſo eben erſt gewaſchen haben, machen ſie ſich mit Kreide ein weiſſes Zeichen auf die Bruſt. Die Mode des Landes will, daß ſie zu Zeiten ihren Körper mit wohlriechenden Sachen beſchmieren, die Lippen mit einer wohlriechenden Pomade beſtreichen, wovon ſie ſehr blaß werden, und auf eben die Art ihrem Haare einen Wohlgeruch verſchaffen. — Das Pudern der Haare ſehen ſie, wie billig, als eine ſehr abſurde Gewohnheit an. Dagegen aber ſehen ſie ſorgfältig dahin, ſie fleißig zu kämmen, wozu ſie ein ſonderbares Werkzeug gebrauchen, daß nicht wie unſre Kämme aus einem Stücke, nur eine Zuſammenſetzung von kleinen Spitzen

S 5 iſt,

unangenehmen Effect, weil ihnen dieß Natürliche nicht natürlich ſchien. Wir hingegen, loben dieſe Gewohnheit der Siamer, und mißbilligen die Mode unſrer Frauenzimmer, welche, wegen der Schnürbrüſte ein zu gezwungenes Air annehmen, und im Eheſtande für dieſen Zwang der Natur, oft hart büßen müßen.

iſt, welche vermittelſt eines Draths an einander feſte gemacht ſind. Sie ſind auch Liebhaber von großen und langen Nägeln, welche ſie niemals abſchneiden, und auf das ſorgfältigſte bemahlen.

Die ſclaviſche Art, in welcher die Siamer erzogen werden, ſchlägt ihren Muth ganz nieder, und macht ſie äußerſt feige und ſchüchtern. Ihre Gemüthsart iſt völlig gelaſſen, allein ſie hat doch nichts anziehendes. Sie ſind kalt, faul, müßig und uneigennützig mehr aus Faulheit als Tugend. Mit der Gleichgültigkeit, die ſie bey allen Stücken gleich ſtark äußern, kann man nichts vergleichen. Sie iſt faſt mehr als Unempfindlichkeit. Sie bewundern nichts, haſſen auch nichts, und ihre Gemüthsart, ſagt ein beglaubter Schriftſteller, iſt ruhig, wie ihr Himmel. Ihren Verſtand üben ſie eben ſo wenig als ihren Körper; und ſonder Zweifel würde dieß Volk in einer gänzlichen Unthätigkeit leben, wenn die beſchwerlichen Hofdienſte, worüber ſie freylich genug ſeufzen, ſie nicht einigermaßen in Bewegung ſetzten. Ihr Gang iſt langſam und verräth nichts freyes.

Ihre Geſichtsbildung hat etwas trauriges und dummes, welches von ihren Verſtandesfähigkeiten keine ſonderlich gute Begriffe macht. Indeſſen kennen ſie doch leicht das, was man ihnen ſagt, faſſen, und geben auf die ihnen vorgelegten Fragen oftmals lebhafte und geiſtreiche Antworten. Zum Selbſterfinden ſcheinen

ſie nicht Einbildungskraft genug zu haben, dagegen ſind ſie aber doch geſchickt, alles, was ſie ſehen, nachzumachen. Die natürlichen Gaben des Verſtandes, werden durch die wenige Bemühung und Nacheifrung ganz unbrauchbar gemacht.

Der Zorn und der Trunk ſind zwey Laſter, die von ihnen aufs ärgſte verabſcheuet werden, und welche nur bey den niederträchtigſten Leuten geſehen werden. — Le Bleaue verſichert, daß ſie ruhmräthig, und gegen die Beleidigungen, die ihre Ehre betreffen, ſehr empfindlich wären: daß aber die andern Unglücksfälle ſie wenig rührten, und daß ſie ſich den härteſten Strafen mit der größeſten Gelaſſenheit unterwürfen; daß man ſie faſt tod ſchlagen könnte, ohne daß ſie das geringſte Geſchrey von ſich hören ließen. —

Bekanntermaßen haben ſie von ihrer Religion nur eine höchſtens mittelmäßige Kenntniß. Indeſſen ehren ſie doch diejenigen ſehr, welche dieſelbe lehren. Eines ihrer größeſten Vergnügen ſetzen ſie darinn, die Tempel auszuzieren und die Prieſter zu bereichern. Der Aberglaube, welcher mit dem Grade ihrer Unwiſſenheit in gleichen Schritten gehet, iſt unter dieſem Volke außerordentlich groß. Sie glauben, wie La Loubere ſagt, an Prophezeyungen und Weiſſagungen, und ſind ſo ſehr überzeugt, daß es untrügliche Regeln giebt, das Zukünftige zu wiſſen, daß man die Wahrſager des Königs,

wenn

Digitized by Google

wenn ſie ſich betrügen, mit Stockſchlägen beſtraft.

Diejenigen, welche ſich in Siam auf die Sterndeuterey legen, ſtammen meiſtentheils aus Pegu, oder aus dem Lande der Bramas, her. Ohne deren Rath pflegt man nichts zu unternehmen. Der Vornehmſte von ihnen macht jährlich einen Kalender, in welchem er fleißig die glücklichen und unglücklichen Tage anmerkt, wornach ſich das Volk auch aufs pünktlichſte richtet. Der glücklichſte Tag unter allen iſt bey ihnen der Sonntag — der abnehmende Mond iſt ungünſtiger als der zunehmende. — Das Geheul wilder Thiere, das Geſchrey der Affen und Hirſche, die Begegnung einer Schlange mitten im Wege, der Fall eines Dinges, das von ſich ſelber, ohne einige anſcheinende Urſache, fällt — ſind den Siamern unglückliche Vorbedeutungen. Das ſind nun alles Umſtände, die die armen Leute ganz in Schrecken ſetzen, und vermögend ſind, daß ſie die wichtigſten Sachen entweder ganz aufgeben, oder von einem Tage zum andern verſchieben. — Wir werden an einem andern Orte Gelegenheit haben, vom Aberglauben der Siamer weiter zu reden.

Im Handel und Wandel zeigen die Siamer viele Offenherzigkeit und Redlichkeit; außer denſelben aber ſind ſie geizig, wucheriſch, und ſogar diebiſch. La Loubere führt viele Beyſpiele an, woraus man (wenn er auch die Sache zuweilen

zu übertreiben ſcheint) ſehen kann, daß dieſe Indianer zu dieſem letzten Laſter eine faſt unüberwindliche Neigung haben. — Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit ſind den Siamern eigene Tugenden. Wenn gleich die gemeinen Weiber ſich nur den Leib von dem Gürtel an bis an die Beine bedecken; ſo beweiſen ſie doch bey dieſer Blöße viel Schamhaftigkeit. — Sie ſchlafen angekleidet — ſchlagen die Kinder niemals auf den Theil, den der Wohlſtand zu verbergen befiehlt — enthalten ſich aus Schaam der Clyſtire — verabſcheuen die unnatürlichen Sünden.

Die Weiber ſind zum Theil aus Neigung, Gewohnheit, und zum Theil aus Noth tugendhaft. Ihre Natur iſt kalt und träge — ihr Leben mühſam; ſie ſpielen nicht, halten auch nichts auf Putz; ſie nehmen keine Beſuche von Mannsperſonen an, weil auf den Ehebruch die Todesſtrafe geſetzt iſt. Die Weiber des gemeinen Volks, welche die Beſorgung der Wirthſchaft auf ſich nehmen, genießen große Freyheiten; allein die vornehmen Frauenzimmer führen ein ſehr eingezogenes Leben. Die Liebe aber, die ſie für ihre Männer haben, kann mit nichts verglichen werden.

Da die Siamer ſich mit ſchlechter Kleidung begnügen, ſo treiben ſie in Anſehung der Wohnung, des Geräthes und der Koſt eben ſo wenig Pracht. Sie ſind bey aller ihrer Armuth dennoch reich, weil ſie nicht mit ſo vielen Bedürf-

niſſen

Digitized by Google

niſſen zu kämpfen haben. Was ihre Häuſer, die neben dem Waſſer gebaut ſind, betrift, ſo ſind ſie zwar klein, haben aber viel Hofraum. Ihre Boden, ihre Wände und Dächer, beſtehen aus Flechtwerk von geſpaltenem Bambusrohre, welches oft nicht ſonderlich dichte beyeinander ſteht. Das Haus ſteht auf Pfälen von Bambusrohr in der Dicke eines Schenkels, die dreyzehn Schuh hoch von der Erde ſind, denn das Waſſer pflegt oftmals ſo hoch zu ſteigen. — Die Hofämter haben Häuſer von Tiſchlerarbeit, die man für große Kleiderſchränke anſehen ſollte, und worinn nur der Hausherr, ſeine vornehmſte Frau und die Kinder wohnen. Sie bauen nur ein Stockwerk hoch, weil ſie Platz genug haben.

Der Pallaſt zu Siam, der zu Luvo, desgleichen einige Pagoden, ſind von Ziegelſteinen; die Palläſte ſelbſt aber niedrig und nur ein Stockwerk hoch. Die Pagoden ſind, ungeachtet ihrer Weitläuftigkeit, gleichfalls niedrig, und gar nicht helle. Uebrigens gleichen ſie unſern Kapellen, haben aber weder Gewölbe noch Decke, ſondern die Dachſparren, worauf die Ziegel liegen, ſind roth angeſtrichen, und mit einigen Goldſtreifen geziert. Sie verſtehen es nicht, ein Gebäude gehörig aufzuputzen, nur ſuchen ſie das Dach einigermaßen hervorſtechend zu machen; denn ſie decken es entweder mit einer gewiſſen Gattung von Zinn, oder nach Art der Chineſer, mit gelb gefirnißten Ziegeln.

geln. Und demohngeachtet heiſt der Pallaſt zu Siam der goldene, blos weil er inwendig etwas wenig vergoldet iſt.

Die Pracht der Pagoden beſteht in vielen von Kalk und Ziegelſteinen erbauten Pyramiden. Die höchſten ſind unſern alten Kirchthürmen gleich; die niedrigſten ſind nur zwey Klaftern hoch. Sie ſind rund gebaut, und weil ihre Dicke mit zunehmender Höhe abnimmt, ſo kann man ſagen, ſie endigen ſich mit einer Kuppel.

Der König hat ohngefähr eben die Hausgeräthe, als andre Leute, aber koſtbarer. Das Bettgeſtelle der Siamer beſteht aus einem ſchmalen ausgeflochtenem Ramen ohne Kopfbreter und Füſſe. Die meiſten haben kein anders Bette, als eine Binſenmatte. Ihr Tiſch iſt ein großes Blatt mit erhabenen Rande, aber ohne Geſtelle. Die Stühle ſind Binſenmatten, bald feiner, bald gröber. Fußteppiche dürfen ſie gar nicht haben, es ſey denn, daß der König ſie damit beſchenke. Die Reichen lehnen ſich auf Küſſen. *)

Bey Tiſche haben ſie weder Tiſchtücher noch Servietten, weder Löffel noch Gabel. Das Fleiſch wird ſchon in der Küche zerſchnitten und ſo aufgetragen. Ihr Tafelgeſchirr beſteht aus Porcellain und einigen kupfernen Gefäßen.

Das

*) Wer ein großes Verzeichniß der Küchen- und Hausgeräthe der Siamer leſen will, mag ſich zu dem La Loubere wenden im 2. Th. S. 50.

Das übrige Geräth beſteht aus ſchlechten oder gefirnißtem Holze, aus Cocos und Bambus. Goldene und ſilberne Gefäße trift man ſelten an. -- Ihre Eimer, womit ſie Waſſer ſchöpfen, ſind ſehr artig aus Bambusrohr geflochten. — Der Pöbel kocht auf den Märkten ſeinen Reis in einer brennenden Cocosnuß, die man folglich nur einmal gebrauchen kann. Der Reis wird aber gar, ehe die Nuß völlig verbrennet.

Die gar zu große Hitze in dieſem Lande macht, daß ſie ſehr wenig und mäßig eſſen. Ein Siamer lebt herrlich, wenn er des Tages ein Pfund Reis, nebſt etwas geräucherten und eingeſalzenem Fleiſche hat. Sie wenden ungemein wenig Sorge auf ihre Nahrungsmittel, und dennoch findet man ſie munter und unbeſorgt. Mit den Einſalzen will es auch bey ihnen nicht recht fort, weil das Fleiſch in den heiſſen Ländern nicht gerne Salz annimmt. Sie lieben aber das Fleiſch mehr, wenn es eingepökelt iſt. Stinkende Fiſche, Heuſchrecken, Ratzen, Eydexen und dergleichen Thiere, ſind Leckerbiſſen für ſie.

Ungeachtet die Siamer ungemein mäßig leben, ſo leben ſie doch nicht länger, und ſind den Krankheiten nicht weniger unterworfen als wir. Die gemeinſten Zufälle ſind der Durchfall und die rothe Ruhr, Krankheiten, die für ſie ſehr gefährlich ſind. Es wüthen auch zuweilen hitzige Fieber unter ihnen, welche Verrückungen im

Kopfe

Digitized by Google

Köpfe und Brustflüſſe erzeugen. Von Entzündungen hört man ſelten, auch iſt das tägliche Fieber hier eben ſo wenig, als in allen andern Gegenden des heiſſen Erdſtrichs, tödtlich. Abwechſelnde Fieber ſind auch ſelten, aber hartnäckig, obgleich das Fieber nicht lange anhält. Die große äußerliche Hitze ſchwächt die innere ſo sehr, daß man beynahe gar nichts von dergleichen Krankheiten hört. Huſten, Schnupfen, ferner alle übrige Arten von Flüſſe ſind in Siam eben ſo gemein, als in Europa. Hierüber hat man nicht Urſach ſich zu verwundern, wenn man weiß, daß es eine geraume Zeit des Jahrs faſt beſtändig regnet. Allein von Lungenſucht, Gicht, vom Schlag und Epilepſie, weiß man gar nichts. — — Die Pocken, die in Siam ſehr gemein ſind, und gewaltige Verwüſtungen unter den Kindern anrichten, kann man gewiſſermaßen als die Peſt des Landes anſehen. — Die veneriſche Krankheit iſt auch hier zu Hauſe. Man weis aber nicht zu ſagen, ob es eine alte oder neue Krankheit ſey.

Zweytes Kapitel.

Von den Vergnügungen und Schauſpielen der Siamer — von den Weibern des Königs und den Befehlshabern des innern Pallaſtes — vom Heyrathen — Tod und Begräbniſſen.

La Loubere erzählt, daß die Siamer dreyerley Arten von Schauſpielen auf ihren Theatern vorſtellten. — Der ſogenannte Cone iſt ein Tanz von verſchiedenen Auftritten, wobey ſich mancherley Inſtrumente hören laßen. Die Tänzer ſind gewafnet und verlarvet. Es iſt nicht ſowohl ein Tanz, als die Vorſtellung einer kriegeriſchen Handlung. Die ganze Sache beſteht eigentlich nur in heftigen Bewegungen und Verdrehungen; indeſſen ſteht es den Akteurs doch frey, zuweilen eins und das andere dabey zu reden.

Das zweyte Schauſpiel heißt Lacon; ein Gedicht, das theils epiſch, theils dramatiſch iſt, und drey Tage lang, von acht Uhr Morgens, bis ſieben Uhr Abends, in einem fort währet. Die Materie deſſelben iſt eine meiſtentheils ernſthafte Geſchichte in Verſen, wovon ein Theil vorgeſtellt und ein Theil erzählt wird. Einer

von

von den Comödianten ſpielt die Rolle des Geſchichtſchreibers, die andern ſingen die Rolle der Perſonen, welche die Geſchichte redend einführt.

Der **Rabam** iſt ein doppelter Tanz von Manns- und Frauensperſonen, wobey alles auf das ordentlichſte zugeht, und keine kriegeriſche Vorſtellung Statt findet. Sie ſingen während des Tanzes; eine Sache, die ihnen gar nicht ſchwer fällt, weil der Tanz nur in einem langſamen Gange beſteht, der mit einigen Verdrehungen des Leibes und der Arme begleitet wird. Während des Tanzes ſchwatzen zwo andere Perſonen den Zuſchauern allerley luſtige Händel vor. — Der Tanz und der Geſang des Rabam haben nur eine verliebte Materie zum Grunde. Die Akteurs und Aktricen haben ſehr lange Nägel von gelben Kupfer, hohe und ſpitzige Mützen von vergoldeten Papier, wie etwa die Mandarinen, nur mit dem Unterſchiede, daß ihre Mütze auf der Seite bis unter die Ohren herabhängt, und die ganze Mütze mit falſchen Edelgeſteinen beſetzt iſt. Hiernächſt tragen ſie auch hölzerne und vergoldete Ohrgehänge. — Man läßt ſie allemal kommen, ſo oft eine Hochzeit oder ein Leichenbegängniß angeſtellt wird. — Dieſe verſchiedenen Schauſpiele können alſo unter die heiligen Gebräuche dieſes Volks gezählt werden, und die Einbildung heiligt hier Dinge, welche an andern

 Orten,

Orten mit übermäßiger Strenge verdammt werden.

Von den Seiltänzern, die in Siam das Volk beluſtigen, machen La Loubere und Tachard (in ſeiner zweyten Reiſe), viel Lärm, und erheben ſie faſt über die, welche, zur Schande der Menſchheit, in Europa ihr Brodt auf eine nichtswürdige Art verdienen. — Des Winters ergötzen ſich alle indianiſche Höfe, den Mogol ausgenommen, mit dem fliegenden Drachen. In Siam bindet man etwas Brennendes daran, welches in der Luft einem Sterne gleicht. Zuweilen pflegt man auch eine goldene Münze daran zu hängen, welche demjenigen zu Theil wird, der den Drachen findet, wenn die Schnur abreißt. Der König läßt ſeinen Drachen die zween Wintermonate über, alle Nächte fliegen, und ernennt gewiſſe Mandarinen, welche die Schnur wechſelsweiſe halten müſſen.

Man findet bey den Siamern ein ſchwaches Bild von den alten Wettſtreiten der Griechen und Römer. Sie haben Ringer und Klopffechter, die einander entweder mit den Ellenbogen, oder mit der Fauſt, derbe Ribbenſtöße verſetzen. Bey dieſer letztern Art zu kämpfen, umwickeln ſie die Hand einigemale mit einem Seile, anſtatt der bey den Römern üblichen Handſchuhe oder meſſingenen Ringe, welche von den Laos bey dergleichen Streiten gebraucht werden. — Was das Ballonenrennen auf dem Fluſſe (worinn die geſchickteſten Ruder den Preis

Preis davon tragen) betrift; ſo finden wir's nicht nöthig, weiter etwas davon zu ſagen, als daß man den P. Tachard in ſeiner erſten Reiſe im vierten Buche darüber nachleſen kann!

Eine ſehr gewöhnliche aber ganz ſonderbare Sache iſt das Ochſenrennen. Man pflegt einen viereckigten Platz auszuſuchen, der fünfhundert Klaftern lang, und zwo Klaftern breit iſt, und pflanzt in jede Ecke einen Pfahl, welche die Schranken bedeuten. Um dieſe Schranken geſchiehet das Rennen. Mitten auf dem Platze bauet man ein Gerüſte für die Richter; und um den Mittelpunkt, als den Ort, wo die Ochſen auslaufen, deſto deutlicher zu bezeichnen, richtet man in ſelbigem einen ſehr hohen Pfahl auf. Zuweilen läuft nur ein einziger Ochſe mit einem andern in die Wette, und jeder wird von einem beyherlaufenden Kerl bey einem durch des Thiers Naſenlöcher gezogenen Stricke geleitet. Von einer gewiſſen Weite zur andern, ſtehen gewiſſe Läufer in Bereitſchaft, welche den vorigen mit vieler Geſchicklichkeit ablöſen. Gemeiniglich aber rennt ein Paar Ochſen, das an den Pflug geſpannt iſt, mit einem andern angeſpannten Paare in die Wette. Beyde Paare werden zwar ebenfalls von Kerlen geleitet, allein es iſt überdieß noch einer da, welcher beyher läuft, und den Pflug beſtändig ſchwebend erhält, weil ſolcher die Erde nie berühren darf. Ob nun gleich beyde Paare beſtändig rechts um die Schranken herum rennen, folglich nach einerley

Digitized by Google

nerley Richtung, ſo ſetzen ſie doch nicht an einerley Orten an, ſondern das eine auf der Seite, wo das Gerüſte ſteht, das andre gegen über, ſo daß eines das andre jagt. Sie jagen um dieſe Schranken ſo lange herum, bis ein Paar das andre erreicht. Der Rennplatz wird von den Zuſchauern eingefaßt. Dieß Rennen giebt oftmals zu großen Wetten, beſonders bey den Vornehmen, Gelegenheit. Man gebraucht auch zu dieſer Uebung Büffelochſen.

Der gemeinſte Zeitvertreib der Siamer iſt das Spiel, welchem ſie ganz unmäßig ergeben ſind, ſo daß ſie oft ihr Vermögen, ihre Freyheit und die ihrer Kinder darauf ſetzen. Vor allen andern Spielen ſchätzen ſie das Trictrac, welches ſie Saca nennen, und es ſo wie wir ſpielen. La Loubere vermuthet, daß ſie es von den Portugieſen erlernt haben. Man findet zwey Arten von Schachſpiele unter ihnen, wovon die eine mit der Europäiſchen vollkommen gleich iſt, und die andere den Chineſiſchen gleichet, welches etwas verſchieden gezogen wird. Uebrigens haben ſie noch verſchiedene Glücksſpiele; das Kartenſpiel kennen ſie aber nicht.

Das Tabackrauchen iſt bey den Siamern ſo etwas gemeines, daß das vornehmſte Frauenzimmer eben ſo gut mitraucht, als eine Mannsperſon. Der Gebrauch des Schnupftabacks will bey ihnen nicht viel ſagen. — Wenn gleich der Taback in ihrem Lande überflüßig wächſt; ſo kaufen ſie doch manilliſchen und

chine-

Digitized by Google

chineſiſchen, weil ſie für dieſe Sorten von Taback mehr als für ihren eignen portirt ſind. Mit dieſem verſchiedenen Zeitvertreib bringen die Siamer ihr Leben zu, und es iſt auch nöthig, weil ſie ein ſehr mäßiges Leben führen, ſo bald ihre ſechs Frohnmonate ein Ende haben. Denn da ſie meiſtentheils kein beſondres Handwerk treiben; ſo wiſſen ſie nicht, was ſie thun ſollen, wenn ſie mit des Königs Arbeit zu Stande ſind. Hiernächſt ſind ſie ſchon daran gewöhnt, daß ihre Frau, oder Mutter, oder ihre Töchter, für ihr Eſſen ſorgen, das Feld bauen, kaufen und verkaufen, und überhaupt alle Hausgeſchäfte verrichten. Nach La Loubere's Berichte wecket die Frau ihren Mann des Morgens um ſieben Uhr auf, und ſetzt ihm Reis und Fiſche vor. Der Mann frühſtücket, und ſchläft hernach wieder ein. Des Mittags und Abends geht er zu rechter Zeit zu Tiſche. Zwiſchen der Mahlzeit legt er ſich abermals einige Stunden aufs Ohr. Die übrige Zeit vertreibt er mit Geſprächen, Spielen und Tabackrauchen.

Der König von Siam iſt unter den Prinzen, welche in der Halbinſel Indiens regieren, der mächtigſte. Seine Unterthanen, die die Macht, welche er beſitzt, ſehr wohl einſehen, haben für ſeine Perſon die größeſte Hochachtung, und erzeigen ihm ſo viel Ehre, die der Anbetung ziemlich gleich kommt. Sein Pallaſt, worinn er wohnt, wird für einen heiligen Ort gehalten. Niemand geht hinein, ohne ſich

auf die Erde nieder zu werfen. Die Thore des Pallaſtes ſind beſtändig verſchloſſen, und jedes hat ſeinen mit Gewehre verſehenen Thorwächter; er trägt es aber nicht, ſondern verwahrt es nur in ſeinem Thorſtübchen. So oft jemand anklopft, meldet es der Thorwächter dem Kriegesbedienten, welcher die Wache zwiſchen den erſten Zwingern hat, und ohne deſſen Erlaubniß niemand weder ein- noch ausgelaßen wird. Wer ein Gewehr bey ſich hat, oder Arrak getrunken, der wird nicht hineingelaßen, aus Furcht, ihre Gegenwart möchte dieſen geheiligten Ort entweihen.

Im Innern des Pallaſts herrſcht ein tiefes Stillſchweigen. Ob er gleich mit vielen Soldaten beſetzt iſt, und eine Menge Mandarinen und Miniſter daſelbſt zuſammen kommen; ſo hört man doch nicht das geringſte Geräuſch, und man ſollte dieſen Ort mit Recht für eine abgelegene Einöde halten. Es werden keine Befehle mündlich gegeben. Ein Mandarin ſieht es dem Könige an ſeinen Bewegungen an, was er will, und dieſen, durch die Bewegungen erkannten Willen des Königes, giebt der Mandarin den Bedienten, die drauſſen ſind, durch andre Zeichen zu erkennen. Das Amt dieſes Mandarins iſt eines der anſehnlichſten im ganzen Königreiche, und er ſoll der einzige ſeyn, der das Recht hat, vor dem Könige zu erſcheinen, ohne niederfallen zu dürfen. Die Hofleute ſtehen gewöhnlich bey ihm in großen Gnaden,

den, und kommen dem Könige nie zu nahe, außer wenn er ſie würdigt, ſich ihnen am Fenſter des Pallaſtes zu zeigen. — Alles, was im Praſſat (ſo wird der Pallaſt genannt) vorgeht, iſt ein tiefes Geheimniß, und niemand wagt es, vom Könige zu reden, oder ſich nach ſeiner Geſundheit zu erkundigen.

Man kann aus der traurigen Lebensart eines ſolchen Hofes urtheilen. — Die Frauenzimmer kommen nicht in den Praſſat, ausgenommen diejenigen, deren trauriges Schickſal ſie beſtimmt, zu dem Vergnügen des Königs zu dienen, und in einem Serail eingeſchloſſen zu ſeyn, aus welchen ſie niemals kommen. Dieſe Mädchen, welche zum Vergnügen des Königes beſtimmt ſind, nimmt man gewöhnlich aus Siam. Indeſſen ſehen es die Siamer niemals gerne, weil ſie keine Hofnung haben, ihre Töchter jemals wiederzuſehen. Daher kaufen die meiſten dieſe beſchwerliche Schuldigkeit mit Gelde ab. Dieſer Gebrauch iſt auch ſo gemein, daß die Hoflieferanten ohne Unterlaß eine Menge Mädchen wegnehmen, blos in der Abſicht, um ſich dadurch Geld zu ſchaffen. Die Zahl der geringen Weiber des Königes ſteigt ſelten höher, als auf zehn, und er nimmt ſie nicht blos aus Unmäßigkeit, ſondern um ſeine Hoheit dadurch zu zeigen. — Die rechtmäßige Gemahlinn iſt nicht nur über alle andere Weiber des Königes erhaben, ſondern ſie iſt auch, vermöge ihrer in Händen habenden Gewalt,

über alle Hofweiber und Verſchnittene, als die Beherrſcherinn anzuſehen. Sie entſcheidet auch die Streitigkeiten, läßt die Unbändigen beſtrafen, damit Ruhe und Friede erhalten werde. Indeſſen weiß doch der König diejenigen Weiber, die er beſonders achtet, vor der Eiferſucht der Königinn in Sicherheit zu bringen. —

Die Landesgewohnheit erlaubt den Töchtern keinen Umgang mit den Junggeſellen. Sie werden von der Mutter fleißig gehütet, und wegen der geringſten Freyheit ſcharf beſtraft. Allein die Natur, welche mehr Gewalt hat, als alle Geſetze, treibt ſie nicht ſelten dazu, dann und wann, inſonderheit des Abends, einen unvermerkten Ausgang zu wagen. — Sie werden zum Eheſtande zeitig reif, und deswegen verheyrathet man ſie auch ſchon im eilften oder zwölften Jahre. Es giebt zwar ſiamiſche Jungfern, welche ſich Zeitlebens nicht verheyrathen wollen, es wählt aber doch keine das Kloſterleben eher bis ſie ſchon alt iſt.

Die Eltern eines jungen Menſchen halten, vermittelſt betagter Frauen, bey den Eltern der Jungfer um ſie an. Fällt gleich die Antwort geneigt aus, ſo hinderts doch nicht, die Jungfer um ihre Neigung zu fragen. Allein, die Eltern laßen ſich die Geburtszeit des Freyers ſagen, und zeigen dagegen gleichfalls die Zeit an, wenn ihre Tochter gebohren iſt. Beyde Theile laufen alsdann zum Wahrſager, und vernehmen, ob die Ehe bis an den Tod ohne

Digitized by Google

Scheidung dauern könne? Hernach beſucht der Freyer ſeine Braut dreymal, und bringt ihr ein geringes Geſchenk an Betel und Obſte. Soll aus der Heyrath etwas werden, ſo erſcheinen die beyden Anverwandten bey ſeinem dritten Beſuche. Hier wird alsdann ausgemacht, wie hoch das Heyrathsgut der Braut, und das Vermögen des Bräutigams ſich belaufen ſoll, und machen alles ſogleich ohne weitere Eheſtiftung, in Richtigkeit. Die neuen Eheleute werden von ihren Anverwandten beſchenkt, und der Bräutigam tritt ſogleich in alle Rechte des Eheſtandes, ohne Abſicht auf die Religion, welche mit dieſer Handlung nichts zu thun hat; ja die Talapoinen dürfen nicht einmal dabey ſeyn. Doch finden ſie ſich nach einigen Tagen ein, und beſprengen das neue Ehepaar mit Weihwaſſer, und murmeln dabey einige Gebete her.

Die Hochzeit wird bey den Eltern der Braut gefeyert. Man bauet hierzu einen beſondern Saal, in welchem man ein, nach ihrer Art, großes Gaſtmahl hält. Iſt eine große Hochzeit, ſo läßt man Tänzer und andere Gauckler kommen; allein Braut und Bräutigam tanzen eben ſo wenig bey dieſer Gelegenheit, als die Anverwandten. — Das größeſte Heyrathsgut eines ſiamiſchen Mädchens beläuft ſich nicht über fünf tauſend Thaler nach unſerm Gelde, woraus man ſchon ziemlich ſehen kann,

wie

Digitized by Google

wie geringe in Siam der Reichthum der Einwohner iſt. —

Nach den ſiamiſchen Geſetzen iſt es erlaubt, viele Weiber zu haben; der gemeine Mann bedient ſich aber dieſer Freyheit ſehr ſelten, und die Reichen oder Vornehmen thun es vielmehr aus Pracht als aus Wolluſt. Eine iſt nur eigentlich die rechte Frau, welche man die große Frau zu nennen pflegt. Die andern ſind nur Kebsweiber, die man kauft, und weil ſie keine Mitgabe mitbringen, als Sclavinnen hält. Man heyrathet ſie, ohne viele Cerimonien anzuſtellen, und ihre Kinder, anſtatt an der väterlichen Erbſchaft Antheil zu haben, können von den Erben verkauft werden. Die Kebsweiber, welche kleine Frauen genannt werden, können gleichfalls nach dem Tode ihres Mannes verkauft werden. Die Kinder der rechtmäßigen, oder ſogenannten großen Frau, können nur allein von ihren Eltern erben. Sie theilen das Vermögen in gleiche Portionen, ziehen aber nur erſt den Genuß deſſelben nach dem Tode beyder Eltern. Dieſe Erbſchaften beſtehen größeſtentheils in beweglichen Gütern. Die Siamer kaufen ſelten Grundſtücke, weil ſie das völlige Eigenthum derſelben nicht an ſich bringen können, und der König ein Recht auf jedes Vermögen zu haben glaubt. Aus dieſer Urſache trachten ſie ſehr nach Diamanten, weil man ſie leicht verbergen kann. Die vornehmen Siamer vermachen dem Könige zuweilen bey

ihrem

ihrem Abſterben einen Theil ihres Vermögens, damit ſie das übrige für ihre Kinder in Sicherheit ſtellen. Wahrlich eine traurige Ehrerbietung, welche man aus Furcht ablegt, und beweiſt, wie ungewiß der Deſpotismus hier den Beſitz des Vermögens macht.

Die Gewalt des Vaters iſt in ſeinem Hauſe unumſchränkt. Es ſteht ihm frey, Weib und Kind auf einmal zu verhandeln. Zwar iſt hiervon die vornehmſte Frau ausgeſchloſſen; er kan ſie aber doch verſtoßen. Die Eheſcheidung ſteht eigentlich in ſeiner Willkühr; indeſſen willigt er darein, wenn die Frau durchaus darauf dringt. Er giebt das Heyrathsgut wieder heraus, und theilt die Kinder mit ihr. — Die Mutter nimmt das erſte, dritte, und ſo fort die ungraden; der Vater behält das zweyte, vierte, mit einem Worte, alle gerade. Iſt alſo die ganze Anzahl ungleich, ſo bekommt die Mutter eins mehr, als der Vater. — Die Wittwe erbt ihres Mannes Gewalt doch mit der Einſchränkung, daß ſie die geraden Kinder (als Nummer zwey, vier, ſechs u. ſ.) nicht verkaufen kann.

Wir wenden uns nunmehr zu den Leichenbegängniſſen der Siamer, die, wie überhaupt im ganzen Morgenlande, mit vielen Cerimonien begleitet ſind. — Sobald einem Kranken der letzte Othem ausgeht, wird die Leiche in einem hölzernen Sarge verſchloſſen, der äußerlich lackirt, oder wohl gar etwas vergoldet iſt. Da aber die ſiamiſchen Firniſſe nicht ſo gut ſind, als

als die chineſiſchen, und alſo der Geruch des todten Körpers durch die Ritzen dringt, ſo gießt man den Todten Queckſilber in den Mund, damit es ſeine Eingeweide verzehren ſoll. Die reichſten Siamer legt man in bleyerne Särge, und vergoldet ſie gleichfalls. Hernach ſtellt man den Sarg aus Ehrerbietung auf etwas Erhabenes, und erwartet die Ankunft des Hausherrn, im Falle er abweſend seyn ſollte, oder man macht unterdeſſen zur Abreiſe Anſtalten. Man ſtellt brennende Wachslichter herein und räuchert. Beym Anbruch der Nacht erſcheint eine gewiſſe Anzahl von Talapoinen, die ſich an die Wand ſtellen, und Geſänge anſtimmen. Für dieſe Mühe giebt man ihnen zu eſſen. Ihre Geſänge handeln von der Tugend, und zeigen dem Verſtorbenen die Straße nach dem Himmel. – – Die Anverwandten wählen eine bequeme Stelle auf dem Felde, um dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, welche darinn beſteht, daß ſie die Leiche mit vielem Gepränge verbrennen. Man erwählt gerne eine ſolche Stelle nahe bey einem Tempel, dem der Verſtorbene oder ſeine Vorfahren erbaut haben. Sie wird mit Bambus umzäumt, und dabey allerley Zierrathen aus der Baukunſt angebracht. Nächſt dem ziert man das Gehäge mit gemahlten oder vergoldetem Papiere, das man wie Häuſer, Thiere u. ſ. w. ausſchneidet. Mitten im Gehäge ſteht der Scheiterhaufen, wozu man wohlriechendes Holz nimmt. Die

größeſte

Digitized by Google

größeſte Ehre beſteht darinn, daß man dem Scheiterhaufen eine große Höhe giebt, nicht etwa mit Aufſchlichten einer großen Menge Holzes, ſondern vermittelſt hoher Gerüſte, die man mit Erde überſchüttet, und den Scheiterhaufen oben darauf ſetzt.

Die Leiche wird unter dem Schalle vieler Inſtrumente weggetragen, und macht den Anfang des Zuges. Nachher folgen die Begleiter, welche aus den Anverwandten und guten Freunden des Verſtorbenen von beyden Geſchlechten beſtehen. Sie ſind insgeſammt weiß gekleidet, und am Kopfe mit einem weiſſen Schleier verhüllt. Gemeiniglich geſchieht die Leichenbegleitung auf dem Fluſſe, welcher bey dieſer Gelegenheit mit einer großen Menge Balonen bedeckt iſt.

Der Sarg wird nicht verbrannt, ſondern die Leiche nackend auf das Holz gelegt. Die Talapoinen aus dem nächſten Kloſter ſingen etwa eine Viertelſtunde, gehen hernach ihres Weges, und kommen nicht wieder zum Vorſchein. Man läßt ſie nicht kommen, als wenn es der Religion wegen nöthig wäre, ſondern um der Handlung einen größern Glanz zu verſchaffen. Sobald nun die Talapoinen weg ſind, ſo fängt man an, den Cone und Rabam auf verſchiedenen Schaubühnen zu ſpielen, womit der ganze Tag zugebracht wird. Gegen Mittag ſteckt ein Bedienter der Talapoinen den Scheiterhaufen in Brand, den man gewöhnlich nicht über

zwey

Digitized by Google

zwey Stunden lang brennen läßt. Wenn der Verſtorbene ein Prinz vom königlichen Geblüte oder ſonſt ein vom Könige benannter Herr iſt, ſo ſteckt der Monarch den Haufen ſelbſt in Brand, doch ohne aus ſeinem Pallaſt zu treten, ſondern er läßt nur eine brennende Fackel an einem Seile, das von ſeinem Fenſter bis an den Brennplatz aufgeſpannt wird, dahin fahren.

Der Leichnam wird niemals vom Feuer gänzlich verzehrt, ſondern man bratet ihn nur, und das dazu noch ſehr ſchlecht. Das übrige wird wieder in den Sarg gelegt, und unter einer Pyramide, dergleichen viele um dem Tempel ſtehen, begraben. Zuweilen giebt man dem Verſtorbenen Edelgeſteine und andere Koſtbarkeiten mit in das Grab, in Hoffnung, ſie würden an einem Orte, den die Religion unverletzlich macht, in Sicherheit ſeyn. Wer keinen Tempel noch Pyramiden hat, der verwahrt die halbverbrannten Ueberbleibſel ſeiner Blutsfreunde zuweilen in ſeinem eignen Hauſe. Die meiſten Siamer verwenden aber doch einen Theil ihres Vermögens darauf, einen Tempel zu erbauen. Iſt aber die Armuth ſo groß, daß ſie ihre Anverwandte nicht verbrennen können, ſo begraben ſie dieſelben mit Zuziehung der Tapoinen. Da indeſſen die Mönche doch nichts umſonſt thun, ſo legen diejenigen, welche nicht ſo viel Geld auftreiben können, die Leiche auf

Digitized by Google

irgend einen Hügel hin, wo ſie den Raubvögeln zur Speiſe wird.

Man pflegt in Siam niemand zur Trauer zu zwingen. Jeder hat die völlige Freyheit, dieſelbe nach der Empfindung ſeines Herzens einzurichten. Daher ſieht man mehr die Eltern um ihre Kinder, als dieſe um jene trauern. Zuweilen ergreifen die Eltern den geiſtlichen Stand, wenn ſie dasjenige verliehren, was ſie mit der Welt verband, oder ſie beſcheeren einander doch wenigſtens den Kopf. Denn die Augenbraunen darf niemand als ein wirklicher Talapoin wegſcheeren.

Drittes Kapitel.

Von der Erziehung der Kinder — Sprache — Künſten und Wiſſenſchaften der Siamer.

Folgſamkeit und ſtilles Weſen, ſind Dinge die man bey den Kindern der Siamer allgemein wahrnimmt. Man gewöhnt ſie hierzu von Jugend auf, und beſonders müſſen ſie ſich auch bemühen höflich zu ſeyn. Die unumſchränkte Gewalt der Väter trägt vieles dazu bey, daß ihre Regeln ſo ſehr von den Kindern benutzt werden.

Die meiſten ſiamiſchen Kinder werden in den Klöſtern der Talapoinen erzogen. Man thut ſie im ſiebenden oder achten Jahre hinen, und ſie tragen das Ordenskleid, aber ohne ein Gelübde zu thun. Dieſe kleinen Mönche, nennt man Nen. Sie werden von ihren Anverwandten täglich mit aller Nothdurft verſorgt, und diejenigen, welche ihr Reichthum oder ihre Geburt über andere erhebt, behalten einen oder zwey Leibeigene zu ihrer Bedienung bey ſich.

Zuerſt lehrt man ſie leſen, ſchreiben und rechnen, weil dieß für einen Kaufmann höchſt nothwendig iſt, da jeder Siamer eignen Handel treibt. Hernach lernen ſie die Grundſätze der Religion und Sittenlehre, nebſt dem Bali, d. i. derjenigen Sprache, worinn ihre Glaubenslehren und Geſetze geſchrieben ſind. Dieſe Sprache hat einige Verwandſchaft mit einer beſondern, auf Coromandel üblichen Mundart, allein die Buchſtaben ſind ſonſt nirgend, als in Siam gebräuchlich. Sie wird von der Linken zur Rechten geſchrieben.

Die ſiamiſche Sprache hat ſieben und dreyßig Buchſtaben, und die baliſche drey und dreyßig. La Loubere giebt ſie aber alle für Mitlautende an. Die einfachen und doppeltlautende, daran es beyden Sprachen gar nicht fehlen ſoll, haben ihre eigene Buchſtaben, daraus man beſondere Alphabete macht. — Die Europäer haben viele Mühe, die Buchſtaben der

Digitized by Google

Siamer in ihrer Sprache auszudrücken, und von zehn Worten, die mit unſern Buchſtaben geſchrieben, findet ſich kaum eins, welches die Leute des Landes erkennen, man mag ſich auch noch ſo viel Mühe geben unſere Rechtſchreibung nach ihrer Ausſprache einzurichten. Doch haben die Siamer unſer R (welches die Chineſer nicht haben) unſer W, unſer H, unſer E, welches nie veſchlungen wird, *) und das A, welches ſie, wie wir, in den Endſylben, und in der Mitte eines Worts, wie ein ſtummes E ausſprechen.

Die Siamer haben viele Accente, wie die Chineſer. Wenn ſie reden; ſo denkt man, ſie ſängen. — Wenn gleich die Accente eigentlich nur über den Vocalen ſtehen; ſo ſetzen ſie doch auch einige, wenn ſie Conſonanten, die übrigens einerley gelten, mit einander verwechſeln; woraus Loubere nicht ohne Grund muthmaßt, ſie hätten anfänglich ohne Lautbuchſtaben geſchrieben, wie die Hebräer.

Die Nomina und Pronomina werden nicht declinirt, und haben keinen Artikel, den Unterſchied des Genius und Caſus anzudeuten. Wenn zwey Subſtantiva auf einander folgen; ſo

*) Dieß muß eine ſehr üble Wirkung aufs Ohr machen! — indeſſen findet man doch in einigen Diſtrikten Deutſchlands Leute, welche das E nie verſchlucken, und z. E. ſagen: die Génadé unſérés Hérrén, u ſ. w.

ſo ſteht das eine im Genitivo. Das Nomen wird immer vor das Verbum geſetzt, das Verbum, vor die Wörter, welche es regiert, und das Subſtantivum vor das Adjectivum. In dieſer Sprache findet keine Verſetzung der Wörter ſtatt: ſie hat weder Genera noch Numeros: die Verba haben nur einen Modum, welcher mit unſern Infinitivo übereinkommt, und nicht conjugiert wird. Man braucht, um die Numeros und Tempora zu unterſcheiden, gewiſſe Partikeln, welche man bald vor, bald nach den Verben ſetzt. — Es iſt nicht leicht eine ärmere, und an Redensarten, weniger reiche Sprache. Es fehlt den Siamern an einzelnen Worten, um eine Menge Sachen auszudrücken, und ſie müſſen ihre Zuflucht zu Umſchreibungen nehmen. Sie nennen die Lippen, **Licht des Mundes**, die Blumen, Ehre des Holzes, die Flüſſe, Mütter der Waſſer. Sie ſagen, **ein Kopf von einem Diamant**, anſtatt ein Diamant, eine **Perſon von einem Menſchen**, für ein Menſch.

Nächſt dem Leſen und Schreiben lernt die ſiamiſche Jugend beynahe nichts, als rechnen. Sie haben, wie wir, zehn Figuren; die Nulle hat eben die Geſtalt, wie bey uns, gilt auch im Zuſammenſetzen ſo viel wie bey uns, d. i. die Ziffern werden von der Rechten gegen die Linke geſetzt, zufolge der natürlichen Ordnung ihrer Geltung in der Rechenkunſt, mit zehne. Die Siamer ſetzen ihre Rechnungen mit der Feder

auf,

Digitized by Google

auf, ſind alſo hierinn von den Chineſern unterſchieden, welche hierzu ein Inſtrument gebrauchen, welches nach des Martini Berichte, zweytauſend ſechshundert, oder zweytauſend ſiebenhundert Jahre vor Chriſti Geburt ſoll erfunden ſeyn. Ueberhaupt ſind die Kaufleute hier im Lande im Rechnen ſo geübt, daß ſie ſogleich ſchwere Aufgaben auflöſen können. Hingegen laſſen ſie auch diejenige liegen, die ſie nicht auf der Stelle zu treffen im Stande ſind. — Das weſentliche Kenntzeichen der Einwohner eines ſehr heiſſen und ſehr kalten Landes, iſt die Trägheit, ſowohl des Gemüths als des Leibes, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe in den allzukalten Lande zur Dummheit wird, in dem allzuheiſſen aber allemal mit Witz und Einbildungskraft verknüpft bleibt, nur aber mit ſolcher Einbildungskraft und Witze, der von der geringſten Bemühung im Augenblicke ermüdet. — Die Siamer begreifen eine Sache ſehr leicht, wiſſen eine geſchwinde und ſinnreiche Antwort zu geben, auch wohl ausgedachte Einwürfe zu machen. Man ſollte alſo glauben, ſie würden es bey mittelmäßigen Fleiße in den tiefſten Wiſſenſchaften und ſchwerſten Künſten ſehr weit bringen. Allein, ihre unüberwindliche Trägheit vernichtet dieſe Hoffnung auf einmal.

Die Siamer ſollen, wie man ſagt, große Gaben zur Dichtkunſt haben. Ihre Verſe ſind gereimt, und von eben dem Sylbenmaaß als

Digitized by Google

die unſrigen: ihre Dichter haben ſo außerordentliche Gedanken, daß in einer großen Anzahl von Oden und ſiamiſchen Geſängen, welche ſich La Loubere überſeßen ließ, er nicht eine einzige fand, deren Verſtand mit unſern Begriffen übereingekommen wäre. Sie haben Tiſchgeſänge, verliebte, hiſtoriſche und moraliſche Gedichte. Einer von den Brüdern des Chaou-Narvic, ſonder Zweifel derjenige, welcher wegen ſeiner Liebeshändel mit einer von den Sultaninnen, Stockſchläge bekam, ſoll ſehr gute Verſe gemacht, und die Muſik dazu ſelbſt componirt haben. — Obgleich die Siamer gebohrne Dichter ſeyn ſollen; ſo ſind ſie doch nicht im Stande eine Rede, die an einanderhängend wäre, zu verfertigen.

Ihre Bücher enthalten entweder Erzählungen in einem ungekünſtelten Vortrage, oder tiefſinnige Ausſprüche in einer unterbrochenen und mit vielen Bildern angefüllcten Schreibart. — Die Beredſamkeit und Redekunſt ſind aus ihren Gerichten verbannt. Die Partheyen tragen den Gerichtsſchreibern ihre Gründe vor, und dieſe ſchreiben dasjenige nieder, was man ihnen vorſagt. Wenn die Talapoinen predigen; ſo leſen ſie den baliſchen Text aus ihren Büchern her, überſetzen und erklären ihn, in ſiamiſcher Sprache, ohne die geringſte redneriſche Zierlichkeit. Alle im gemeinen Leben übliche höfliche Reden, ſind ohngefähr mit einerley Worten abgefaßt.

Von

Von dem was Philoſophie heiſt, wiſſen die Siamer gar nichts, nur einige Sätze der Moral ausgenommen, worunter ſie doch viel irriges vermiſcht haben. — Die Rechte ſtudiren ſie auch nicht, und die Landesgeſetze pflegt man nur alsdann zu erlernen, wenn man öffentlichen Aemtern vorſtehen will, denn ſie ſind in einigen Büchern enthalten, die man dem gemeinen Manne nicht zeigt. Aber ſobald jemand eine Bedienung erhält; ſo giebt man ihm eine Abſchrift von den Geſetzen, in ſo fern ſie ihn betreffen.

Die Arzenenkunſt der Siamer verdient den Namen einer Wiſſenſchaft auf keine Weiſe. Die ganze ſiamiſche Arzenenkunſt beſteht in einer Menge von ihren Voreltern ererbten Recepten, die ſie immer verſchreiben, ohne auf die beſondere Umſtände des Kranken zu ſehen. Ungeachtet ſie nun ſo aufs Gerathewohl verfahren; ſo bringen ſie doch manchen Patienten wieder zurechte: indeſſen muß man dieß der Arzeney ſelten, ſondern eigentlich der mäßigen Lebensart der Siamer, zuſchreiben. Will aber die Medicin nicht wirken, ſo heiſt es: der Menſch iſt behext.

Wenn ein Siamer krank wird, ſo beträgt er ſich dabey ſehr ſeltſam. Er legt ſich nemlich auf die Erde, läßt eine Perſon, die es verſteht, auf ſeinem Leibe mit Füßen herum treten, um die Theile gelinde und ſchlaff zu machen. Man verſichert, daß die Weiber, ſo

Digitized by Google

gar in ihrer Schwangerſchaft, eben dieſe Operation an ſich vornehmen laſſen, um ſich eine leichtere Niederkunft zu verſchaffen. Ihre Arzeneyen bereiten ſie aus Mineralien und Kräutern. Die Kraft und den Gebrauch der Quinquina, haben ſie von den Europäern erlernt. — Der Gebrauch des Schröpfens und der Blutygel iſt ihnen bekannt: ſie bedienen ſich des Aderlaſſens, des Trepanierens und anderer chirurgiſchen Operationen, ſie ſind aber genöthigt bey dieſer Gelegenheit die Hülfe der Europäer zu gebrauchen. Ueberhaupt ſind ihre Arzeneymittel ſehr hitzig. — Innerlich brauchen ſie nichts abkühlendes, hingegen baden ſie ſich, ſowohl wenn ſie das Fieber, oder auch eine andere Krankheit haben. Es ſcheint auch, als wenn alles, was die natürliche Wärme vermehrt oder zuſammenhält, ihnen dienlich ſey. Die Kranken genießen ſonſt nichts, als ſehr dünne Reisſuppe. — Fleiſchbrühe iſt in Siam tödlich, denn ſie macht den Magen ſchlaff. Wenn man geſund iſt, erlauben die Aerzte Schweinefleiſch zu eſſen, welches hier ſehr leicht zu verdauen iſt.

Der Abſcheu, den die Siamer für todte Körper haben, und die Gewohnheit ſie zu verbrennen, erlaubt ihnen nicht, einige anatomiſche Unterſuchungen anzuſtellen. Sie ſind alſo in Anſehung der Anatomie ſehr unwiſſend. Die Chimie iſt den Siamern eben ſo wenig bekannt, ob ſie gleich gewaltig darauf erpicht ſind,

und

und eine große Menge fremder Marktſchreyer zu Siam haben, welche die Leichtgläubigkeit dieſes Volks täglich mißbrauchen. Der Vater des Chaou-Narvie, ſoll, wie Tachard in ſeiner erſten Reiſe meldet, zwey Millionen darauf verwand haben, den Stein der Weiſen zu finden.

Was ihre Kenntniſſe in der Mathematik betrift, ſo muß man gleichfalls geſtehen, daß ſie ſehr geringe iſt. Sie würden es ohne Zweifel hierinn weiter bringen, wenn ſie nicht den Fehler an ſich hätten, einer Sache bald überdrüßig zu werden. Es iſt ihnen eine unangenehme Sache, eine ganze Reihe von Schlüſſen zu formiren. Sie laſſen es daher bey einigen Ausübungsvortheilen in der Aſtronomie bewenden, und ohne ſich darum zu bekümmern, warum man ſo und nicht anders verfahren müſſe, gebrauchen ſie ſelbige zum Nativitätſtellen einzelner Perſonen, wie auch zu Verfertigung ihres Kalenders, welchen man als einen allgemeinen Horoskop anſehen kann. — Indeſſen haben ſie doch ihren Kalender ſchon zweymal durch geſchickte Sternkundige verbeſſern laſſen.

Uebrigens haben ſie vom Weltgebäude keine richtigen Vorſtellungen, weil ſie nichts recht verſtehen. Sie glauben die Finſterniſſen würden durch einen boshaften Drachen verurſacht, welcher die Sonne und den Mond verſchlinge. Um das ſchädliche Thier zu verjagen, erregen ſie (wie bereits im vorhergehenden erwähnt)

Digitized by Google

einen gräßlichen Lärm mit Keſſeln und Pfannen. — Sie glauben die Erde ſey viereckigt, und der Himmel liege auf ihr. Nach ihrer Vorſtellungsart beſteht ſie aus vier bewohnten Theilen, welche durch große Meere von einander getrennt, und auf die Art zu vier beſondern Welten gemacht ſind. In die Mitte dieſer vier Welten, ſtellen ſie einen ſehr hohen pyramidenförmigen Berg mit vier gleichen Seiten: und von der Oberfläche der Erde und des Meers, bis an den Gipfel dieſes Berges, welcher nach ihrem Vorgeben die Sterne berührt, zählen ſie vier und achtzigtauſend Jods, ein Maaß, das etwa acht tauſend Klaftern beträgt. Eben ſo viel Jods zählen ſie von der Oberfläche des Meers, bis an die Wurzel des Berges, und eben ſo weit iſt auch von jeder Seite des Berges, bis an jede von den vier Welten. — La Loubere, der ſich dieſe ſeltſame Beſchreibung erzählen ließ, ſagt dabey, wenn etwa einige Reiſende eine andere Nachricht davon beybrächten, ſo dürfte man ſich die Mannichfaltigkeit der ſiamiſchen Meynungen, in einer Sache, davon ſie nicht viel verſtehen, eben ſo wenig befremden laſſen, als die Verſchiedenheit unſrer aſtronomiſchen Lehrgebäude, die wir aus dem Grunde zu verſtehen glauben.

Die Siamer kennen die Tonkunſt nur aus der Uebung, und haben von der Compoſition keine Regeln. Sie machen Arien, wiſſen ſie aber nicht in Noten zu ſetzen. Ihre Geſänge

ſind

ſind ohne Kadenzen und Triller. Die franzöſiſchen Arien, welche La Loubere und ſeine Compagnons ſpielten, gefielen dem Könige nicht, weil ſie ihm nicht ernſthaft genug waren. Inzwiſchen haben die Siamer in ihren eignen Arien nichts ernſthaftes, und in dem Marſche des Königes ſelbſt, geht die Symphonie ſehr geſchwinde. Auch verſtehen ſie die Kunſt zu accompagniren nicht, und ihre Concerte haben nur eine Stimme, ſowohl für die Inſtrumente, als für die Sänger.

Ihre vornehmſten Inſtrumente ſind: Geigen mit drey Saiten, die ſie **Tro** nennen, und gewiſſe ſchreyende Hautbois, welche ſie **Pi** nennen. Hierzu ſpielen ſie auf kupfernen Becken; ſie ſchlagen nämlich zu gewiſſer Zeit in jedem Tacte darauf. Die Becken hängen vermittelſt einer Schnure, an einer Stange, welche nach der Quere auf zwo Gabeln liegt, und man ſchlägt ſie mit einem kurzen hölzernen Kleppel. Zu dieſem Getöne kommen noch zweyerley Arten von Trommeln, die man **Tlumpumpan** und **Tapon** nennt. Der Kaſten von der erſten iſt nicht größer als unſre Caſtagnetten, aber unten und oben mit Pergament überzogen, wie unſre Trommeln. An jeder Seite des Kaſtens hängt eine Bleykugel an einer Schnur. Durch den Kaſten iſt ebenfalls ein Stäbchen geſteckt, woran man ihn hält wie an einem Handgriffe. Den Handgriff querlet man zwiſchen den Händen herum, wie einen Schokoladen-Querl, und

ſo

Digitized by Google

ſo ſchlagen die beyden Kugeln an das aufgeſpannte Fell oder Pergament. — Der Tapon ſieht einem Faſſe völlig ähnlich. Man hängt es mit einem Riemen an den Hals, und ſchlägt unten und oben mit Fäuſten auf das Fell.

In Siam treibt man die Leibesübungen eben ſo ſchlecht, als die Uebungen des Verſtandes. Man findet im ganzen Lande keinen Menſchen, der z. E. das Bereuten verſtünde. Gewehr haben ſie nicht, ſie möchten es denn vom Könige als ein Geſchenk erhalten haben: ſo lange ſie der König auch nicht mit Waffen verſieht, dürfen ſie keine kaufen. Eben ſo wenig dürfen ſie ſich in dem Gebrauche derſelben üben, bis er es ihnen erlaubt. Selbſt im Kriege ſchießen ſie nicht ſtehend, ſondern mit einem Knie auf der Erde, ja zuweilen ſetzen ſie ſich auf die Ferſe, und ſtrecken das andere Bein gerade vor ſich aus. Es fällt ihnen ſchwer das Knie ſteif zu halten, weil ihre Gewohnheit mit ſich bringt, daſſelbe beſtändig zu beugen. Die Franzoſen haben ſie zuerſt gelehrt, im Gewehre zu ſtehen: denn ehe der Ritter Chaumont ins Land kam, hielten ſie ſo gar Schildwache im Sitzen. Wie ſehr ſie ſich im Laufen üben, kann man ſchon daraus abnehmen, weil ſie nicht einmal am Spazierengehen einiges Vergnügen finden. Die warme Luft befördert die Ausdünſtung ſchon zur Genüge. Kurz, ſie treiben keine andere Uebung, als auf dem Balon in die Wette zu fahren, und deßwegen gewöhnt man

die

Digitized by Google

die Kinder ſchon im vierten oder fünften Jahre dazu, daß ſie das Ruder oder die Pagaje führen. Daher kommt es auch, daß ſie mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit drey Tage und drey Nächte beynahe in einem Stücke fortrudern, ungeachtet ſie gar nicht geſchickt ſind, eine andere Arbeit lange auszuhalten.

Die Trägheit, der Mangel an Aufmunterung, die Gefahr, welche dabey ſeyn würde, wenn man ſich in einem Lande, wo das Glück einer Privatperſon in den Händen des Königes ſteht, hervorthun wollte, ſind ſo viele Urſachen, welche hier die Aufnahme der Künſte verhindern. Man ſetze hinzu, daß dieſes Volk gerade zu, ohne Ehrgeiz, ſparſam, mäßig, und ſehr mit ſeinen Bedürfnißen beſchäftigt iſt, daß es ſeine Gedanken nicht auf überflüßige Dinge richten kann. Die Armuth iſt in allen Ständen gleich groß und verbannt die Pracht, das Kind des Wohlſtandes und die Mutter der Künſte.

Von den Künſten verſtehen ſie folgende. Sie ſind ziemlich gute Tiſchler; und weil ſie keine Nägel haben; ſo verſtehen ſie ſich deſto beſſer auf das Verniethen. Sie ſchnitzen allerley, doch ſehr plump, wovon die Götzenbilder in ihren Tempeln hinlängliche Beweiſe abgeben können. — Sie brennen den Thon ſehr gut, und es giebt keine beßre Ziegelſteine, als die, welche in Siam verfertigt werden. Ueberhaupt aber muß man ihnen das Lob geben, daß ſie ſich auf Mauerarbeit noch am beſten verſtehen. Dem ohn-

ohngeachtet ſind ihre gemauerten Häuſer von ſchlechter Dauer, weil es am Grunde fehlt. Sie legen nicht einmal bey ihren Feſtungswerken den geringſten Grund. — Die Siamer können auch Metalle ſchmelzen, und in Forme gießen. Sie überziehen ihre Götzenbilder ſehr artig mit einem dünnen Bleche von Golde, Silber oder Kupfer, ob ſie gleich inwendig nichts anders ſind, als ungeheure Klumpen von Ziegelſteinen und Kalk.

Ihre Goldſchmiede ſind ziemlich arbeitſam, und machen gute Drath= und damaſcirte Arbeit; ſie können aber die feinen Steine weder polieren, noch zurüſten. Sie vergolden ſchön, und die Art, wie ſie es machen, hat etwas merkwürdiges. Ehe ſie das Gold auftragen, machen ſie von Gummi einen dreyfachen Grund, wovon ſie die beyden letzten nur halb trocknen laſſen, damit das Goldblätchen beſſer daran hält. Sie polieren jeden aufgetragenen Grund mit dem Pinſel. An koſtbareren Sachen, tragen ſie noch einen andern doppelten Grund von Gummi auf, legen auf jeden ein Goldblätchen, und polieren es allemal mit einem Pinſel. Dieſe letzte Vergoldung hat einen ſchönen Glanz, und behält ſeine Schönheit viele Jahre hindurch. Der Gummi welchen ſie brauchen, heißt Cheran. Man findet ihn in den benachbarten Wäldern von Cambria: er iſt dunkelgrau, nimmt aber alle Farben, die man will (die weiſſe ausgenommen) an: er riecht wie Caßia.

Man

Man muß ihn, ehe man ihn gebraucht, an der Sonne durchſieben. Um ſeine Güte zu erfahren, iſt es genug, daß man einen Tropfen davon in ein Gefäß mit Waſſer gießt. Wenn er gerade auf den Grund fällt, ohne ſich aufzulöſen — iſt es ein Zeichen, daß er von guter Eigenſchaft und nicht vermiſcht iſt. Wenn er aber auf dem Waſſer ſchwimmt, oder wenn ſeine Theile ſich auflöſen, ſo iſt er verfälſcht, und nur von mittelmäßiger Güte.

Die gemeinen Handwerke ſind bey dem Pöbel das Fiſchen, und bey den, die reich genug dazu ſind, die Handlung. Weil aber der auswärtige Handel faſt allein in den Händen des Königes iſt; ſo iſt bey dem einheimiſchen kein großer Vortheil. Eben dieſe Einfalt in der Lebensart, welche eine große Menge Künſte für die Siamer unnütz macht, benimmt ihnen auch die Luſt zu dem größeſten Theile der Waaren, die man in Europa für unentbehrlich hält. Indeſſen haben ſie doch gewiſſe eingeführte Gebräuche im Handel. Beym Geldleihen ſchreibt allemal ein dritter den Wechſel. Dieſe Vorſichtigkeit iſt bey ihnen ſchon hinreichend: denn im Falle der Schuldner die Schuld leugnet; ſo fällt vor Gerichte die Vormuthung allemal gegen ihn, weil er zwey Zeugen, nemlich den, der die Schuld fodert, und den der den Schein geſchrieben hat, wider ihn. — Im täglichen Handkauf wird Treue und Glauben ſo feſt gehalten, daß weder der Verkäufer das

empfan=

Digitized by Google

empfangene Geld, noch der Käufer die Waare zählt, im Falle ſie aus vielen Stücken beſteht. Die Marktzeit iſt von fünf Uhr des Abends, bis um acht oder neun Uhr.

Die Siamer gebrauchen keine Ellen, weil ſie den Catun ſtückweiſe kaufen. Man muß ſehr arm ſeyn, wenn man nach Ellenbogenweiſe kauft. Und nur für dieſe armen Leute iſt kein anderes Maaß, als der Ellbogen gebräuchlich. — Gleichwohl haben ſie ihre Klafter, welche nur um einen Zoll kleiner iſt, als eine franzöſiſche Triſe. Sie gebrauchen dieſelbe bey dem Bauen, bey Ausmeſſung der Felder und ſonderlich der Kanäle und Heerſtraßen, worauf der König reiſet. Sie ſind aber nicht ſehr genau eingerichtet. — Eben ſo wenig ſind ihre Gewichte genau eingerichtet. Man nennt es überhaupt Ding. Das richtigſte und einzige genaue Gewicht, deſſen man ſich im Königreiche bedient, ſind Geldſtücke, ungeachtet das Geld im Siamiſchen oft zu leicht und ſo gar falſch iſt. Daher heiſſen die kleinen Gewichte ſo wie die Münzſorten.

Alle ſiamiſchen Silbermünzen haben einerley Geſtalt und Gepräge, nur aber verſchiedene Größen. Sie gleichen an Geſtalt einer kleinen Walze. Das Verhältniß der Münze gegen die unſrige, iſt folgendes. Ein Tical wiegt zwar nur einen halben Thaler, gilt aber doch etwas mehr. — Gold und Kupfermünzen haben ſie nicht. Das Gold iſt in Siam Kaufmannsgut,

und

und gilt zwölf mal ſo ſchwer Silber, im Falle beyde Metalle von gleicher Güte ſind. Die ſiamiſche Scheidemünze beſteht in kleinen Muſcheln, welche die Europäer Coris und die Siamer bia nennen. Ein Fuan, das iſt der achte Theil eines Ticals, gilt acht hundert Coris, das iſt ſieben bis acht Coris gelten ohngefähr einen Pfennig. (Wer hiervon mehr zu wiſſen verlangt, kann den La Loubere ſelbſt nachleſen.)

Viertes Kapitel.

Von den verſchiedenen Ständen — Regierungsart — und dem Soldatenweſen der Siamer.

Die ungewiſſeſte Eintheilung der Siamer, iſt in Freye und Leibeigene. Das letztere wird man entweder durch die Geburt oder durch Zufall. Zufälligerweiſe wird man es durch Schulden, oder wenn man im Kriege gefangen wird, oder durch den Ausſpruch des Richters. Wer nur Schuldenhalber ein Leibeigener wird, der bekommt ſeine Freyheit wieder, ſo bald er bezahlt: allein die Kinder, die während der Leibeigenſchaft ihrer Eltern geboren werden, bleiben in dem Stande, darinn ſie zur Welt kamen. — Ein Herr hat über die Leibei-

genen eine unumſchränkte Gewalt, nur darf er ſie nicht tödten. Er bedient ſich ihrer, um ſeine Felder und Gärten zu bauen.

Der Unterſchied zwiſchen den Leibeigenen des Königes von Siam und ſeinen Unterthanen, beſteht darinn, daß jene mit ihrer Perſon für ihn arbeiten müßen, und dagegen ihren Unterhalt bekommen, dieſe aber jährlich nur ſechs Monate, aber auf ihre eigne Unkoſten frohnen müßen. — Die Leibeigenen der Unterthanen, leiſten dem Könige keine Dienſte. Der König leidet dabey einen wirklichen Verluſt, wenn ein freyer Menſch zum Leibeigenen gemacht wird: er will aber doch dieſen Verluſt lieber haben, als die hergebrachte Gewohnheit ändern, oder den Lauf der Gerechtigkeit verhindern.

Eigentlich zu reden, ſind die freyen Leute nur ſechs Monate im Jahre frey. Die andern ſechs Monate müßen ſie in Perſon dem Staate Dienſte thun, welche von der eigentlichen Sklaverey wenig unterſchieden ſind. Weiber und Prieſter ſind hiervon ausgeſchloſſen. Diejenigen, welche ſie thun müßen, können in drey Klaſſen abgetheilt werden. Die erſte beſteht darinn, welche zum Dienſt des Königes gebraucht werden. Sie machen ſeine Wache aus, beſorgen die Gärten, und arbeiten in den Werkſtäten des Pallaſtes. Die von der andern Ordnung, werden zu öffentlichen Arbeiten und zur Vertheidigung des Staates gebraucht. Gehts zu Felde; ſo müßen ſie ſelbſt für ihren Unterhalt ſorgen

gen: vom Könige erhalten ſie nichts als Waffen und Pferde. Die Perſonen von der dritten Klaſſe, dienen den obrigkeitlichen Perſonen, als den Miniſtern und vornehmſten Dienern des Königreichs. Der König giebt allemal, wenn er jemanden zu einer Bedienung erhebt, eine gewiſſe Anzahl von Frohnleuten, welche ihm alle Jahre ſechs Monate, ohne einige Bezahlung zu fodern, dienen müßen. — Von ſeinem ſechzehnten Jahre an, wird man in eine von dieſen Klaſſen eingeſchrieben. Auf den erſten Befehl muß ſich ein jeder an den Poſten begeben, welcher ihm angewieſen iſt, und, wenn man es unterläßt, wird man in Ketten gelegt, und zu Prügeln verdammt. Doch kann man ſich von dieſen Dienſten loskaufen, wenn man jährlich der Schatzkammer funfzehn Ticals bezahlt.

Dieſe beſchwerlichen Frohndienſte matten dieſes Volk, das ohnehin die Arbeit nicht leiden kann, ſo ſehr ab, daß ſich viele in die Wälder begeben, oder aus dem Lande gehen, um ſich von ihnen zu befreyen. Die nächſten Anverwandten eines ausgetretenen, werden aber ins Gefängniß gelegt, und, wenn ſie ihn nicht wieder ſchaffen, verdammt man ſie zur Sklaverey. Andere entſagen viel lieber aller Freyheit, und verkaufen ſich an gütige Herrn, deren Herrſchaft nicht ſo ſtrenge, als der Dienſt des Königes und der Mandarinen iſt. Das heiſſen hier freye Leute. — La Loubère redet von einer andern Eintheilung, welche unter dieſem

Volke von Alters her im Gebrauch iſt. Sie beſteht darinn, daß man alle diejenigen, welche Frohndienſte thun müßen, in zwey Klaſſen theilet, in Leute von der rechten Hand, und in Leute von der linken Hand: ein natürlicher Unterſchied, welcher anzeigt, auf welche Seite, beſonders im Kriege, und bey großen Jagden ſie ſich ſtellen ſollen. — Jede Seite wird abermals in verſchiedene Rotten eingetheilt, und jede Rotte hat ihr Oberhaupt, das den Namen Nai führt.

Die Kinder gehören unter ihrer Eltern Rotte. Sind dieſe von zweyerley Rotten; ſo gehören die ungleichen zu der Mutter und die gleichen zum Vater. Indeſſen müßen dergleichen Heyrathen dem Nai kund gethan werden, und dieſer muß ſeine Einwilligung dazu geben, ſonſt gehören alle Kinder zur mütterlichen Rotte.

Der Nai hat das Vorrecht, daß er ſeinen Soldaten Geld leihen und den fremden Gläubiger befriedigen kann. Hierbey hat er den Profit, daß derjenige, für den er bezahlt, ſein Leibeigner wird, wenn er nicht zu bezahlen vermag. Weil der König einem jeden Kriegesbedienten ein Balon und Pagayeurs oder Ruderknechte giebt; ſo haben auch die Nais in jeder Rotte ihre Ruderknechte, die ſie am Gelenke mit einem heiſſen Eiſen und darauf geſtrichener Dinte bezeichnen. Man nennt ſie Bao. Allein andere Dienſte dürfen ſie dem Nai nicht leiſten, und

auch

auch dieſe nur ſechs Monate lang. Je zahlreicher ſeine Rotte iſt, deſto mehr Anſehen hat er. In Siam ſchätzt man die Wichtigkeit der Aemter und Bedienungen nach der Zahl der Untergebenen. Es giebt ſiebenderley Ehrenſtufen der Nais, welche durch die Zahl ihrer Soldaten beſtimmt werden: ſie hier alle anzuführen, gehört nicht für den Plan dieſes Werks.

Wenn der ſiamiſche König jemanden zu einer neuen Würde erhebt; ſo legt er ihm auch einen neuen Namen bey, eine Gewohnheit, die in vielen aſiatiſchen Reichen üblich iſt. Ein ſolcher Name beſteht allemal in einem Lobſpruch, irgend einer Tugend. Selbſt die Ausländer, welche nach Hofe kommen, werden mit einem Ehrennamen belegt, unter welchem ſie während ihres Auffenthalts in Siam bekannt ſind. — Alle Aemter ſind erblich, und nach den Geſetzen iſt es nicht erlaubt, ſie für Geld zu kaufen. Allein der geringſte Fehler, den der Beamte begeht, ja die bloße Willkühr des Landesherrn, kann ein Geſchlecht um die wichtigſten Aemter bringen. Hiernächſt ſind nicht die geringſten Einkünfte oder Beſoldungen damit verknüpft. Der König verſorgt ſeine Hofbedienten mit Wohnung und einigem Geräthe, z. E. mit Schachteln von Gold oder Silber, zum Betel mit Gewehre und einem Balon: mit Elephanten, Pferden und andern Stücken. Er eignet ihnen den Genuß gewiſſer Frohndienſte zu, desgleichen einige Leibeigene und Ackerfeld. Alles

Digitized by Google

dieſes fällt dem Könige wieder zu, wenn er den Beſitzer von ſeinem Amte abſetzt. Doch die hauptſächlichſten Einkünfte der Bedienungen, kommen vom Beſtechen her, welches überall im Königreiche erlaubt zu ſeyn ſcheint, weil der Hof dazu nichts ſagt. Alle Beamte wollen auf Unkoſten des Volks reich werden, und ſtecken deswegen alle unter einer Decke. Sie nehmen ohne Erröthen Geſchenke an. Ein Richter darf ſie ungeſcheut annehmen, wofern man ihm nur keiner offenbaren Ungerechtigkeit beweiſen kann. Die niedrigen Beamten müſſen den höhern die Hände eben ſo wohl ſchmieren. Und gleichwohl haben ſie alle den Eid und Pflicht darauf, ihre Pflicht zu thun *). Die Feyerlichkeit des Eides beſteht darinn, daß man ein gewiſſes Maas Waſſer austrinken muß, worüber die Talapoinen vorher viele Flüche ausſprechen, welche den Uebertreter treffen ſollen.

Es

*) Man thut Unrecht, wenn man die Siamer deswegen verdammen will. Man denke: In ganz Europa, das doch ſonder Zweifel für den geſitteſten Theil der bekannten Welt angeſehen werden muß, pflegen die Beamten u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w. — Geſchenke anzunehmen, da es ihnen doch durch die Geſetze unterſagt iſt. Das iſt eine heßliche Mode von geſitteten Europäern, die ganz unverzeihlich iſt. Aber für den ungeſitteten (in Rückſicht der Europäer) Siamer nicht ſo tadelns werth.

Digitized by Google

Es giebt in dem Königreiche Siam viele Landgerichte, die aber alle unter einem Oberhofgerichte, welches in der Hauptſtadt angelegt iſt, ſtehen. La Loubere zählt ſiebzig Gerichtsbarkeiten in Oberſiam, und ſieben und ſiebzig in Niederſiam. Jedes Gerichte beſteht aus vielen Gerichtsperſonen, welche unter einem Haupte, **Pouran**, d. i. einer der da befiehlt, ſtehen. Dieſer iſt eigentlich der einzige Richter, der das Recht hat, ein Urtheil zu ſprechen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er verbunden iſt, die übrigen Gerichtsperſonen allemal zu Rathe zu ziehen. Die wichtigſte Angelegenheit des Landrichters beſteht darinn, daß er alle Staats- und Kriegesangelegenheiten in ſeinem Bezirke verwaltet. Da dieſe wichtigen Stellen erblich ſind, ſo fiel es einigen Statthaltern, inſonderheit den vom Hofe weit entfernten, nicht ſchwer, ſich der königlichen Oberherrſchaft zu entziehen.

Ein Erbſtatthalter führt den Titel **Tſchau-Menang**, d. i. Herr einer Stadt oder Landſchaft. Die Könige haben immer dahin getrachtet, dieſe gefährlichen Leute nach und nach auszurotten. An ihre Stellen ſetzen ſie Statthalter auf drey Jahre. Es giebt auch noch würklich dergleichen Tſchau-Menangs in Siam.

Der Pouran (oder Puran) genießt eben die Ehre, als ein Tſchau-Menang, hat auch eben die Gewalt bey ſeinem Amte, aber nicht ſo viel Einkünfte. Der König ernennt Pourans entweder,

weder, wenn er die Erblichkeit abſchaffen will, oder wenn der Tſchau=Menang lange abweſend ſeyn muß. Im erſten Falle, werden ihnen ihre Einkünfte vom Hofe angewieſen, im zweyten, theilen ſie das Einkommen des Tſchau=Menangs mit ihm, und behält die Hälfte.

Gemeiniglich beläuft ſich die Anzahl der Stellen bey einem Landgerichte auf funfzehn *) bis

*) Oc=Pra=Belat. Sein Name bedeutet: Folgender. Er hat aber in Abweſenheit des Tſchau=Menangs den Vorſitz nicht, weil er keine Stimme hat.

Oc=Pra=Jokebateſt. Iſt eine Gattung von Fiscal, und eigentlich ein Spion des Statthalters. Das Amt iſt nicht erblich.

Oc=Pra=Penn, iſt der Befehlshaber der Beſatzung, und ſteht unter dem Tſchan=Menang.

Oc=Pra=Maha=Tai, Dieß Wort heißt der große Siamer, und wer dieſen Titel führt, iſt gleichſam der Vater des Volks. Er wirbt die Soldaten, oder verlangt ſie vielmehr nur von den Nais; er verſorgt das Heer mit Lebensmitteln, hat die Aufſicht über die Muſterrollen des Volks u. ſ. Ueberhaupt vollzieht er die Befehle des Statthalters, welche das Volk betreffen.

Oc=Pra=Saſſed, macht die Muſterrollen, und verwahrt ſie. Dieß Amt iſt dem Beſtechen ſehr unterworfen, weil jeder gerne Geld giebt, um nur nicht auf die Rolle zu kommen, und die Nais ſelbſt gerne, für Geld, Gefälligkeiten erzeigen. Der Saſſedi ſetzt die Kinder auf die Rolle, ſo bald ſie drey Jahre alt ſind.

Oc=

Digitized by Google

bis ſechszehn, und mit jeder iſt eine beſondere Verrichtung verbunden. La Loubere, welcher nach dieſem Punkt ſehr nachgefragt zu haben ſcheint, berichtet uns, Oc ſey ein Zuſatz, den man Ehrenhalber einem jeden Titel beyfüge, den aber ein Höherer niemals einem Geringern beylege. —

Die

Oc-Luang-Menang, iſt gleichſam der Burgemeiſter in der Stadt, der auf die Policey und Nachtwächter Achtung giebt.

Oc-Luang-Vang, iſt der Haußhofmeiſter des Statthalters; denn Vang heiſt Pallaſt. Seine Pflicht iſt es, auf die Gebäude Acht zu geben, und ſie ausbeſſern zu laßen. Unter ihm ſteht die Leibwache nebſt ihrem Hauptmanne.

Oc-Luang-Clang, ſorgt für die königlichen Vorrathshäuſer. Clang heiſt Vorrathshaus. Er nimmt alle Abgaben an den König in Empfang, und verkauft des Königs Waaren an das Volk.

Oc-Luang-Cuca, hat die Aufſicht über die Fremden. Er vertheidigt oder verklagt ſie bey dem Statthalter.

Oc-Luang-Coeng, iſt vielleicht ſo viel als die Pedells auf unſern Univerſitäten, oder Stadtknechte. Der ſiamiſche Stadtknecht hat immer ein großes Schwerdt an ſeiner Seite hangen. Seine Häſcher ſind die Kenlais oder Blauärme.

Oc-Cun-pa-ja-Bat, iſt ſoviel als Gefängnißmeiſter.

Oc-Cun-Narin, unter ihm ſtehen die Wärter der Elephanten, die der König im Lande

 hält;

Die Siamer verfahren bey Gerichte einmal wie das andere. Sie wiſſen nichts von einer Eintheilung in Civil- und Criminal-Proceſſe, entweder weil derjenige, welcher einen Civilproceß verliehrt, allemal einige Strafe leiden muß, oder weil Zwiſtigkeiten von dergleichen Beſchaffenheit würklich etwas ſeltenes ſind.

Das Verfahren vor Gerichte geſchieht ſchriftlich, und ein jeder muß, ehe er klagt, Bürgſchaft ſtellen. Weil das Volk unter gewiſſe Rotten gehört, die vornehmſten Nais aber im Landgerichte ſitzen, ſo überreicht der Kläger ſeine Bittſchrift zuförderſt dem Nai von ſeinem Dorfe: dieſer übergiebt ſie dem Nai im Landgerichte, und dieſer dem Statthalter. Der Tſchau-Menang ſollte ſie von Rechtswegen gleich anfangs

wohl

hält; denn weil es ſchwer fällt, eine große Anzahl an einem Orte zu füttern und zu ſtallen, ſo zertheilt man ſie hin und her.

Oc-Cun-Nai-rong, iſt der Elephantenmeiſter.

Bey einem jedweden Landgerichte ſind auch einige Beamte, welche keine andere Dienſte thun, als daß ſie nach des Tſchau-Menangs Tode ſeine Stelle verſehen, bis der König ein anders befiehlt. Ferner iſt einer da, welcher dem Statthalter die Tara, d. i. die königlichen Befehle vorlieſt. — Dieſe Beſchreibung haben wir aus dem La Loubere entlehnt, wohin derjenige Theil unſrer Leſer, der hiervon etwas mehrers zu leſen wünſcht, verwieſen wird.

Digitized by Google

wohl prüfen, und auf der Stelle entweder gleich annehmen oder verwerfen, auch einen unnöthigen Kläger ſo gleich beſtrafen. Aber in Siam nimmt man es ſo genau nicht. — Die Klagſchrift wird angenommen, und einem Rathe zugeſtellt. Der Statthalter thut weiter nichts dabey, als daß er die Zeilen abzählt, und ſein Siegel darunter drückt, damit nichts daran geändert werden könne. Der Rath giebt ſie dem Schreiber, der ſie in der erſten Rathsverſammlung llieſt. Man fodert hernach die Partheyen vor, man ermahnt ſie dreymal zum Vergleiche, und wenn ſie nicht wollen, befiehlt der Rath dem Gerichtsſchreiber, ſie zu befragen, ihre Zeugen zu vernehmen, und ihre Produktionen zu unterſuchen. So endigt ſich der erſte Termin.

In dem andern referirt der Gerichtsſchreiber die Sachen weitläuftiger, erzählt, was beyde Theile für ſich angeführt, und ſammlet die Stimmen, welche er aufſchreibt. In dem dritten lieſt der Referent, nach einer kurzen Wiederholung des ganzen Verfahrens, die Stimmen ab. Der Pouran, ehe er die Partheyen entſcheidet, läßt das Geſetzbuch aufſchlagen, zieht denjenigen Artikel, welcher ihre Streitigkeiten angeht, zu Rathe, und fällt das Endurtheil.

Nach den Geſetzen des Landes ſollten dieſe Termine drey Tage hintereinander ſeyn, und die verwickeltſten Proceſſe würden keine Woche

dauern.

Digitized by Google

dauern. Der unerſättliche Geitz der Richter aber hat Friſten erſonnen, welche die Proceſſe verewigen, und den Partheyen allen Marks ausſaugen.

Es giebt in Siam (wie bereits an einem andern Orte angemerkt iſt), keine Procuratoren, Notarien, noch andere Sachwalter dieſer Art. Die Verſchreibungen geſchehen durch einen dritten, welcher das Verbrechen aufſchreibt; (La Loubere Th. 2. Kap. 15) und dieſes iſt vor Gerichte genug, weil das zwiefache Zeugniß desjenigen, der die Verſchreibung geſchrieben hat, und des Gläubigers, der es vorzeigt, mehr gilt, als das einſeitige Vorgeben des Schuldners, welcher es läugnet. Der Gebrauch der Petſchäfte iſt bey Privatperſonen unbekannt; die obrigkeitlichen Perſonen allein haben ein Siegel, das ihnen der König giebt, und welches zu ihrem Amte gehört. Die Buchſtaben und Figuren daran ſind erhaben; man reibt es mit rother Dinte, und drückt es mit der Hand darauf. Der König hat ein beſonders Siegel, das er niemanden anvertraut, und das er mit eigner Hand auf die Patente, die er ausfertigen läßt, drückt. Die Privatperſonen ſetzen ihre Namen unter keine Schrift; ſie machen nur ein Zeichen darunter, welches wie ein Kreutz ausſiehet.

Die peinlichen Proceſſe werden vor eben den Gerichten angeſtellt, wo man die bürgerlichen Proceſſe anbringt; die ordentlichen Richter aber

können

können kein Todesurtheil ausſprechen. Dieſes iſt ein Recht, welches allein dem Könige zukommt, und welches er zuweilen gewiſſen obrigkeitlichen Perſonen, aus beſondern Gnaden, aufträgt. Auf dieſe Weiſe ſchickt der Hof von Siam, wie der Hof von Peking, oft außerordentliche Aufſeher in die Provinzen, um gewiſſe Vergehungen zu unterſuchen, die Klagen des Volks anzuhören, und die Drückungen der Statthalter abzuſtellen. Die Kommiſſarien haben nicht nur die Macht, Privatperſonen zum Tode zu verurtheilen, ſondern ſie können auch obrigkeitliche Perſonen ihres Amtes entſetzen.

Wir kommen nun auf die Strafgeſetze ſelbſt. Die gewöhnliche Strafe des Diebſtahls iſt der doppelte Erſatz, ja zuweilen der dreyfache, welchen der Richter und Kläger unter ſich theilen. Das Seltſamſte hierbey iſt dieſes, daß die Siamer die Strafe des Diebſtahls auf jeden unrechtmäßigen Beſitz einer Sache ausdehnen. Wem alſo eine Erbſchaft abgeſprochen wird, der muß ſie nicht nur ſeinem Gegentheile abtreten, ſondern auch den Werth dafür bezahlen, und zwar die Hälfte an den Richter, und die andre Hälfte an den Gegner.

Wenn in wichtigen Anklagen der Beweis fehlt, erlaubt man den Partheyen, daß ſie ſich verſchiedener Arten von Proben bedienen können. — Die Feuerprobe, welche in den barbariſchen Zeitaltern in Europa ſo gebräuchlich

war,

Digitized by Google

war, geſchicht in Siam auf verſchiedene Art. Man ſteckt die Hände in ſiedendes Oehl, in geſchmolzenes Metall, und in andere brennende Materien. Man richtet in einer Grube einen Holzhaufen auf, ſo daß er mit dem Rande der Grube einerley Höhe hat. Die Länge muß fünf, die Breite eine Klafter ſeyn. Beyde Partheyen gehen von einem Ende bis zum andern barfuß darüber. Wer ſich nun die Fußſohlen nicht verbrennt, der hat ſeinen Proceß gewonnen. **La Loubere** meldet, daß die Siamer gemeiniglich, weil ſie beſtändig barfuß gingen, und dadurch ihre Fußſohlen verhärtet würden, ohne Schaden davon kommen, dafern ſie nur beherzt und feſt auf die Kohlen treten. Zwey andere Kerls gehen zu beyden Seiten, nebſt demjenigen, der die Probe macht, und lehnen ſich mit Macht auf ſeine Schultern, damit er nicht allzugeſchwind darüber hinfahren kann.

Was die Waſſerprobe betrift, ſo tauchen beyde Theile zugleich unter das Waſſer; jeder hält ſich an einer langen Stange feſt, und läßt ſich daran herab. Wer am längſten aushält, hat gewonnen. Dieß mag auch wohl eine Haupturſache ſeyn, warum ſich die Siamer insgeſammt, von den früheſten Jahren an, mit Feuer und Waſſer bekannt machen. —

Noch haben ſie eine andere Probe mit gewiſſen Pillen, welche die Talapoinen machen, und Flüche darüber ſprechen. Beyde Partheyen ver-

verſchlingen eine gewiſſe Anzahl davon, und die Probe der Unſchuld oder der gerechten Sache iſt, wenn man ſie bey ſich behält. Alle dieſe Proben werden nicht nur in Gegenwart der Richter, ſondern auch des ganzen Volks vorgenommen; und im Fall beyde Partheyen eine Probe mit gleichem Erfolg überſtehen, ſo müſſen ſie noch eine vornehmen. Der König ſelbſt entſcheidet die Sachen auf ſolche Weiſe. Nur bedient er ſich zuweilen noch eines andern Mittels. — Er wirft nemlich beyde Theile den Tygern vor; derjenige, den dieſe reiſſende Thiere einige Augenblicke unangefochten laßen, wird für unſchuldig erklärt. Werden ſie beyde zerriſſen, ſo müſſen ſie auch beyde ſchuldig geweſen ſeyn. Sie ſtehen dieſe Todesſtrafe (vermöge ihrer natürlichen Trägheit und Unempfindlichkeit) mit ſolcher Unerſchrockenheit aus, daß man es kaum vermuthen ſollte, da ſie ſich ſonſt im Kriege als ſchlechte Helden zeigen.*)

Mit der Kriegeskunſt ſieht es in Siam ſchlecht aus; und dieß kommt blos daher, weil die Einwohner keine Luſt dazu äußern. Ueber-

haupt

*) So viel von der Regierungsart in Siam. Wir haben uns bey dieſem Artikel mit Fleiß kurz gefaßt, um noch wichtigern Dingen Platz zu laßen. Auch hoffen wir, daß ſich der Leſer einigen Begrif von der Regierungsart der Siamer, aus dem, was wir beygebracht haben, werde machen können.

Digitized by Google

haupt kann die allzuhitzige Einbildungskraft der übermäßig heißen Länder eben ſo wenig mit der Herzhaftigkeit beſtehen, als die gar zu träge Einbildungskraft der kalten Länder. Blos der Anblick eines großen Degens vermag eine ganze Schaar Siamer in die Flucht zu jagen. Hiervon giebt uns La Loubere gewiſſe Nachricht. Er ſagt, wenn ein Europäer mit einem Degen oder derben Stock auf einen Siamer losginge, und herzhaft mit ihm redete, ſo vergäße dieſer alle Pflichten, die er ſeiner Obrigkeit zu leiſten ſchuldig wäre. Zu dieſer wenigen Herzhaftigkeit trägt die unter ihnen bekannte Lehre von der Seelenwanderung ſonder Zweifel vieles bey, denn ſie haben den gröſten Abſcheu vor allen Blutvergießen. Wenn z. E. die Peguaner von einer Seite in das Siamiſche einfallen, ſo fallen die Siamer wiederum in das Peguaniſche, und beyde Theile nehmen weiter nichts vor, als daß ſie ganze Dörfer zu Leibeigene machen. — Rücken beyde Armeen gegen einander, ſo ſchießen ſie nicht gerade auf einander los. Sie pflegen gemeiniglich, vermöge eines ſtillſchweigenden Vergleichs, welcher blos in der natürlichen Zaghaftigkeit von beyden Seiten ſeinen Grund hat, höher zu ſchießen, als ſie eigentlich thun ſollten. Da indeſſen die Abſicht der ſtreitenden Heere iſt, ſich einander durch Schüſſe zu erreichen, ſo nimmt diejenige von beyden Partheyen, welcher die Kugeln zuerſt die Köpfe durchbohren, ohne ſich lange zu verweilen, ihren Abzug. —

Rückt

Digitized by Google

Rückt der Feind gerade auf ſie los, und ſie wollen ihn zurückhalten, ſo ſchießen ſie tiefer als es ſeyn ſollte, damit er es ſich ſelbſt zuzuſchreiben habe, wenn er näher anrückt und todt geſchoſſen wird.

Jeder Siamer iſt bekanntermaßen ein Soldat, und muß ſechs Monate dienen, wenn es der Fürſt verlangt. Ihre Nachbaren beobachten eben den Gebrauch, daher auch die indiſchen Armeen gemeiniglich ſehr ſtark zu ſeyn pflegen. Ein Fürſt, der nur über zwey Millionen Unterthanen zu gebieten hat, kann, wenn es die Noth erfodert, vier bis fünfmal hunderttauſend Soldaten ins Feld ſtellen. Die Armeen verſammeln ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit, und ſind dem Staate gar nicht läſtig, weil ein jeder für ſeinen Unterhalt ſorgen muß. Die Kriegesrüſtungen ſind bey ihnen bey weitem nicht ſo beſchwerlich, wie bey uns. Ein Korb mit Reis, ein hohles Bambusrohr mit Waſſer, ein lederner Schild, ein Säbel, und eine Flinte, machen die Bagage eines Soldaten aus.

Der König hält außer dieſer ſehr angeſehenen Militz noch eine Schaar fremder Truppen, welche einen Theil ſeiner Wache ausmachen, wovon einige zu Fuße, andere zu Pferde dienen. Dieſe Leibwache beſteht aus Laos und Meen, benachbarte Völker von Siam; aus Mohammedanern aus dem Hindiſtaniſchen gebürtig, Leute, die ſehr wohl ausſehen, aber ganz unge-

Digitized by Google

mein furchtſam ſind; aus chineſiſchen Tatarn, welche keine andere Waffen als den Bogen haben, und für tapfer gehalten werden; endlich aus indiſchen Landſtreichern, welche wie Mohren gekleidet ſind, und ſich zur heydniſchen Religion bekennen. Dieſe letztern wollen alle aus einem hohen Hauſe entſproſſen ſeyn, und, wenn ſie eine eine ſtarke Doſis Opium eingenommen haben, ſchlagen ſie ſich mit einem Muthe, den man unter den Indianern ſelten antrift. Vormals hatten die Könige von Siam eine anſehnliche Leibwache, welche allein aus Japanern beſtand. Nachdem aber dieſe Leute zu weit um ſich griffen, und ſo gar nach der Oberherrſchaft trachteten, ſo fand man doch endlich Mittel ſich ihrer zu entledigen.

Die Siamer haben wenig grobes Geſchütz, weil ſie ſich auf das Gießen deſſelben nicht verſtehen. Einige Ausländer haben es zu verſchiedenenmalen verſucht, Kanonen in Siam zu gießen, und den Einwohnern zu zeigen, wie man mit dergleichen Arbeiten umzugehen habe. Allein das Kanonengießen iſt für die Siamer ein wenig zu mühſam, Sie ſtehen daher lieber davon ab. Indeſſen ſchmieden ſie doch einige aus Eiſen und zwar kalt.

Ihre ganze Reuterey beträgt etwan zwey tauſend Pferde. Ihre gröſte Macht beſteht in Elephanten, die nach des Tachards Berichte, bis auf zwanzigtauſend ſteigt. Da aber dieſe Thiere weder Zaum noch Gebiß haben, ſo ſind

ſie

ſie ſchwer zu bändigen. Sie ſcheuen auch das Feuer, und werden ſie verletzt, ſo laſſen ſie nicht ſelten ihre Wuth an ihrem Herrn aus.

Beym La Loubere finden wir eine Beſchreibung der Schlachtordnung der Siamer. Ein kurzer Auszug davon, gehört hieher. Sie ſtellen ſich in drey Treffen, und jedes iſt in drey große, ins Viereck geſtellte Haufen abgetheilt. Bey dem mittelſten Haufen, welcher aus den beſten Truppen beſteht, befindet ſich, um außer Gefahr zu ſeyn, gemeiniglich der Feldherr. Jeder Anführer eines Haufen begiebt ſich gleichfalls in die Mitte deſſelben. Sind die neun Haufen allzugroß, ſo theilt man ſie in neun andere, in eben der Ordnung als das übrige Heer. Hinter jedem Haufen, folgen gewöhnlich ſechzehn Elephanten; jedes Thier trägt eine Fahne, und hat drey Mann auf ſich ſitzen. Viele andere tragen das Geräthe.

Zur See ſind die Siamer noch weit ohnmächtiger als zu Lande. Der König hat kaum fünf bis ſechs Schiffe, die er zuweilen zu Streifereyen ausrüſtet, meiſtentheils aber zur Handlung gebraucht. Seine Officiers und Matroſen, die auf dieſer kleinen Flotte dienen, ſind Ausländer. Er befiehlt ihnen blutige Streite zu vermeiden, und nur Liſt zur Ueberwältigung feindlicher Schiffe zu gebrauchen. Nebſt dieſer geringen Anzahl Schiffe hat er auch funfzig bis ſechzig Galeeren, mit hölzernen Ankern. Es ſind ſehr mittelmäßige Fahrzeuge, mit ei-

Digitized by Google

nem einzigen Ueberlaufe, und etwa ſechzig Mann Ruderknechten beſetzt, welche alle gebohrne Siamer ſind, und die dieſe Fohndienſte zu thun ſchuldig ſind. Ein jeder hat ſein Ruder, das er ſtehend gebrauchen muß, weil er in einer andern Stellung, wegen Kürze deſſelbigen, das Waſſer nicht erreichen würde. Dieſe Fahrzeuge entfernen ſich niemals von den Küſten des ſiamiſchen Meerbuſens, und kreuzen nur um dieſelbe herum. —

Fünftes Kapitel.

Von der Religion der Siamer.

Die Religion der Siamer iſt ein Gewebe von lächerlichen und thörichten Fabeln, welche man aus Unwiſſenheit und Vorurtheil als heilig anſieht. Von der Gottheit hat dieſes Volk keine vernünftige Begriffe. Es denkt ſich dieſelbe als ein Weſen, das aus Geiſt und Leib zuſammengeſetzt iſt, und eignet demſelben weder Allmacht, noch ewige Dauer, noch unendliche Weisheit zu. — Der Gott der Siamer iſt ſterblich; ein anderer Gott folgt nach ihm, und dieſer wird wieder durch einen Nachfolger erſetzt, der in die Rechte des vorigen tritt, und an ſeiner Statt die Welt regiert.

Ein

Ein Menſch ſelbſt kann zur Gottheit gelangen. Aber hierzu wird erfordert, daß er gewiſſe Prüfungen aushalten muß, welche wieder eine große Menge Ungereimtheiten verrathen.

Außer dem göttlichen Stande, welcher den höchſten Grad der Vollkommenheit ausmacht, haben ſie auch weniger erhabene, dergleichen der Stand der Heiligen und der Seligen iſt. Sie unterſcheiden gewiſſe Stufen der Seligkeit in verſchiedenen Arten von Paradieſen. In den erſten Paradieſen lebt man völlig wie auf Erden; die Heiligen verheyrathen ſich, und zeugen Kinder; man führt Kriege, iſt Obrigkeiten unterworfen, u. ſ. f. In den andern reinigen ſich die Seelen, bis ſie denjenigen Grad der Heiligkeit erreicht haben, der ihnen eine vollkommene Unſchuld und die höchſte Glückſeligkeit zuwegebringt. Dieſe Glückſeligkeit beſteht aber in einer ſolchen Ruhe und Gelaſſenheit, die einer Vernichtung ähnlich iſt. Dieſe glückſeligen Unſterblichen, in ſich ſelbſt vertieft, vergeſſen alles übrige, und bekümmern ſich weder um die Regierung der Welt, noch um irgend etwas anders.

Obgleich der **Nirupan** — dieß iſt der Ort, wo man das seligſte Paradies findet — einem jeden, der ſich deſſelben würdig macht, offen ſteht; ſo wird er doch nur von wenigen Auserwählten bewohnt. Es iſt nicht ſo leicht eine Stelle in demſelben zu erhalten, ſondern man muß vorher gewiſſe Wanderungen vornehmen,

Digitized by Google

men, und verſchiedene gute Werke verrichten. Sommonokhodon, der gröſſeſte unter ihren Göttern, muſte fünf hundert und funfzig mal unter verſchiedenen Geſtalten geboren werden. Man erzählt von ihm viel wunderliche Dinge. Man giebt nemlich vor, er ſey durch ſeine eigne Kraft als ein Gott auf die Welt gekommen, habe unmittelbar nach ſeiner Geburt, ohne die geringſte Unterweiſung, ſondern durch das bloße Anſchauen ſeines Verſtandes, eine vollkommene Wiſſenſchaft erlangt, von allem, was den Himmel, die Erde, das Paradies, die Hölle, und alle Geheimniſſe der Natur betrift; in eben dieſem Augenblicke ſey ihm alles beygefallen, was er ehemals gethan, als er, wer weiß wie oft, auf der Welt gelebt. Nachher habe er das Volk ſehr tiefe Geheimniſſe gelehrt, auch ſolche der Nachwelt zum beſten in ſeinen Büchern aufgezeichnet.

Vor dieſem Sommonokhodon, *) als den itzigen Gott der Siamer, ſind drey andere Perſonen

*) Das Geſetz, welches Sommonokhodon den Siamern vorgeſchrieben hat, beſteht nach des P. Tachard Berichte, in folgenden Punkten, die aber gröſtentheils die Talapoinen angehen:

1. Gott, ſein Wort, und die Nachahmer ſeiner Tugenden anbethen.
2. Nicht ſtehlen.
3. Den Wein und andere berauſchende Dinge meiden.
4. Weder lügen noch jemand betrügen.

5. Weder

Perſonen, Concoſonne, Conadon, und Cadſon dazu gelangt. Man hat ſie, einen nach dem andern, auf der Erde göttlich verehrt, und ihre Anbetung hat bey der Ankunft des Sommonokhodon aufgehört. Eine fünfte Perſon wird noch von ihnen erwartet, welche in einigen Jahrhunderten kommen, und das Geſetz in ſeine vorige Reinigkeit wieder herſtellen ſoll. Sobald dieſer noch zu erwartende Gott ſeinen Einzug in den Nirupan gehalten hat; ſo wird man ihn gleichfalls anbeten,

5. Weder Menſchen noch Thiere tödten.
6. Nicht ehebrechen.
7. An Feyertagen faſten.
8. An dieſen Feyertagen ſich der Arbeit enthalten.

La Loubere geht von dieſer Ordnung ab, und bringt dieſe Gebote nur auf fünf, die man allenthalben in ganz Indien beobachtet ſieht. a) Nichts tödten. b) Nichts ſtehlen. c) Keine Uneinigkeiten begehen. d) Nicht lügen. e) Kein ſtark Getränke trinken. — Dieſer Schriftſteller ſagt ferner, die Vollkommenheit der Geſetze gehöre nur für die Talapoinen allein; zwar ſündige ein jeder, der ſie überträte, allein der Stand der Talapoinen ſey an ſich vollkommner. Ein Talapoin ſündigt ſchon, wenn er über die Gaſſe geht, und nicht dabey in ſich ſelbſt einkehrt. Er ſündigt, wenn er ſich in Staatsgeſchäfte miſchet; wenn er huſtet, damit ihn eine Weibsperſon anſehen ſoll, und gern bey einer ſchlafen möchte; wenn er ſich parfümirt und zu ſehr putzet u. ſ. w.

Digitized by Google

und Sommonokhodon wird alsdann vergeſſen werden.

Die Siamer können, vermöge ihres guten natürlichen Verſtandes ſehr leicht begreifen, daß das Gute müſſe belohnt, und das Böſe beſtraft werden. Daher nehmen ſie an, daß diejenigen, welche ſich guter Handlung befliſſen haben, in das Paradies, daß ſie in den allerhöchſten Himmel ſetzen, kommen; daß hingegen die Gottloſen an den traurigen Ort der Hölle, welche ſie in den Mittelpunkt der Erde ſetzen gelangen werden. Nur kommt es den Siamern unbegreiflich vor, daß ſowohl das eine als das andere ewig dauren werde. Sie theilen die Hölle in acht Wohnungen, d. i. in acht Grade der Pein, ſo wie den Himmel in acht Grade der Seligkeit. Sie ſagen, daß in den abſcheulichen Auffenthalt der Hölle Richter wären, welche über alle Sünden der Menſchen eine genaue Liſte führten, und dieſe in ein beſonderes Buch ſchrieben, daß ſich ihr Oberhaupt beſtändig mit Durchleſung dieſes Buchs beſchäftigte, und daß die Perſonen, deren Namen er läſe, in eben dem Augenblicke nieſten. Daher kommt die Gewohnheit unter ihnen, allen, welche nieſen, ein langes Leben zu wünſchen.

Von dem Urſprung des Böſen und Guten, haben ſie ein beſonderes Lehrſyſtem, das ihnen zur Erklärung ihrer Geheimniſſe dient. — Sie behaupten alles Glück und Unglück, das einem Menſchen begegne, ſey die Wirkung ſeiner

guten

Digitized by Google

guten oder böſen Handlungen, weil einem Unſchuldigen niemals Unglück wiederfahren könne. So ſey der Reichthum, Ehrenſtellen, Geſundheit und alles übrige Gute, die Belohnung der guten Handlungen, die man entweder in dem gegenwärtigen, oder in einem vergangenem Leben, ausgeübt habe; hingegen ſey Armuth, Schande, Häßlichkeit, Krankheit und andere Unglücksfälle, eine Strafe der Laſter, die man begangen hat.*) Dieſes iſt, wie ſie ſagen, die Quelle der außerordentlichen Ungleichheit, welche in den menſchlichen Ständen herrſcht.

Um in Stande zu ſeyn, dieſe Lehre beſſer zu erklären, geben ſie vor, daß die Seelen der Menſchen, welche von neuen auf der Welt erſcheinen, entweder aus dem Himmel, oder aus der Hölle, oder aus den Leibern der Thiere kommen. Diejenigen, deren Seelen aus dem Himmel kommen, ſpielen auf dem Schauplatze der Welt die vorzüglichſten Rollen. Dieſe himmliſchen Seelen fahren gemeiniglich in die Leiber der Könige, oder anderer Perſonen von außerordentlichen Gaben. Und aus dieſer Ur-

*) Sie nehmen nicht, wie die Manichäer, zwey Weſen der Dinge an, wovon das eine gut, das andre böſe ſey; noch weniger glauben ſie die Lehre von der Erbſünde, und halten alles, was man ihnen von dem Ungehorſam des erſten Menſchen, und von der Erbſtrafe ſeiner Sünden ſagt, für Träumereyen! — — —

ſache begegnen ſie Perſonen von hohem Stande, oder erhabener Geburt mit ſo großer Ehrerbietung; denn nach ihrer Meynung ſind ſie zu dem Götter- oder Heiligenſtande beſtimmt, den ſie durch ihre gute Werke zu verdienen bereits angefangen haben. Diejenigen, deren Seelen aus den Leibern der Thiere kommen, ſind nicht ſo vollkommen, und werden zur Armuth, zur Sclaverey und zu andern Unglückfällen geboren. Dennoch aber ſind ſie beſſer als diejenigen, die eine Seele aus der Hölle bekommen. Was diejenigen betrift, deren Seelen aus der Hölle kommen, ſo ſind ſie das Spiel der ſchändlichſten und traurigſten Leidenſchaften, und ihr ganzes Leben iſt weiter nichts, als ein Gewebe von Laſtern und Unglücksfällen.

Jede tugendhafte Handlung wird im Himmel belohnt, und jede Gottloſigkeit wird in der Hölle beſtraft. Wenn ein Menſch auf der Erde ſtirbt, ſo erhält er im Himmel ein neues Leben, und genießt ſo viel Glückſeligkeit, als ſeine guten Werke verdienen. Iſt aber die Zeit ſeiner Belohnung verſtrichen, ſo ſtirbt er im Himmel, und wird in der Hölle geboren, im Fall er eine ſchwere Sünde auf ſich hat. Hat aber ſein Verbrechen nicht viel zu bedeuten; ſo kommt er nur in Geſtalt eines Thieres auf unſre Welt, und wird mit der Zeit, wenn er dafür gebüßt hat, wieder zum Menſchen. Dieß iſt die Auslegung, welche die Talapoinen von der Seelenwanderung, als ein Hauptſtück ihrer Religion,

Religion, beybringen, und worinn ſie von der Lehre der Braminen ſo wenig abgehen, daß man ſehr wohl ſchließen darf, ſie hätten dieſe Meynung aus eben derſelben Quelle geſchöpft.

Nach den Grundſätzen der ſiamiſchen Gottesgelahrheit, muß jede ſchwere Sünde durch Leiden gebüßt werden, und niemand kann ſich von dieſem Geſetze ausſchließen. Die Strafe hat mit dem Verbrechen ein genaues Verhältniß. Wenn man einen Menſchen getödtet hat; ſo wird man wieder von einem Menſchen in dieſer oder jener Welt getödtet werden. Wer eine Schlange tödtet, wird wieder durch eine Schlange getödtet. Dieß Geſetz iſt ſo unveränderlich, daß der große Sommonokhodon ſelbſt ſich nicht hat davon befreyen können. Er würde, weil er ein großes Thier getödtet, wieder durch ein ſolches umgebracht. Die Hölle iſt die Strafe der Verbrecher von der erſten Gattung; ihre Qual iſt nicht ewig, ſie währt aber zuweilen ſehr lange, und die Götter ſelbſt, können ſie nicht verkürzen. Sommonokhodon hat für ſeinen Bruder Thevathat nie Genade erhalten können, da er nunmehr über zwey Tauſend Jahre erſchreckliche Marter ausſteht.

Die Siamer glauben zwar Geiſter; es ſind aber lauter Seelen, die ſo lange einen Leib haben, bis ſie zu dem Stande der Götter oder der Heiligkeit gelangen. Ja die Engel ſelbſt haben Leiber von zweyerley Geſchlecht. Sie ſind auch zum Kinderzeugen tüchtig, werden aber nie Heilige

lige oder Götter. Ihr vorzüglichſtes Geſchäft iſt für die Erhaltung der Menſchen, und für die Regierung der Welt in alle Ewigkeit Sorge zu tragen. Sie ſind in ſieben Ordnungen abgetheilt, davon immer eine vollkommner und edler als die andere iſt, und davon jede ihren eignen Himmel bewohnt. Jeder Theil der Welt, die Sterne, Erde, Städte, Berge, Wälder, Winde, Regen u. ſ. w. haben einem von dieſen Geiſtern zum Regierer. Da ſie beſtändig genau Achtung geben, was die Menſchen vornehmen, damit ſie diejenigen von ihren Handlungen, welche einer Vergeltung würdig ſind, künftig angeben können; — ſo wenden ſich die Siamer an die Engel, und ſtellen ſich vor, ſie hätten alles Gute, was ihnen wiederfahre, denſelben zu danken. An würkliche Teufel glauben ſie nicht, ausgenommen an die Seelen der Böſewichter, welche ihrer Meynung nach aus der Hölle, worinn ſie aufbehalten würden, loskommen, einige Zeit in der Welt herum irren, und ihre Freude daran haben, wenn ſie jemanden ſchaden können. Unter die Zahl dieſer böſen Geiſter, rechnen ſie die todt gebohrnen Kinder, die Kindbetterinnen und diejenigen, welche im Zweykampf umkommen.

Dieß iſt ohngefähr das wichtigſte, was man von der Religion der Siamer zu ſagen im Stande iſt. In ein genaues Detail uns einzulaſſen, halten wir für überflüßig, zumal da unſre Reiſebeſchreiber noch immer (ſo deucht es uns) man-

che Fabel mit eingemiſcht haben. — Wir können indeſſen doch hier noch bemerken, daß ein angeſehener Theil ſiamiſcher Einwohner die lächerlichen Gottheiten nicht anbeten, welche faſt allgemein verehrt werden. Es giebt auch hier Deiſten, welche den Sommonokhodon als einen feinen Betrüger anſehen, der in Siam einen Gottesdienſt nach ſeiner Phantaſie eingeführt, der aber ſonſt eine gute Sittenlehre gepredigt, und fürtrefliche Geſetze hinterlaſſen hätte. Dieſe Leute glauben ein erſtes Weſen, einig in ſeiner Art, welches Himmel und Erde geſchaffen hat. Sie geben aber vor, daß es die Welt nur zu ſeinem Vergnügen hervorgebracht habe und noch erhalte; daß es ſich um die Beſchaffenheit der Ehrenbezeugungen, die man ihm erweiſt, wenig bekümmere, und daß in ſeinen Augen alle Religionen gleich gut ſind, weil ſie alle einerley Abſicht haben, nemlich das höchſte Weſen zu verehren, ſo wie verſchiedene Wege zu einer großen Stadt führen. Dieſer Worte bedient ſich Gervaiſe Th. 3. K. 1. den man hierüber weiter nachleſen kann.

Wir wenden uns nunmehr zu den Verſtehern der Religion der Siamer, welche man Talapoinen zu nennen pflegt. Dieſe Art Leute haben mit unſern Mönchen in manchen Stücken viel Aehnlichkeit. — Sie bereden das Volk, ihre Stiftung käme vom Himmel, und ein Engel hätte die Ordensregeln dem Sommonokhodon ein-

eingehändigt, zugleich aber ihn zum Stifter und Patriarchen erwählt.

Es giebt zweyerley Arten Talapoinen. Einige leben in Wäldern, wie unſre Einſiedler; andere aber wohnen in Städten, Flecken, Dörfern. Die Anzahl der erſten hat ſehr abgenommen. Die letztern aber überſchwemmen das ganze Land. Und die Zahl dieſer Müßiggänger, rechnet man im Königreiche über funfzig Tauſend.

Sie theilen ſich in vier Klaſſen, und machen eine Art von geiſtlicher Regierung aus. In der erſten Klaſſe ſind die Sankrats, welche ſo viel als die catholiſchen regulären Aebte vorſtellen. Tchaovars, nennt man die Priore: Pikrus, die Mönche, und Nen die angehenden und noch nicht eingekleideten Mönche. Dieſe letztern werden in Zelten vertheilt, wie es ihren Eltern beliebig iſt, und haben keine weitere Verrichtung, als daß ſie den Mönchen aufwarten u. ſ. w. Ein Talapoin kann nicht mehr als drey von ihnen bey ſich haben. Ohngeachtet dieſer Stand noch nicht als geiſtlich angeſehen wird; ſo trägt er doch die Ordenskleidung. Man nimmt ſie im fünften oder ſechſten Jahre auf. Viele bleiben in dieſer Klaſſe, und weil ſie ſich nicht weiter verbindlich machen wollen, werden ſie darüber alt. Doch müßen ſie, der Ordensregel gemäß, unverheyrathet bleiben.

Diejenigen, welche eine genauere Verbindlichkeit nicht abſchreckt, laſſen ſich als Pikrus, oder

oder Mönche, aufnehmen. Die Sankrats haben allein das Recht, dieſen Orden zu ertheilen. Man muß zwanzig Jahr alt ſeyn, um ihn zu erhalten, und ein und zwanzig Jahre, um Prior zu werden. Die Aufnahme in die verſchiedenen Klaſſen geſchieht mit weniger oder mehr Umſtänden, nach dem ſie angeſehen oder geringe ſind. Ein Siamer, der den geiſtlichen Stand erwählt, wendet ſich an den Superior eines Kloſters, und dieſer ſetzt den Tag der Cerimonie an. Die Verwandten und Freunde des Poſtulanten, begleiten ihn mit Muſik und Tänzern, und er geht in den Tempel, wo man ihn den Kopf, die Augenbraunen und den Bart raſirt. Der Superior giebt ihm alsdann das Ordenskleid, welches er ſich ſelbſt anzieht und das ſeinige darunter fallen läſt. Während dieſer damit beſchäftigt iſt, ſagt der Superior etliche Gebete her, und noch nach andern Cerimonien, begiebt ſich der angehende Mönch, unter voriger Begleitung, in das zu ſeiner Wohnung erwählte Kloſter. Seine Verwandten geben daſelbſt den Ordensgeiſtlichen ein Gaſtmal; und von dieſem Tage an, darf er weder Tänze, noch Schauſpiele, noch etwas Weltliches mehr ſehen. Wenn das Noviciat vorüber iſt, erinnert ihn der Sankrat nochmals an die Pflichten ſeines Standes, und an die Verbindlichkeit der Ordensregeln. Er begleitet ſeine Vorſtellung mit einem kurzen Gebete, ermahnt ihn, daß er für die Bewahrung des Tempels und der Götzen

ſorgen,

ſorgen, dieſe heiligen Orter in der gröſseſten Reinlichkeit unterhalten, auf die Beobachtungen der alten Einrichtungen ein wachſames Auge haben, keine Neuerungen verſtatten, kurz, alle Punkte der Geſetze und Stiftung in Acht nehmen ſolle.

Die Einſetzung eines Priors, geſchieht mit mehrern Umſtänden. Derjenige, der dazu befördert wird, begiebt ſich zu dem Abte, knieet vor ihm nieder, bezeigt ihm ſein Verlangen geſalbt zu werden, und verſpricht ihm Geld. Man wird hierauf einig, wegen des Tages zu der Cerimonie, und nach den gewöhnlichen Gebeten, giebt der Prälat dem Poſtulanten einen Zettul, worauf alle Gebote des Geſetzes ſtehen. Der Einzuführende wird hernach von etlichen Männern auf den Achſeln im Triumphe getragen; das Volk begleitet ihn mit Muſik, und wünſcht ihm tauſend Segen. Um die Koſten dabey zu beſtreiten, geht er etliche Tage vor der Ordination in der Stadt und auf dem Lande herum, und ſammelt eine Beyſteuer; jedermann aber rechnet ſichs zum Vergnügen, zur Ehre und Religionspflicht, zu dieſem guten Werke alles beyzutragen.

Die Wahl der Superioren geſchieht in jedem Kloſter durch die Mehrheit der Stimmen, und gemeiniglich trift ſie den Aelteſten, und den Gelehrteſten. Wenn ſich eine Privatperſon aus Frömmigkeit entſchlieſst, einen Tempel bauen zu laſſen, kann ſie einen der alten Talapoins zum Vor=

Vorſteher wählen; das Kloſter aber und die Pagode, wird nach und nach errichtet, ſo wie ſich Mönche melden, es zu bewohnen; jede Zelle wird bey der Ankunft deſſen, der ſie einnehmen ſoll, gebauet. Was die Würde eines Sankrats, oder Abts anlangt; ſo ernennt ihn nur der König allein dazu. Sie iſt mit Verwaltung gewiſſer Klöſter verknüpft, die wegen ihres Reichthums und weitläuftigen Gerichtsbarkeit berühmt ſind. Der General, oder der Oberſte aller Talapoinen, die im Königreiche ſind, hält ſich bey Hofe auf, das heiſt, er iſt der Superior des Kloſters, und der Pagode, im Pallaſte. Uebrigens hat er über die andern Prälaten nur eine Art von Erzbiſchöflichen Vorzuge, die der unumſchränkten Gewalt, die ein jeder Sankrat in ſeinem Bezirk hat, keinen Abbruch thut. Wenn dieſer Orden nur ein einziges Oberhaupt hätte, oder mit vereinigten Kräften oder nach einerley Meynung handelte, würde er ſonder Zweifel ſehr mächtig ſeyn. Man ſucht ſie aber lieber bey ihrer Unabhängigkeit zu erhalten, die im Grunde wenigern Bedenklichkeiten ausgeſetzt iſt, als die von den catholiſchen regulären Aebten. Denn weil die Talapoinen an kein Gelübde gebunden ſind, können ſie, ſo bald ſie des Zwangs des Kloſterlebens überdrüßig ſind, oder ſich die Tyranney und Verfolgung ihrer Superioren nicht mehr gefallen laſſen wollen, wieder in den weltlichen Stand treten. So lange ſie aber im Kloſter ſind, müßen ſie,

bey Strafe des Feuers, unverheyrathet bleiben. Man iſt über dieſen Punkt unerbittlich. Da ſie großer Vorrechte genießen; ſo würde ihr Stand dem Staate ſehr ſchädlich werden, wenn den Siamern, als natürlicherweiſe trägen und faulen Leuten, nicht ſo harte Bedingungen auferlegt wären, die ſie von dem Mönchsleben abhielten.

Als Chaou-Narvie die Anzahl der Mönche reduciren wollte, ließ er die ſchärfſten Prüfungen, ſowohl in theologiſchen, als in andern ihren Stand betreffenden Kenntnißen mit ihnen vornehmen. Wer nun keine hinlängliche Proben ſeiner Fähigkeiten ablegen konnte, mußte ſich wieder in den weltlichen Stand begeben. Und auf ſolche Weiſe wurden einige Tauſend Mönche abgeſchaft.

Die Talapoins, unter dem Vorwande, der Ehre ihres Standes nichts zu vergeben, grüßen Niemanden, verlangen hingegen von allen Leuten eine Verbeugung, die bis zur Anbetung geht. Ihr General hat die Erlaubniß, ſich bey dem Könige niederzuſetzen. Ein Vorrecht, das um ſo wichtiger iſt, da der erſte Miniſter, ja die Prinzen ſelbſt, niederfallen müßen, wenn ſie mit dem Monarchen reden. Ein Mönch wird einen Weltlichen, er ſey auch noch von ſo hohem Stande, niemals „gnädiger Herr„ nennen, ungeachtet alle Prälaten des Reichs, dieſen

ſen Titel ſelbſt annehmen. Ein Kloſter iſt ein unverletzter Freyheitsort, an dem ſich der König zu vergreifen nicht wagen würde. Einen Talapoin ſchimpfen, ſchlagen, oder in ſeiner Zelle das geringſte entwenden, iſt eine Gotteslästerung, eine Entheiligung, eine Ruchloſigkeit, die mit dem Feuer beſtraft wird, ſo wie man in einigen Ländern Europens einen Kirchenräuber verbrennt. Bey allen dieſen Vortheilen hat ein ſiamiſcher Prälat keine Gerichtsbarkeit über das Volk, ja nicht einmal über die außer ſeinem Kloſter befindlichen Ordensgeiſtlichen. Alles was er hat, beſteht in der Verwaltung gewiſſer Klöſter, die nur von Sankrats können beſorgt werden: denn es giebt hier, wie in Europa, nur unter andern Namen, Abteyen, Prioreyen und bloße Kapellen.

Das Amt der Prieſter iſt, daß ſie ihren Eingepfarrten das Geſetz, und die Lehre, die in ihren Büchern enthalten iſt, erklären. Sie predigen des Monats ordentlich zweymal; ſo lange aber die Ueberſchwemmungen dauern, predigen ſie alle Tage, früh von ſechs Uhr bis zu Mittag, und Nachmittags von ein bis fünf Uhr. Der Prediger ſitzt, mit kreuzweis gelegten Beinen, in einem erhabenen Armſtuhle, und verſchiedene Talapoins löſen einander ab. Sie verlaſſen den Predigtſtuhl ſelten, ohne von den Zuhörern Geſchenke zu erhalten. Wenn dieſe mit der vorgetragenen Lehre und der Beredſam-

keit des Predigers zufrieden ſind; ſo bezeugen ſie ihren Beyfall, und rufen: Recht gut, gnädiger Herr. Das Volk ſitzt dem Prediger gegen über auf den Ferſen, mit gefalteten Händen, und hört andächtig zu. Einem Mönche, der den Predigtſtuhl öfters beſteigt, kann es nicht leicht fehl ſchlagen, reich zu werden.

Wenn die Talapoins einerſeits viele Vorrechte genießen; ſo ſind ſie auf der andern Seite an ſehr gezwungene Gebräuche gebunden. Es iſt hier nicht von dem Gelübde der Keuſchheit die Rede, wovon ſich die Mönche in Europa viel leichter loszumachen wiſſen, weil die Uebertreter nicht verbrannt werden. Die Talapoins ſind einer unendlichen Menge anderer Pflichten unterworfen, die, ob ſie ſchon größestentheils geringfügig ſind, doch wegen der zu beobachtenden ungemeinen Aufmerkſamkeit, damit ſie nichts verſehen, beſchwerlich werden. Dieſe Mönche begehen eine grobe Sünde, wenn ſie ein Loch in die Erde machen, und ſie ſündigen von neuen, wenn ſie es nicht wieder zumachen. Eine andere eben ſo große Sünde iſt es, ein Thier oder Wurm zu tödten, das Fortkommen eines Baumes zu verhindern.

Es iſt hier ſchicklich, einige ſtrenge Ordensregeln der Talapoins aus dem la Loubere herzuſetzen:

Ein

Ein Talapoin, welcher auf das heimliche Gemach geht, ohne vorher friſches Waſſer geſchöpft zu haben, ſich zu waſchen, ſündigt.

Schleudere im Gehen nicht mit den Armen, und blinke nicht mit den Augen, wenn du redeſt; wenn du ißt, ſo mache mit den Kinnladen kein Geräuſch wie die Hunde.

Nimm die Schleppe des Kleides auf, dafern du nicht mit Arbeiten beſchäftigt biſt.

Betrübe dich nicht über den Tod deiner Verwandten.

Hüte dich ſchwerfällig zu gehen, und einen Fleiſchtopf anzugreifen.

Nun aber folgen wichtigere Punkte, die von der Tugend und ſtrengen Lebensart dieſer Mönche, einen hohen Begriff geben, wenn ſie ſolche getreulich beobachten. Sie müßen alle Muſik, alles Tanzen, die Schauſpiele und alle Zuſammenkünfte, wo man ſich luſtig macht, meiden; ſie dürfen weder Gold noch Silber bey ſich tragen; von nichts reden als was Religionsſachen betrift; nur für dieſe arbeiten; nichts wohlriechendes bey ſich führen; keine weltlichen Lieder ſingen; auf keinem Inſtrumente ſpielen; mit ihren Untergebenen nicht in einem Bette ſchlafen; kein Frauenzimmer anſehen; mit ihnen allein nicht reden; ſich mit ihnen nicht auf eine Matte ſetzen,

noch weniger ſie küſſen. Es iſt ſo gar eine Sünde, im Traume ein Frauenzimmer zu küſſen, oder mit dieſem Gedanken zu erwachen. Es iſt ferner ſündlich, zu viel zu ſchlafen, nicht gleich aufzuſtehen, ſondern ſich vorher rechts und links im Bette herumzudrehen. Hauptſächlich wird für ſündlich gehalten, ſeinen Nächſten zu richten, ihn verächtlich anzuſehen, zu verſpotten; ruhmredig zu ſeyn; zu beten, um geſehen zu werden; für Geld zu arbeiten; mehr als ein Kleid zu haben; ſich in Staatsangelegenheiten oder Hofverſtändniße zu mengen; den Kopf mit allerley Putz zu behengen; Schuhe zu tragen, auf Gold oder Silber zu eſſen; ſich auf reiche Decken zu ſetzen; die Zähne vor den Leuten zu reinigen; zu huſten oder ein Geräuſch zu machen, wenn man junge Mägdchen ſitzen ſieht, daß ſie ſich umſehen ſollen. Und endlich ſündigt ein Mönch, wenn er jemanden mit dem Gefängniße bedrohet, oder im Zorne ſagt: er wolle ſich beym Könige oder Miniſter beſchweren; wenn er zu einem Sterbenden kommt, ihn einzuſegnen, und nicht über die Nothwendigkeit des Todes ſeine Betrachtung anſtellt.

Die Talapoins begeben ſich alle Jahre drey Wochen lang in die Einſamkeit, in welcher ſie

ihre

ihre ſtrenge Lebensart verdoppeln. Sie eſſen alsdann des Tages nur einmal, und ſolches geſchieht zu Mittage. Um weniger zerſtreut zu ſeyn, verbergen ſie ſich in die Wälder, wo ſie kleine Hütten aufbauen. Das Volk ſieht es als ein Wunderwerk an, daß ſie daſelbſt nicht von den wilden Thieren zerriſſen werden; ja es bildet ſich ein, die Elephanten, Rhinoceros und Tyger, anſtatt ſie anzufallen und zu mißhandeln, kämen viemehr und leckten ihnen im Schlafe Hände und Füße.

Ordentlicher weiſe iſt die Lebensart dieſer Mönche ſehr abgemeſſen. Sie ſtehen noch vor Tage auf; doch muß es ſchon ſo helle ſeyn, daß ſie die Adern an ihren Händen erkennen können. Früher aufzuſtehen, iſt ihnen verboten, weil ſie im Dunkeln etwa einen Wurm zertreten könnten, wodurch einer der Hauptpunkte ihrer Ordensregeln übertreten würde. Ungeachtet ſie alſo noch vor Tage durch eine Klocke geweckt werden; ſo ſtehen ſie doch nicht eher auf. Ihre erſte Verrichtung iſt, daß ſie zwey Stunden im Tempel zubringen. Sie verrichten daſelbſt ihr Gebet, ſitzend auf Matten, mit kreuzweis gelegten Beinen, und ſingen auf zwey Chören. Dieß Gebet enthält eine kurze Lebensgeſchichte ihres Stifters, mit einigen Andachtsübungen untermiſcht. Wenn das geendigt iſt; ſo fangen ſie an, den Tempel zu kehren, die Altäre zu ſchmücken, und andere dergleichen Verrich-

tungen vorzunehmen. Sie gehen nachher eine Stunde lang in der Stadt herum, Allmoſen einzufodern. Sie zeigen ſich vor allen Thüren, ohne ein Wort zu ſagen, und nehmen an, was man ihnen anbietet; gehen auch ſehr beſcheiden weg, wenn man ihnen nichts giebt, welches aber doch ſehr ſelten geſchieht. Sie gehen niemals ohne Erlaubniß ihres Priors aus dem Kloſter, auch wenn ſie damit beſchäftigt ſind, Allmoſen einzuſammlen. Sie bitten ihn, indem ſie vor ihm niederfallen und mit ihrer Stirne die Erde berühren, mit den Händen aber, einen ſeiner Füße nehmen, den ſie ſehr demüthig auf ihrem Kopf legen. Wenn ſie von dem Allmoſenſammeln zurückkommen, ſteht es ihnen frey, zu frühſtücken. Nachher ſtudiren ſie, oder beſchäftigen ſich, ein jeder nach ſeinem Geſchmack und Fähigkeit. Zu Mittage eſſen ſie ein wenig Reis; einen Theil des Nachmittags aber, bringen ſie entweder mit Schlafen zu, oder ſie unterrichten die ihrer Aufſicht anvertrauten jungen Mönche. Gegen Abend gehen ſie wieder in den Tempel, und ſingen wie des Morgens. Wenn ſie ja des Abends etwas eſſen, ſo iſt es nichts als Obſt. Kurz, der Tag eines ſeinem Beruf gemäß lebenden Talapoins wird in Betrachtungen zugebracht, in der Einſamkeit, mit Leſung geiſtlicher Bücher, in der Uebung einer ſehr ſtrengen Lebensart, und in aufrichtiger Bereuung ſeiner Fehler, welche ein jeder ſeinem Superior beichtet.

Die

Die Kleidung der Talapoinen beſteht aus drey Stücken: mit dem einem umwickeln ſie den linken Arm, und bedecken die Hälfte des Leibes bis an die Hüften; der rechte Arm, die Beine und der Kopf bleiben blos. Das andere Stück geht von den Hüften bis auf die Waden. Das dritte iſt ein zeugner, ziemlich breiter Streifen, den ſie etlichemal zuſammenlegen, und um ſich herum winden. Um ſich vor der Sonne zu verwahren, haben ſie eine Art von Fecher in der Hand, **Talapat** genannt, wovon ſie, nach den Berichten einiger Reiſebeſchreiber, ihren Namen ſollen erhalten haben.

Es giebt auch **Talapoininnen** in Siam, aber weit weniger, als Nonnen in den catholiſchen Ländern. Wahr iſt es, ſie müßen älter ſeyn als die Nonnen, in unſern Klöſtern, wenn ſie den Ordenshabit anlegen. Auch haben ſie keine andere Wohnung, als bey den Talapoins. Weil ſie wenigſtens funfzig Jahr alt ſind, wenn ſie ſich entſchließen, der Welt zu entſagen; ſo ſieht man dieſes Alter als eine hinlängliche Sicherheit für ihre Keuſchheit an. Sollte es aber dem ohngeachtet geſchehen, daß ſie ausſchweifeten, es ſey nun aus einer übrig gebliebenen Neigung zur Wolluſt, oder den dringenden Begierden eines jungen Talapoins nachzugeben; ſo werden ſie deswegen nicht verbrennt, ſondern man begnügt ſich, ſie ihren Verwandten zurückzuſchicken, die ihnen die Ba-

ſtonade geben laſſen. Nicht alle Klöſter haben Talapoininnen; aber wo ſie aufgenommen werden, ſind ihre Zellen von den Mönchszellen nur durch einen leichten Verſchlag von Bambusröhre abgeſondert. Sie folgen eben den Regeln, wie die Mönche, ſo viel es der Unterſchied des Geſchlechts zuläßt. Ihre hauptſächlichſte Verrichtung beſteht darinn, daß ſie ſowohl des Morgens als auch des Abends, mit in das Chor gehen; den Mönchen das Eſſen zubereiten, die Armen und Kranken beſuchen, und für die Sünden des Volks, ſo wie für ihre eigene, beten.

Hindiſtaner.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Ueber Clima — Charakter, Sitten und einige Gebräuche der Hindiſtaner.

Hindiſtan, Indoſtan, oder das Reich des großen Mogols, gränzt gegen Abend an Perſien; gegen Mittag an die diſſeit dem Ganges liegende Halbinſul, an einen Theil von dem indianiſchen Meere, und an den bengaliſchen Meerbuſen; gegen Morgen an Tibet und an die jenſeit des Ganges liegende Halbinſul von Indien; und gegen Mitternacht an Groß- und Klein-Tibet. Es liegt zwiſchen dem vier und achtzigſten und hundert und zweyten Grad der Länge, und zwiſchen dem ein und zwanzigſten und ſechs und dreißigſten Grad der Breite. Seine Länge von Süden nach Norden iſt etwa 240 deutſche Meilen, und ſeine größte Breite an der nördlichen Gränze beträgt ohngefehr eben ſo viel, nimmt aber ab, je mehr das Land gegen Süden fortgeht. *)

Hin-

*) Es verdient hierbey nachgeleſen zu werden: des gelehrten und berühmten Herrn Profeſſor Dohms Verſuch einer geographiſchen Beſchreibung der ſüdlichen Hälfte von Hindiſtan, welchen er dem erſten Theil der iwiſchen Reiſen angehängt hat.

Digitized by Google

Hindiſtan hat die verſchiedenſte Himmelsluft. Gegen Mitternacht iſt es ſehr kalt und unfruchtbar. Gegen Mittag iſt es zwar heiß, man findet aber doch den Boden ſehr fruchtbar. Die nördlich gelegenen Provinzen ſind voll von hohen Gebürgen und zugleich ſandigt. Das Gadiſche Gebürge reicht durch ganz Hindiſtan, und iſt ihnen gegen die Einfälle fremder Völker ſehr nutzbar.

Die Witterung und die Jahreszeiten ſind in dieſem weitläuftigen Lande ſehr ordentlich. Die Winde wehen beſtändig ſechs Monate von Norden, und ſie ändern ſich hierinn ſehr wenig. In den Monaten April, May, und im Anfang des Junius, verſpürt man eine ſolche Hitze, daß einem das Geſichte von der, vom Erdboden zurückſchlagenden Hitze, ſehr leicht verbrennen kann; und wenn nicht täglich ein friſches Lüftchen oder ein abkühlender Wind wehete; ſo würden die in den nordiſchen Gegenden gebornen Menſchen in den heiſſen Landſtrichen nicht aushalten können. Denn außer der Regenzeit iſt der kälteſte Tag daſelbſt zu Mittag heiſſer, als faſt der wärmſte Tag in nördlichen Deutſchland. Indeſſen wechſeln doch Hitze und Kälte mit einander oftmals ſo ſchnell ab, daß auf einen ganz ausſerordentlich heiſſen Tag, eine ſo kalte Nacht erfolgt, daß man des Morgens ein dünnes Eis auf dem Waſſer findet, und daß auf dieſe Nacht eine eben ſo brennende Mittagshitze erfolgt, als am vorhergehenden

henden Tage. In den trockenen Jahreszeiten weht der Wind zuweilen ſo heftig, daß er eine erſtaunliche Menge Sand und Staub mit ſich in die Luft fortführt, welches ſehr fürchterlich ausſieht.

Von Surat bis Agra *) und noch weiter hin regnet es ſelten oder gar nicht, ausgenommen

*) Surat, oder wie andere ſchreiben, Surate, iſt ein wüſter Ort im Königreich Gutſcherat. Herr Prof. Dohm giebt uns von ihr in ſeiner geographiſchen Beſchreibung von Hindoſtan, folgenden Abriß: „Sie iſt, ſagt er, eine der wichtigſten Handelsſtädte in ganz Indien. Sie liegt vier Meilen vom Meere am Fluſſe Tapta, in welchem, während der Fluth mittelmäſſige Schiffe einlaufen können.„ — Die Gegend, welche Surate umgiebt, beſteht aus den fruchtbarſten, mit Reis, Getreide und auch Zuckerrohr (welches hier ſehr gut fortkommt) beſetzten Feldern, oder aus angenehmen Gärten und Luſtwäldern. Thevenot hält die Gegend von Surate für die ſchönſte in ganz Hindiſtan. Die Häuſer der gemeinen Indianer ſind meiſt von Rohr, aber die Wohnungen der Vornehmen und Kaufleute ſehr prächtig, und einige Straßen ſogar mit Porcellan bedeckt. Die Holländer und Engländer haben ſchöne öffentliche Handlungsgebäude. Es iſt auch eine Feſtung hier, welche Tavernier ſchlecht, Mandelslo aber ein herrlich Schloß oder Feſtung nennt. Man glaubt, daß ſie von den Türken erbaut ſey; ſie hat einen beſondern Commendanten, der von dem Gouverneur der Stadt unabhängig iſt. Auch die Stadt ſelbſt iſt mit einer feſten Mauer und Thürmen umgeben. —

Surate

men zu einer Jahrszeit, nemlich von der Mitte des Junius an bis gegen die Mitte des Septembers. Ihr Anfang und Ende iſt allezeit mit den wüthendſten Stürmen, mit Donner und Blitzen verbunden. Dieſe drey Monate hindurch regnet es gewöhnlich alle Tage, und bisweilen eine ganze Woche lang ohne Aufhören. Auf dieſe Art wird das Land fruchtbar gemacht. Obgleich das Land vorher wie die unfruchtbaren Gegenden in den arabiſchen Wüſten ausſiehet; ſo

Surate iſt beſonders itzt ein Hauptſitz der brittiſchen Handlung, und ein Sammelplatz der Reichthümer und der Völker. — Aber ohngeachtet dieſer glücklichen Lage findet man doch bey den Einwohnern den Wohlſtand und den Ueberfluß nicht, den man erwarten ſollte. Denn die Stadt iſt, wegen ihrer wichtigen Handlung, von dem Großmogol mit einem jährlichen Tribut von einigen Millionen belegt, wodurch das Volk ſehr gedrückt und bis zu der äußerſten Armuth erſchöpft wird. Da die Vornehmen und Kaufleute aber gemeiglich ſehr reich ſind, ſo findet man hier einen wetteifernden Luxus, und die tiefſte Dürftigkeit neben einander.„

Agra iſt die Hauptſtadt einer Provinz gleiches Namens, und übertrift an Größe alle Städte im ganzen Reiche. Der Großmogol pflegt hier im Winter zu reſidiren. Sie hat wenigſtens 12 Meilen im Umkreiſe, und der Pallaſt des Beherrſchers hat 25000 Schritt im Umfange. An prächtigen Moskeen und Götzentempeln fehlt es hier auch nicht.

ſo wird doch, wenige Tage nachher, nachdem dieſe Regengüſſe zu fallen angefangen, die Oberfläche deſſelben ganz grün, welches die Güte und Fruchtbarkeit des Bodens anzeigt.

Die Reiſebeſchreiber pflegen gewöhnlich die Hindiſtaner in vier große Ordnungen abzutheilen, dahin 1) die Geſetzverſtändigen oder die Prieſterſchaft gehört; 2) die Kriegsleute, zu welchen ihre Rajahen oder Könige gehören; 3) die Kaufleute; und 4) das gemeine Volk. Dieſe vier Hauptordnungen werden wiederum in verſchiedene Klaſſen eingetheilt, wovon wir unſern Leſern, ehe wir uns in eine genaue Darſtellung des Intereſſanteſten in dem Charakter, Sitten und Gebräuchen der Hindiſtaner einlaſſen, einige Nachrichten mittheilen müſſen.

Die Bramanen haben ihren Namen entweder vom Brammon, dem älteſten Sohne des Pourous, des erſten Menſchen, nach der Hindiſtaner Meynung, oder vom Brema, dem erſten erſchaffenen Weſen des zweyten Weltalters, dem das Geſetz gegeben wurde, und werden in 82 Familien oder Sekten eingetheilt. Ihrer Ausſage nach, meynen ſie, daß kein Geſchlecht vor Gott würdiger ſey, als das ihrige, und alle Hindiſtaner geſtehen ihnen auch gerne und mit allgemeiner Einſtimmung den erſten Platz unter ihnen zu. Selbſt das Geſetzbuch, Vedam, das für ein von Gott geſandtes Buch gehalten wird, hat ſeine Hochachtung für dieſes Geſchlecht dadurch zu erkennen gegeben, daß

Digitized by Google

kein Bramine eines Verbrechens wegen am Leben kann geſtraft werden, es mag auch ſo abſcheulich ſeyn, wie es immer will. Die Beſtrafung eines Braminen beſteht in der Beraubung ſeines Geſichts. Wer einen Braminen tödtet, wird für den gröbſten Sünder gehalten, der ſeine Vergehung nur durch eine zwölfjährige Wallfahrt büſſen kann. Auch iſt der Mörder dazu verdammt, mit der Hirnſchädel des Braminen in der Hand, Allmoſen zu betteln, und verbunden, das ihm Gegebene aus derſelben zu eſſen oder zu trinken. Nach Verlauf der zwölf Jahre iſt er gehalten, ſelbſt reichliche Almoſen zu geben, und auf ſeine Koſten einen Tempel zu erbauen, wenn er nur irgend dazu vermögend iſt. Auch im Kriege darf niemand einen Braminen tödten; ein Geſetz, das im Vedam ausdrücklich vorgeſchrieben iſt. — Aus dieſer Urſache machen die Braminen auch deswegen einen Anſpruch auf die Ehrerbietung der Hindiſtaner, daß ihnen dieß Buch überliefert worden, und daß ſie die Bewahrer deſſelben ſind. Von dieſen Braminen werden wir an einem andern Orte weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben.

Die **Kuttereys** haben ihren Namen von Kutterey, dem zweyten Sohne des Pourous, und weil ihm die Herrſchaft und Regierung übergeben wurde, ſo ſind alle Könige und Soldaten von dieſem Geſchlechte und Stamme.

Digitized by Google

Die Schuddereyen leiten ihren Urſprung vom Schudderi, dem dritten Sohne des Pourous, des erſten Menſchen, her. Und da ihm die Handlung zu ſeinem Geſchäfte beſtimmt wurde; ſo legen ſich alle, die von dieſem Stamme ſind, auf dieſelbe. Sie werden auch Baniyanen genannt, welches in der Sprache der Brammanen ſo viel, als ein unſchuldiges und frommes Volk bedeutet, wie ſie es denn auch in der That ſeyn ſollen. Sie können es nicht leiden, wenn man ein Thier tödtet, und wenn man einem von ihnen eine Ohrfeige giebt, ſo kann man ſicher ſeyn, keine wieder zu erhalten. Sie haben mit den Brammanen viele Aehnlichkeit. Die unter den Baniyanen gewöhnliche Art des Kaufens und Verkaufens iſt ſehr beſonders, und geht von andern Völkern ihrer ganz ab. Der Mäckler nimmt nemlich ſeinen Pamering von ſeinem Leibe herab, und breitet ihn über ſeine Knie. Wenn er und der Verkäufer hierauf ihre Hände darunter gelegt haben, ſo zeigt er mit den Spitzen ſeiner Finger den Preis in Pfunden, Schillingen und andern Münzſorten an, den der Käufer zu geben willens iſt, und ſodann thut ihm der Verkäufer auf eben die Weiſe zu wiſſen, wie viel er verlangt. Dieſe Art der Handlung iſt ihnen, wie ſie behaupten, in ihren Geſetzen anbefohlen. Nach eben dieſen Geſetzen müſſen ſie gerecht handeln, weder betrügen, noch zu viel Profit nehmen.

Digitized by Google

Der Stamm der **Wiſe** hat ſeine Benennung von dem vierten Sohn des Pourous, welcher der Lehrmeiſter der Handwerker war. **Wiſe** zeigt eine Perſon an, die gern einem andern Dienſte erweiſt. Man nennt dieſe Leute gegenwärtig gemeinhin **Gentiles** oder Gentews, und theilt ſie in zwey Arten ein, nemlich in die **reinen** und in die **unreinen** oder unlautern, **Viſſeran** genannt. Dieſe letzteren nehmen ſich in Anſehung ihrer Speiſen große Freyheiten heraus, und eſſen ſo lange Fiſche und Fleiſch, als es ihnen wohl ſchmeckt. Die reinen **Gentils** hingegen – welches die Handwerksleute ſind – folgen der Regel der Baniyanen in Anſehung der Speiſen; denn ſie eſſen kein Fleiſch, oder bedienen ſich doch deſſen ſehr ſelten, und enthalten ſich auch des Weins. — Dieſer Stamm iſt der zahlreichſte unter den vieren.

Die **Perreaer** oder **Pariaer** können ein fünfter und von den andern vier verſchiedener Stamm genannt werden, und weil ſie nicht für würdig gehalten werden, unter denſelben zu ſtehen, ſo dürfen ſie auch nie unter denſelben wohnen, müſſen außerhalb der Städte leben, und ihre Häuſer auf dem Lande, abgeſondert von den übrigen Dörfern, bauen, oder vielmehr eigene Dörfer haben, die mit Brunnen verſehen ſind. Denn ſie dürfen es nicht wagen, von dem Waſſer zu holen, deſſen ſich andere Familien bedienen. Und damit auch niemand ſich verſehe, und aus den Brunnen der Perreaers

Waſſer

Waſſer ſchöpfe; ſo ſind dieſe verbunden, Gebeine von todten Viehe um ihre Brunnen herzuſtreuen, damit man dieſelben kenne. Wenn dieſe Perreaer in die Städte kommen, ſo müſſen ſie ſich ſorgfältig hüten, nicht in die Straſſen zu kommen, wo die Brammanen, oder, wie wir ſie künftig, weil es gewöhnlicher iſt, nennen wollen, Braminen wohnen. So iſt ihnen auch verboten, in einen Tempel zu gehen, weder in den Tempel ihres Gottes *Wiſtnou* noch *Eſwara*, weil dieſer, da man ſie für unrein hält, dadurch beſudelt würde. — Dieſer Stamm Leute giebt ſich mit den niedrigſten Arbeiten ab, womit ſich andere nicht gerne bemengen. In Anſehung ihrer Speiſen ſind ſie auch nicht ſonderlich reinlich. Denn ſie machen ſich kein Gewiſſen daraus, Kühe, Pferde, Vögel, oder anderes Aas zu eſſen, das verreckt oder gar ſchon ſtinket.

Man ſollte denken, daß bey einem Volke, das ſich wie Schweine im Kothe herumwälzt, kein Stolz, nicht der geringſte Rangſtreit zu finden ſey. Aber der Stolz hat dennoch die Perreaer in zwey Klaſſen getheilt. Die von der erſten Klaſſe heiſſen ſchlechtweg Perreaer, die von der letztern aber Seripeer. Dieſe letztern geben ſich damit ab, Leder zu verkaufen, das ſie ſelber zubereiten. Die Perreaer, die ſich für die beſſere Familie halten, eſſen nicht in den Häuſern der Seripeer, dieſe aber machen keine Schwürigkeit, mit den erſtern zu eſſen. Und

Digitized by Google

aus dieſer Urſach ſind ſie verbunden, ihnen Hochachtung zu erweiſen, welches ſie dadurch zu erkennen geben, daß ſie gerade vor ihnen ſtehen.

Dieß vorausgeſchickt, kommen wir nun zur Beſchreibung des Charakters, der Sitten nnd Gebräuche der Hindiſtaner ſelbſt, wobey wir aber unſer Augenmerk auf die beyden Stämme **Shudderiern** oder Kaufleute, gemeiniglich Baniyanen genannt, und **Wiſe**, welche die Handwerksleute und andere geringerer Art unter ſich begreifen, richten.

Man muß den Hindiſtanern den Ruhm laßen, daß ſie ſehr mäßig leben, und ſich nie eine Ausſchweifung im Eſſen und Trinken erlauben. Man will ſo gar bemerkt haben, daß dieſe Nation gegen alle berauſchende Getränke einen natürlichen Abſcheu habe. Ihr äußerliches Betragen gegen das Frauenzimmer iſt ſehr behutſam, und ſie begehen niemals gegen ſie eine unanſtändige Handlung. Den Armen und Nothleidenden beweiſen ſie die thätigſte Hülfe. Es iſt bey ihnen ein unverletzbares Geſetz, daß alle Anverwandte einander beyſtehen, und denjenigen, die nichts haben, einen Theil ihres Vermögens mittheilen müſſen. — In ihrem Charakter trift man die größeſten Merkmale der Sanftmuth an, und ſie können durch nichts mehr erſchüttert werden, als durch Zorn und durch ein hitziges Gemüth. Dieß iſt ſonderlich in den Charakter der Baniyanen ein merkwür-

diger

diger Zug, und nur daraus kann man es erklären, warum ſie einen Abſcheu gegen alles Blutvergießen hegen. Dieß macht ſie auch zu Soldaten ganz und gar ungeſchickt, und macht ihnen den Krieg ganz fürchterlich. Daher kommt es auch, daß ſie niemanden mit einer Lebensſtrafe belegen, und gegen alle Todesſtrafen den lebhafteſten Abſcheu äußern.

Ein Baniyan wird alſo nicht leicht beleidigt, weil er von ſo ſanftem Gemüthscharakter iſt. Er erduldet alles; nur das kann er nicht ausſtehen, wenn ihm jemand mit der Sohle ſeines ausgezogenen Pantoffels, wenn er vorher darauf geſpien hat, einen Streich giebt. Für nichts fürchten ſie ſich auch mehr, als für einer ſolchen Beleidigung, denn es wird von ihnen für weit ſchimpflicher angeſehen, als wenn man uns mit Koth wirft.

Man giebt den Baniyanen allgemein ſchuld, daß ſie dem Geitz und der Gewinnſucht außerordentlich ergeben ſind. Für einen ſehr geringen Gewinn ſollen ſie fähig ſeyn, vieles zu verſuchen. Und da ſie unaufhörlich ihren Sinn auf die Vermehrung der Reichthümer ſetzen, ſo haben ſie auch alle hinlänglich zu leben, und der Geitz mancher ſcharrt große Reichthümer zuſammen. Ihr größeſter Reichthum beſteht blos in Geld und Juwelen, die ſie aber ſo heimlich halten, als es ihnen möglich iſt. Dieſe Furcht, ihre Reichthümer zu verlieren, iſt auch die Urſach, daß ſie keinen großen Aufwand machen,

und ihren vornehmſten Handel des Nachts treiben.

Das zärtliche Betragen, welches die Baniyanen gegen Thiere äußern, iſt ſehr merkwürdig. Wer einen Floh unverſehens tödtet, muß dieſen Mord wieder gut zu machen ſuchen. Sie halten es für ganz unmenſchlich und grauſam, junge Lämmer, Schaafe, Kälber u. ſ. w. zu tödten, und das Fleiſch dieſer Thiere zu eſſen. Dieſe ſchwache Seite der Baniyanen kennen die liſtigen mohammedaniſchen Fakirs, und machen ſich dieſelbe oft zu Nutze. Da ſie es nicht ſehen können, wenn jemand ein Thier tödtet, ſo drohen die Fakirs den Baniyanen oft in ihrer Gegenwart dergleichen Mord zu begehen, und verſprechen, von der That abzuſtehen, dafern ſie ihnen ein willkührliches Geſchenk an Gelde machen wollen. — *) Die Baniyanen ſetzen jährlich anſehnliche Summen zur Unterhaltung der Thiere aus, ſo wie bey uns für die Armen geſchieht. So erzählen einige Reiſebeſchreiber, daß dieſer Stamm, eine Meile von Surata, ein groſſes Hoſpital für Ochſen, Rinder, Kühe, Ziegen, Hunde und andere kranke Geſchöpfe,

*) Aus den Berichten einiger Reiſebeſchreiber erhellet, daß es die Fakirs nicht allein ſind, welche die Baniyanen ſo hinterliſtig um das Geld bringen. Sie berichten, daß auch ſonderlich die Engländer und Holländer dieſen Betrug an dieſen unſchuldigen Indianern ausüben.

Geſchöpfe, angelegt habe. Wenn ſie ſehen, daß jemand etwa einen kranken Ochſen hat, ſo bitten ſie ihn, daß er ihnen den Ochſen zur Pflege ausliefern möchte, und geben ihm dafür ſo viel, wie er verlangt. — Die Baniyanen richten auch jährlich einmal ein großes Gaſtmal für alle in ihren Häuſern befindliche Fliegen von ſüßer Milch und Zucker in großen flachen Schüſſeln an, die ſie auf die Tiſche herumſetzen. Zuweilen gehen ſie mit Reisſäcken unter dem Arme einige Meilen ins Land hinein, ſtehen bey jedem Ameiſenhaufen ſtille, und legen eine Handvoll Reis darauf. Am aller ſeltſamſten iſt die Sorge, welche ſie für die Erhaltung der Flöhe, Wanzen und anderer Thiere beweiſen, die das Blut wegſaugen. — Ovingtons (voy. to Surat.) erzählt, daß in einem Hoſpital, welches zur Pflege ſolcher Thiere erbaut iſt, zuweilen ein armer Mann gemiethet werde, der die ganze Nacht auf dem Kothe liegen müſſe, worinn ſich das Ungeziefer befände; und damit dieſer Mann durch ihr Stechen nicht gezwungen werden möchte, vor Tage davon zu laufen; — ſo werde er an dem Orte angebunden, damit ſich die Thierchens an dem Menſchenblute recht ſätigen könnten. Dieſe Erzählung ſcheint wohl nicht unrichtig zu ſeyn, denn es läßt ſich mit ihrer übertriebenen Hochachtung für die Thiere ſehr wohl reimen, zumal wenn man noch weiß, daß ſie die Thiere manchmal ankleiden, und einer Lieblingskuh oft große metallene Ringe an

 die

die Schenkel legen. Es ſcheint, daß dieſer Aberglaube durch die Lehre von der Seelenwanderung ernährt wird.

Nach dem Einverſtändniß der Reiſebeſchreiber, findet man im ganzen Orient kaum eine Nation, welche furchtſamer und zaghafter wäre, (die kriegeriſchen Rajaphuten ausgenommen) als die Hindiſtaner. Ihre übrigen Tugenden erſetzen hingegen dieſen Mangel hinlänglich. Die Baniyanen verrichten mit der gröſseſten Genauigkeit alle Aufträge, welche ihnen ſowohl von Einheimiſchen als Ausländern anvertrauet werden. Indeſſen ſind auch die **Wiſe** oder **Weytz**, welche den vierten Stamm, oder die vierte Hauptfamilie ausmachen, ſo getreu, daß ſie ihren Herren bey welchen ſie ſich etwa für Dienſtboten vermiethen, auf Reiſen nicht das geringſte entwenden, ja für die Erhaltung ſeiner Güter ſelbſt ihr eigenes Leben in Gefahr ſetzen. Die Leute von dieſem Stamme ſind beßre Dienſtboten als die mohammedaniſchen; man findet bey jenen nicht den Stolz, der dieſe ſo verächtlich macht!

Die verſchiedenen Stämme der Hindiſtaner werden insgeſammt von einander unterſchieden, theils durch den Schnitt ihrer Bärte, theils durch das verſchiedene Bemahlen ihrer Leiber und Stirnen, theils durch das Flechten ihrer Turbane (die ſie Tülbaet oder Tulbat ausſprechen). Wir wollen hier einen allgemeinen Abriß

Digitized by Google

riß von der Geſtalt und Kleidung der Hindi-ſtaner geben.

Die Hindiſtaner ſind nicht ſowohl weiß als gelbbraun, meiſtens lang, ſtark, und wohl gewachſen. — Ihre gewöhnliche Kleidung iſt ſehr ſittſam. In dem ſüdlichen Theile des Reichs, tragen die Mannsperſonen lange Röcke von den feinſten Zeugen von Baumwolle, Gold und Silber. Sie hängen ihnen bis an die Waden herunter, und werden oben am Halſe zugemacht. Vorne ſind ſie mit Schleifen von oben bis unten befeſtigt. Unter dieſer oberſten Kleidung haben ſie eine Weſte von blumigten ſeidenen oder baumwollenen Zeuge, die ihnen an dem Leibe liegt, und bis unter die Hüfte geht. — Ihre Beinkleider ſind ſehr lang, meiſt von rothen ſtreifigten Zeugen, oben weit, nach unten zu werden ſie enger, auf den Schenkel falten ſie ſich, und gehen bis an die Ferſe. Sie haben keine Strümpfe, und die Falten dieſer Beinkleider dienen ihnen, den Fuß warm zu halten. — Mitten im Reiche, und gegen Abend, gehen ſie nach perſiſcher Art gekleidet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Moguln wie die Guzuraten, die Oefnung ihres Rocks unter den linken Arm bringen, da die Perſer ſie unter den rechten ſtecken, und die erſten binden ihre Gürtel vorne, und laſſen die Enden herabhängen, da ihn die Perſer nur umwickeln, und die Enden einſtecken.

Sie

Sie haben Seripus, oder weite Schuhe, von ordentlichem rothen vergoldeten Leder, ſie gehen ſowohl im Winter als Sommer darinn barfuß. Sie tragen ſie wie wir unſre Pantoffeln, ohne ſie an den Fuß feſt zu machen, um ſie bald nehmen zu können, wenn ſie gehen wollen, oder um ſie gleich auszuziehen, wenn ſie wieder in ihre Zimmer kommen, wo ſie ſonſt ihre ſchönen Teppiche und Bedeckungen des Bodens beflecken würden.

Ihr Kopf iſt beſchoren und mit einem Turbane bedeckt, der dem türkiſchen gleicht. Er iſt von feinem weiſſen baumwollenen Zeuge, mit goldenen oder ſeidenen Streifen. Sie wiſſen ihn alle um den Kopf zu winden und zu befeſtigen, obgleich dieſe Zeuge oftmals einige Ellen lang ſind. Ihre Gürtel ſind gewöhnlich von rother Seide mit goldenen oder weiſſen Streifen und großen Quaſten, die ihnen an der rechten Hüfte herunter hängen. Unter dem erſten Gürtel haben ſie noch einen, von weiſſen baumwollenen Zeuge, der kleiner, und um den Leib gewickelt iſt. — Wenn ſie ausgehen und Regen oder Wind befürchten, ſo legen ſie über ihre Kleider eine Binde von ſeidenem Zeuge, die ſie über die Achſeln ſchlagen, und ſich um den Hals wickeln. Die Vornehmen und alle die, welche bey Hofe erſcheinen, zeigen ihre Pracht in den Kleidern. Die gemeinen Bürger und Handwerksleute, ſind, wie bereits geſagt, ſehr ſittſam gekleidet.

Die

Die mohamedaniſchen Weiber und Jungfern haben ordentlich um den Leib ein großes Stück des feinſten baumwollenen Zeuges, das ſich bey dem Gürtel anhebt, wo es nach unten zu, drey oder viermal umgewickelt wird, und ihnen bis auf die Füße herunter hängt. Unter dieſem Tuche tragen ſie eine Art Beinkleider von weiſſen Zeuge. In ihren Häuſern gehen ſie meiſtens über den Gürtel blos, ſowohl als mit dem Kopfe und den Füßen. — Wenn ſie aber ausgehen, oder ſich nur an ihren Thüren ſehen laſſen, ſo bedecken ſie ſich die Achſeln mit einer Kleidung, über die ſie noch eine Binde legen. Dieſe beyden Kleidungen, welche ſehr weit, und nirgends angeheftet, noch zugemacht ſind, ſchweben auf ihren Achſeln, und man ſiehet oft den gröſten Theil ihrer Bruſt und ihrer Arme entblößt. Die Reichen zieren ihre Arme und Füße mit Gold und Silber; die Geringeren mit Glas und Metall. Sie haben oft die Arme bis unter den Ellbogen beladen, aber dieſer koſtbare Schmuck, ſcheinet ihnen beſchwerlich zu ſeyn, und iſt auch in den Augen eines Fremden keine Zierath.

Den Frauensperſonen werden insgeſammt in der Jugend die Ohrläppichen durchbohrt, und dieſe werden mit der Zeit, vermittelſt der Sachen, die ſie in die Löcher hängen, um ſie auszudähnen, ſo groß, daß ſie Ringe tragen, welche ſo breit, als Brühenſchüſſeln ſind, und an dem äuſeren Umfange eine Höhlung haben,

wo

Digitized by Google

wo ſich das Fleiſch hineinſetzt, und ſie hält. Kurz, die Hindiſtaner, und inſonderheit die Baniyanen, wenden das Meiſte an ihre Weiber, deren gröſtes Vergnügen in ſchönen Kleidern, und den vorhin gedachten Zierathen beſtehet, ohne welche ſich auch ſogar die Weiber, die Waſſer auf den Straßen herumtragen nicht ſehen laſſen. Witwen, die ihre Männer überleben, ſind die einzigen, welche dieſes Glück nicht genießen können: denn ſie dürfen ſo wenig Juwelen tragen als geputzt ſeyn, und unterſcheiden ſich von andern durch eine rothe Lunghi.

Jetzt müſſen wir von ihren übeln Gewohnheiten auch einiges ſagen.

Die Weiber machen ſich ſo wenig als die Männer ein Gewiſſen daraus, ihre Nothdurft in den öffentlichen Gaſſen oder Landſtraßen zu verrichten. In dieſer Abſicht begeben ſie ſich, wenn ſie in der Stadt ſind, bey der Sonnen Auf- oder Untergang haufenweiſe nach einer Wand hinaus: und im Fall jemand unterdeſſen vorbeygeht, ſo kehren ſie demſelben ihren bloßen Hintern zu, verbergen aber dabey ihre Angeſichter. Die Männer, welche ſich hierbey von den Weibern abſondern, bücken ſich gleich wie ſie, nieder, wenn ſie ihr Waſſer abſchlagen. Die Mohammedaner haben dieſer Freyheit wegen einen ſchlechten Begriff von dem Hindiſtaniſchen Frauenzimmer, wie auch von den Engländiſchen

ländiſchen, wenn ſie ſehen, daß dieſelben mit einem Kuß gegrüßt werden, oder mit einer Mannsperſon in einem Garten ſpaziren gehen. Ob ſie gleich nur mit Waſſer gekochte Gewächſe eſſen, ſo laſſen ſie doch einen ſolchen Geſtank zurück, daß es ſich ſowohl in den Straßen als auch außerhalb ihrer Städte, bey den Flüſſen und Graben ſehr ſchlecht Athem holen läßt. Dem allen ohngeachtet, kann man doch die Hindiſtaner weder einer Unfläthereÿ, noch einer Faulheit beſchuldigen. Denn außerdem, daß ſie ſich jederzeit zur Zeit ihrer Andacht waſchen, eſſen und trinken ſie auch niemals etwas, ohne ſich vorher mit Waſſer gereinigt zu haben, welches ſie über ihren ganzen Leib, von Kopf bis zu den Füßen gießen. Sie leiden auch nicht, daß ſich an irgend einem Theile ihrer Leiber Unflath befinde, und ſchaffen die Haare auf der Bruſt, unter dem Arm, und an der Schaam, vermittelſt gewiſſer Salben und Pflaſter, weg. Sie ſcheeren ihre Köpfe und Bärte beſtändig, ſie ſchneiden ihre Nägel ordentlich ab, ſie ſpülen ihren Mund immer aus, und reiben ihre Zähne, daher ſie ſo weiß ausſehen als Helfenbein.

Das Leben der Hindiſtaner iſt eine ununterbrochene Emſigkeit. Sie ſind es, die das Feld bauen, pflanzen, ſäen, und das Vieh aufziehen. Sie ſind es, welche die fürtreflichen Zeuge machen, die wir aus dieſem Theile der Welt herholen und nicht wenig damit großthun.

Nicht

Nicht ein jeder hindiſtaniſcher Stamm ißt und trinkt, was ihm vorkommt. Denn einige Stämme als die Butteri und Wiſe eſſen das Fleiſch von den Thieren; hingegen rühren die Braminen und Shudderi, d. i. die Kaufleute, nie Fleiſchſpeiſen an, ſondern begnügen ſich mit dem Genuß der Gewäſche, Milchſpeiſen, Früchte und ſüßen Speiſen. Zwey unter dieſen Indianern ſehr gewöhnliche Speiſen ſind Dye und Kuheri. Dieſe letztere wird von einer kleinen runden Erbſe gemacht, die mit Reis zugleich gekocht wird; und obgleich dieſe Zubereitung gar nicht ſonderlich ſchmecken ſoll, ſo ſtärkt ſie doch ſehr. Die erſte Speiſe, nemlich der Dye beſteht aus dick gewordener ſüßer Milch, die mit abgekochtem Reis und Zucker vermiſcht iſt. Man behauptet, daß dieſe Speiſe ſehr geſchickt ſey, die Heftigkeit der Fieber und des Durchlaufs zu vermindern, welches beydes ſehr gemeine Krankheiten in Hindiſtan ſind. Das gewöhnliche Getränke der Baniyanen beſteht in Regenwaſſer. Dieß Waſſer wird in einer gewiſſen Jahrszeit aufgefangen, und in gewiſſen dazu gemachten Gefäßen aufbewahrt. Quell- und Flußwaſſer trinken ſie nur ſelten und im äußerſten Nothfalle.

Von ſtarken Getränken ſind ſie auch keine Freunde, indeſſen ſollen ſie doch dem Thee- und Kaffeetrinken ſehr ergeben ſeyn. Beſonders ſollen ſie den Kaffee ſo kochen und zubereiten können, daß ſich oben ein gelbliches Oel zeigt,

Digitized by Google

das ihn ſehr wohlſchmeckend macht. Es ſoll aber auch ſehr viel Geſchicklichkeit dazu erfodert werden, ihn ſo weit zu bringen. — Allgemeiner als der Kaffee, iſt der Gebrauch des Thees. Man ſollte denken, daß dieß warme Getränke in einem ſo heiſſen Lande ſehr ſchädlich ſey. Allein die Europäer verſichern, daß die Geſundheit bey dem Genuß deſſelben im mindeſten nicht geſchwächt werde. — Sie trinken nicht gerne mit einem andern, und hauptſächlich mit einem Fremden, aus ein, und eben demſelben Gefäße; und wenn ſie es thun, ſo pflegen ſie das Geſchirr, woraus getrunken wird, nicht an den Mund zu ſetzen, ſondern ſie gießen es ſich in den Hals. Und auf die Weiſe kann ſich eine anſehnliche Trinkgeſellſchaft mit einem Gefäße behelfen. Sie nehmen aber doch, wenn ſie wohin gehen, aus Vorſicht ihre Waſſerkrüge mit. Des Morgens gegen acht oder neun Uhr pflegen ſie zu eſſen, desgleichen des Nachmittags gegen vier oder fünf Uhr. Während der ſtarken Sonnenhitze ſind ſie ganz unthätig, und ſchlafen entweder auf Kots, d. i. Betten, oder auf Bechanahs, welches dicke mit Kopfküſſen verſehene Matratzen ſind, die ſie in die Quere von einem Ende des Zimmers bis zum andern, in einer Mannslänge ausbreiten, worauf eine anſehnliche Anzahl von Menſchen ſchlafen kann. Sie haben allezeit ein kleines Küſſen bey ſich, das ſie auf den Magen legen, um ihn gegen die umgebenden Ausdünſtungen in

Sicherheit zu ſtellen. Sie bedienen ſich ſelten einer andern Decke, als ihrer Hoſen oder Hemden, ſie müßten denn ein dünnes oder ſchlechtes Tuch von Callico über ſich herbreiten.

Es iſt in der That ſehr ſonderbar, daß die Hindiſtaner niemals aus dem Stamme heyrathen, zu welchem ſie gehören. Ein Bramine heyrathet allemal die Tochter eines Braminen; ein Kaufmann verbindet ſich mit der Tochter eines Kaufmanns, u. ſ. f. Eben ſo werden auch die Kinder in der Profeſſion erzogen, die der Vater treibt. Dieß iſt nun zwar ein Mittel, es in ihrer Kunſt weit zu bringen; es bleibt ihnen aber die Gelegenheit benommen, höher zu kommen, als ſie anfangs waren. Man findet unter ihnen die Vielweiberey nicht eingeführt. Ein Mann hat eine Frau auf einmal. Ihre Heyrathen werden bereits im ſechſten oder ſiebenten Jahre vollzogen, ſie ſchlafen aber nicht eher als im funfzehnten Jahre bey einander. Die Cerimonien, die bey dieſen Hochzeiten vorfallen, haben mit den der Mohammedaner viel Aehnliches, nur mit dem Unterſchiede, daß die jungen Leute öffentlich auf Pferden reiten, und ſich über und über mit Blumen beſtreuen. Die Urſache, warum die Hindiſtaner ihre Kinder ſo frühzeitig verheyrathen, iſt dieſe: Sie glauben nemlich, es ſey ein großes Unglück, da das Heyrathen eine der glückſeligſten Handlungen des menſchlichen Lebens ausmache, unverheyrathet zu ſterben. Um nun das Unglück zu ver-

meiden,

meiden, verheyrathen ſie ihre Kinder im ſiebenten Jahre.

Sobald die Heyrath von beyden Seiten der Eltern geſchloſſen iſt, werden unter dem Klange muſikaliſcher Inſtrumente, Abgeſandte an die Eltern der Braut geſchickt, welche ihnen mancherley Geſchenke, unter Abſingung gewiſſer Lieder, die zu ihrem Lobe verfertigt ſind, überbringen. Dieſe Abgeſandten erhalten gleichfalls Geſchenke zurück an die Eltern des Bräutigams, wodurch zu verſtehen gegeben wird, daß die überſandten Geſchenke angenehm geweſen ſind. — Hierauf fährt der Bräutigam mit vieler Pracht durch die vornehmſten Straßen der Stadt. Der Bräutigam unterſcheidet ſich von den andern durch eine Krone, die er auf ſeinem Kopfe hat, und die, nach den Umſtänden, mit vielen Koſtbarkeiten beſetzt iſt. — Am folgenden Tage hält die Braut einen gleichen Aufzug durch die Stadt, und wird von vielen Jungfern, aus eben dem Stamme, begleitet. Gegen Abend kehrt ſie wiederum nach Hauſe zurück, um mit ihrem Bräutigam copulirt zu werden. Dieſe Copulation nimmt damit ihren Anfang, daß zwiſchen dem Brautpaar ein Feuer angezündet wird, wodurch die Innbrunſt ihrer Liebe angezeigt werden ſoll. Hierauf werden ſie mit einer ſeidnen Schnur umgeben, welches das unzertrennbare Band der Ehe vorſtellen ſoll. Nach dieſem wird ein Tuch zwiſchen beyde ausgeſpannt, wodurch angezeigt

Digitized by Google

gezeigt wird, daß vor der Ehe keine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen ſtatt finden müſſe. Sobald alles dieſes geſchehen iſt, leſen die Braminen ein gewiſſes Formular ab, worinn ſie dem Manne befehlen, ſeinem Weibe das Nöthigſte zu geben, und das Weib ermahnen, ſich dem Eheherrn nicht untreu zu beweiſen. Und wenn die Prieſter ihren Segen über das neue Ehepaar geſagt haben, ſo wird das Band und das Tuch weggenommen, womit zugleich die ganze Cerimonie geendigt iſt.

In dem Eheſtande ſind auch gewiſſe Vorſchriften zu beobachten, wodurch man die Stämme von einander unterſcheiden kann. — Kein Weib darf ſich zum zweytenmale verheyrathen, wenn ſie nicht aus dem Stamme der Handwerksleute iſt. — Die Männer aus allen Stämmen, nur die Braminen ausgenommen, dürfen ſich zum zweytenmale verheyrathen. — Niemand darf aus ſeinem Stamme heyrathen. — Die Taufhandlung oder die Benennung ihrer Kinder iſt unter den Braminen ganz anders, als unter den andern Stämmen. Die letztern werden blos im Waſſer abgewaſchen, einer von den Anverwandten hält die Spitze einer Feder an des Kindes Stirn und betet: daß Gott gute Dinge hineinſchreiben möchte. Die übrigen Anweſenden ſagen dazu „Amen," und geben dem Kinde ſeinen Namen. Zuletzt macht ein Bramin ein Zeichen mit rother Farbe an die Stirne des Kindes, wodurch ſie zu er-

Digitized by Google

kennen geben, daß es in ihre Gemeinſchaft aufgenommen iſt, und dieß iſt das Final der ganzen Cerimonie. Der Braminen Kinder werden nicht allein mit Waſſer eingewenhet, ſondern auch mit Oel geſalbet. Andere Umſtände übergehen wir hier.

Wir kommen itzt zu dem Verhalten, das die Hindiſtaner bey tödtlichen Krankheiten und dem Abſterben der Ihrigen beweiſen. Wenn ein Kranker zur Geneſung keine Hoffnung mehr hat, ſo befiehlt man ihm, den Namen Gottes anzurufen. Sieht man ſein Ende herannahen, ſo nehmen ſie die Hand des Kranken, und gießen Waſſer hinein, rufen den Kiſtneruppon, d. i. den Gott des Waſſers an, daß er ihn dem höchſten Gott rein überbringen möge. Sie haben auch unter ſich die Mode eingeführt, den Erblaßten ſogleich abzuwaſchen.

Stirbt ein Rajah, ſo ſcheeren ſich ſeine Unterthanen ihre Haare ab, welches ein Zeichen der tiefſten Unterwürfigkeit iſt. — Nach dem Tode eines Freundes ſtellen die Baniyanen große Gaſtereyen an.

Die Hindiſtaner verbrennen gemeiniglich ihre Todten, anſtatt ſie zu begraben. Der bey dieſer Handlung anweſende Bramin ſpricht dabey folgende Worte aus: „O Erde, dieſen unſern Bruder vertrauen wir dir an. Dir gehörte, da er noch lebte, ein großer Theil von ihm. Er war aus der Erde gemacht, von den

Digitized by Google

Früchten der Erde ernährte er ſich; und da er nun geſtorben, ſo geben wir ihn dir wieder zurück.„ Nächſt dieſem werden brennbare Materien an den todten Körper gelegt, und in Feuer geſetzt, wobey der Bramine folgende Worte ausſpricht: „O Feuer, du hatteſt, da er noch lebte, einen Antheil an ihm, weil er ſein Leben durch deine natürliche Hitze erhielt. Wir übergeben dir daher ſeinen Körper wieder, damit du ihn reinigen mögeſt.„

Iſt der Leichnam vom Feuer verzehrt, ſo ſtreuen ſie die Aſche in die Luft, wobey der Bramin dieſe Worte wiederholt: O Licht! ſo lange er durch dich lebte, ſo ahtmete er; und da er nun aufgehört hat zu athmen, ſo übergeben wir ihn dir. Wenn endlich die Aſche ins Waſſer gefallen, ſo rufen ſie: O Waſſer! deine Feuchtigkeit erhielt ihn, da er noch lebte. Da aber nunmehr ſein Körper zerſtreuet worden, ſo nimm deinen Antheil von ihm wieder zurück. — Sie ſagen, das menſchliche Leben werde durch die vier Elemente erhalten, und alſo müſſe er auch bey ſeinem Tode wieder unter ſie vertheilt werden.

Wenn gleich dieſe Art des Verbrennens der gemeine Gebrauch iſt, ſo wird ſie doch in Hindiſtan nicht durchgängig beobachtet. Einige braten nur die Leiche nahe am Waſſer, und werfen ſie dann gänzlich in daſſelbe. Noch andere bringen den Kranken, wenn ſie ſehen,

daß

Digitized by Google

daß ſein Tod unvermeidlich iſt, an das Ufer eines Fluſſes, ſetzen zuförderſt ſeine Füße ins Waſſer, und laſſen ihn nachgehens bis an die Kehle herunter fallen. Wenn ſie ſehen, daß er ſterben will, ſo laſſen ſie ihn ganz unter das Waſſer ſinken, erheben ein gewaltiges Geſchrey, und klatſchen dabey mit ihren Händen. Dieſe Begräbnißart iſt ſehr unmenſchlich; ſie führen aber folgenden Grund dafür an: „damit die Seele bey Verlaſſung des Leibes von allen den Unreinigkeiten möchte abgewaſchen werden, die ſie vielleicht während ihres Aufenthalts in denſelben angenommen.

Seitdem man die Geſetze wegen Verbrennung der Todten gemacht hat, ſcheint es zur Mode geworden zu ſeyn, daß die Wittwen dem Leichnam ihres Mannes in dem Begräbnißfeuer Geſellſchaft leiſten. Diejenigen, welche von den Verſtorbenen beſchlafen worden, heyrathen nicht zum zweytenmale. Weil ſie aber ihre Haare abſchneiden, und den Reſt ihres Lebens als verachtete Geſchöpfe hinbringen müſſen, ſo verbrennen ſie ſich lieber, ſowohl um dieſer Beſchimpfung zu entgehen, als auch aus Liebe gegen ihre Männer. Ueberhaupt aber wird hierzu niemand gezwungen, ausgenommen, wenn ein vornehmer Herr ſtirbt. Alsdann nöthigt man ſeine Weiber, ſich zu verbrennen, blos um das Begräbniß dadurch zu zieren. Zuweilen macht es die Frau mit ihrem Manne aus, ihm auf

Digitized by Google

dem Holzgerüſte zu folgen, und ſich mit ihm zugleich zu verbrennen.

Bernier, ein zuverläßiger Reiſebeſchreiber, erzählt, er habe es oft mit angeſehen, daß ſich Weiber mit ſo vieler Standhaftigkeit verbrannten, als man nicht beſchreiben könnte. Er kam einsmal an einen Ort, wo er vier bis fünf Braminen einen Holzhaufen anzünden ſah, auf dem ein Weib neben der Leiche ihres Mannes ſaß; und überdieß tanzten und ſangen noch fünf andere Frauensperſonen, die ſich einander bey den Händen angefaßt hatten, um die Grube herum. Sogleich ſtund alles um das Weib herum in Flamme, die doch ganz ruhig und gelaſſen dabey zu ſeyn ſchien. Was aber noch erſtaunender war; ſo ſtürzte ſich ganz unvermuthet eine von den Tänzerinnen ins Feuer, und die übrigen thaten alle nach einander ein gleiches, ohne daß man die geringſte Furchtſamkeit bey ihnen bemerkt hätte.

Bey manchem Frauenzimmer iſt aber doch eine merkliche Furcht, wenn es ſich will verbrennen laſſen. Und manche würde oftmals ſehr gerne wieder abſtehen, wenn ſie nur könnte. Denn die Braminen, die mit ihren großen Stangen gegenwärtig ſind, ſetzen ſie in eine ſolche Furcht und Schrecken, daß ſie oft ganz betäubt da ſtehen. Können ſie ihnen aber keinen Muth machen; ſo ſtoßen ſie dieſelben gar ſelbſt ins Feuer. Man kann das gottloſe Betragen der Braminen bey ſolchen Vorfallenheiten, nicht abſcheu-

lich

lich genug vorſtellen. Leſer, die ſich von ſolchen Grauſamkeiten näher unterrichten wollen, können den Bernier ſelbſt nachſchlagen. Hier erlaubt es uns der Ort nicht, mehr davon zu ſchreiben.

In andern Gegenden Indiens, übt man aber noch grauſamere Dinge aus. Denn, anſtatt daß man diejenigen Weiber, welche bey dem Tode ihres Mannes gerne ſterben wollen, verbrennen ſollte, gräbt man ſie vielmehr bis an die Kehle lebendig in die Erde, und dann fallen zwey oder drey andere dieſelben auf einmal an, und drehen ihnen die Hälſe um. Und wenn ſie dieſe auf ſolche Weiſe erwürgt haben; — ſo decken ſie geſchwinde Erde darüber, und laufen alsdann auf ihren Köpfen hin und her, um es gleich mit ihnen auszumachen.

Zweytes Kapitel.

Von der Geſchicklichkeit der Hindiſtianer in den Künſten: und ihrer Gelehrſamkeit überhaupt.

Die ſehr große Hitze in Indien, macht die Einwohner gar nicht träge. Sie äuſſern vielmehr in vielen Stücken einen ganz unvergleichlichen Scharfſinn, und ſind überhaupt

haupt zur Nachahmung einer Sache auf eine bewundernswürdige Weiſe geſchickt. Man ſagt, daß mancher Baniyan eine große Rechnung, durch die Stärke ſeines Gedächtnißes, im Kopfe ausrechnen könne, die einem geübten Rechenmeiſter mit der Feder in der Hand, viele Mühe machen würde. Die Seidenweber und Schifszimmerleute, können die beſten europäiſchen Muſter und größeſten engliſchen Schiffe nachahmen und verfertigen. Ein indianiſcher Schneider iſt fähig, einem Europäer nach der neueſten Mode ein Kleid zu machen. Ein Friſeur kann jemanden eben ſo hoch nach der europäiſchen Art die Haare friſiren, als wenn er ein gelernter europäiſcher Meiſter wäre. — In einigen Künſten ſollen die Indianer uns übertreffen, dahin z. E. das Mahlen des Chites gehört, dem die europäiſche weder an Glanz, noch an Dauer beykommt. Die goldenen Streifen und Blumen in ihren Atlaſſen, ſind bey ihnen weit vollkommener und ſchöner als bey uns. Auch die Carniolringe, um welche gedoppelte goldene Ketten gehen, die in gewiſſen Entfernungen zuſammenſtoßen, wo Diamanten, Rubinen zum Zierrath hineingeſetzt werden, ſind ſo künſtlich gearbeitet, daß man es ihnen ſchwerlich gleich thun wird. —

Die Künſtler in Bengalen, ſagt ein gewiſſer Mißionair, ſind bis zum Erſtaunen geſchickt. Ihre Leinwand iſt ſo fein, daß man ſehr breite Stücke durch einen Ring ziehen kann.

Sie

Digitized by Google

Sie können ein Stück zerriſſenes Neſſeltuch ſo geſchickt zuſammennähen, daß man die Nath gar nicht finden kann. Eben dieſe Geſchicklichkeit äußern ſie, wenn ſie z. E. zerbrochenes Porcellain wieder zuſammenſetzen. —

Im Dratharbeiten ſind ihre Goldſchmiede ſehr geſchickt, und man will für gewiß behaupten, daß ſie es hierinn den Europäern völlig gleich thäten.

Die Weber ſitzen in ihren Höfen und weben die ſchöne Leinewand, welche ſo ſehr in allen Welttheilen geſucht und mit vielem Gelde bezahlt wird. — Ein Maurer kann den Boden des größeſten Zimmers dergeſtalt mit einem aus Ziegelſtaub und Kalk beſtehenden Mörtel belegen, daß alles wie ein einziger Stein ausſieht, und viel härter als Sandſtein iſt.

Die hindiſtaniſchen Chymiſten pulveriſiren alle Arten von Metall mit weniger Mühe, und bedienen ſich des erſten Gefäßes, das ſie vorfinden, dazu, daß ſie Queckſilber aus Zinnober ziehen, und zu andern mercurialiſchen Zubereitungen, wobey ſie, wie Papin berichtet, auf die einfachſte Art verfahren.

Terry berichtet, daß ſie fürtrefliche Mahler wären, und ein Gemählde ſo genau abcopirten, daß es ſehr ſchwer ſey, die Copie vom Gemählde zu unterſcheiden. Er verſichert aber auch zugleich, daß es der Mahlerkunſt in dem Lande des Großmogols an hinlänglicher Aufmunterung fehle. — Sie verſtehen auch die Kunſt,

auf

auf Agat, Cryſtal und andern zerbrechlichen Materialien in Gold zu arbeiten, welches die europäiſchen Goldſchmiede und Steinſchneider, nur mit vieler Mühe können. An die Ränder oder an der Mitte der Trinkgeſchirre, machen ſie goldene Ringe. Was das meiſte zur Vollkommenheit der Handwerker in ihren verſchiedenen Profeßionen beyträgt, iſt dieſes, daß ein jeder, unter den Mohammedanern ſowohl als unter den Heiden ſeine Kinder in eben dem Handwerke und Geſchäfte auferzieht, das er treibt.

Man kann alſo den hindiſtaniſchen Handwerkern, weder Genie noch Fleiß abſprechen, und ſie verdienen in aller Abſicht gelobt zu werden. Wir wollen nun ſehen, ob ſich die Braminen, in der Gelehrſamkeit eben ſo ſehr hervorthun, da ſie doch vorgeben, daß ſie nur allein zur Betreibung derſelben ein Recht hätten, und ob ſie überhaupt hinlängliche Urſache haben, jene zu verachten.

Die Dichtkunſt, welche überhaupt die erſte Wiſſenſchaft iſt, die eine Nation treibt, iſt von den Hindiſtianern nicht ſo ſehr vernachläßigt, wie einige Reiſebeſchreiber vorgeben. Man findet vielmehr einen Ueberfluß von Dichtern unter ihnen. Indeſſen will man doch bemerkt haben, daß die Einheit der Handlung in ihren Pouran nicht ſo genau beobachtet werde, wie Virgil und Homer gethan haben. Die indianiſchen Fabeln, welche die Araber und Perſer

ſo

Digitized by Google

ſo oft überſetzt haben, beſtehen aus einer Sammlung von fünf kleinen Gedichten, die vollkommen regelmäßig und zur Erziehung der Prinzen von **Patea** *) ſind verfertigt worden.

Die Braminen haben ſich zwar nie auf die **Beredſamkeit** gelegt, ſie haben aber dennoch eine große Anzahl Bücher, welche Regeln in Anſehung der Reinigkeit, Schönheit und Zierlichkeit der Sprache enthalten, und welches eine beſondere Wiſſenſchaft ausmacht. — Unter allen Theilen der Gelehrſamkeit aber, ſcheint die **Geſchichtskunde** von den Hindiſtanern am wenigſten bearbeitet zu ſeyn, da ſie eine ganz übertriebene Liebe zu dem Wunderbaren haben. Dieſen höchſt fehlerhaften Geſchmack hat man lediglich den Braminen zuzuſchreiben. Indeſſen haben doch die Prinzen vermuthlich eine ordentliche Geſchichte ihrer Vorfahren, beſonders in Hindiſtan, wo ſie mächtiger und aus dem Stamme der **Rahjaputen** ſind. Man findet auch in den nordlichen Gegenden Bücher, **Natak** genannt, von den die Braminen behaupten, daß ſie viele alte Geſchichte, ohne von Fabeln durchwebt zu ſeyn, enthalten. — Man findet auch in ihren Gedichten viele herrliche Ueberbleibſel des Alterthums, als die Nachricht von einer

*) Die pataniſchen Prinzen, deren in der indianiſchen Geſchichte erwähnt wird, haben vor den Mohammedanern in Hindiſtian regiert.

einer Welt vor der Sündfluth, von den aſſyri-
ſchen und macedoniſchen Reichen.

Faſt alle Theile der Mathematik haben die Braminen bearbeitet. — In der Algebra ſind ſie keine Fremdlinge. Aber ihr Hauptſtudium iſt von jeher die Sterndeuterey geweſen, und iſt es auch noch. Die Urſache, warum ſie ſich hierauf ſo ſehr legen, iſt, weil ſie daraus, wegen des Aberglaubens, der Großen ſowohl als des gemeinen Volks, ihren größeſten Vortheil ziehen können. Sie haben verſchiedene Abhandlungen von der Sternſeherkunſt, und man hat in Anſehung derſelben Grund zu glauben, daß irgend ein gelehrter Grieche, als Pythagoras, der ehemals nach Indien gereiſt, die braminiſchen Wiſſenſchaften gelernt, und ihnen dagegen ſeine aſtronomiſche Methode, nebſt den griechiſchen Namen der Planeten, der zwölf Himmelszeichen und andere Kunſtwörter communicirt habe.

Was den Namen der Gymnoſophiſten im Alterthume am meiſten berühmt machte, war ihre Philoſophie, die ſie, ihrer Fürtreflichkeit wegen, Shaſtram, d. i. Wiſſenſchaft nennen, und die aus der Vernunftlehre oder Logik aus der Methaphyſik und aus etwas Pſychologie beſteht. Der Hauptentzweck, worauf alle philoſophiſchen Unterſuchungen der Braminen abzwecken, iſt die Moukti oder die Befreyung der Seele von der Gefangenſchaft und von dem Elende dieſes Lebens, durch eine vollkommene

Glück-

Glückſeligkeit, welche ihren Weſen nach, entweder in der Befreyung der Seele ſelbſt oder in ihrer unmittelbaren Würkung beſtehet. — So wie es unter den Griechen verſchiedene philoſophiſche Schulen gab; ſo fanden ſich auch unter den Braminen ſechs Hauptſchulen oder Sekten mit Namen **Niyayam**, **Vedantam**, **Sankiam**, **Mimamſa**, **Paſangalam** und **Bhaſſiam**. Dieſe ſind nichts anders als was ſchlechthin die Wiſſenſchaften genannt werden, und jede derſelben iſt von den übrigen durch eine beſondere Meynung, in Anſehung der Glückſeligkeit und der Mittel, dieſelbe zu erhalten, verſchieden. Die erſte dieſer Schulen iſt wegen der Logik, und die andere wegen der Methaphyſik berühmt. Was die erſte anbetrift, ſo ſind ihre Regeln in Anſehung der Schlüße richtig, und gehen hauptſächlich von unſern darinn ab, daß, nach der Meynung der Braminen, ein vollkommener Schluß vier Terminos haben müße. z. E. Wo Rauch iſt, da iſt auch Feuer: auf dieſem Berge iſt Rauch, alſo iſt auch daſelbſt Feuer. Die Schule Niyayam, d. i. Vernunft oder Verſtand, iſt wegen dieſer Kunſt überaus berühmt. Sie beſchäftigt ſich aber doch mehr mit unnützen Speculationen, als weſentlichen Gegenſtänden. Sie iſt ein Gemiſch von Kleinigkeiten, ſo wie unſre Vernunftlehre etwa vor drittehalb Jahrzehnden war.

Es giebt noch außer dieſen ſechs Sekten, verſchiedene andere die in Religionsſachen ſo viele

Digitized by Google

le Ketzereyen ausmachen. Unter dieſen ſind die **Agama** = **ſhaſtram** und die **Baudda** = **matham** ohne Zweifel die merkwürdigſten. Die erſten wollen weder einen Unterſchied der Stände unter den Menſchen, noch rechtmäßige Cerimonien zugeben, und werden der Zauberey beſchuldigt. Die letztern, deren Meynung von der Seelenwanderung durchgängig angenommen wird, werden der Atheiſterey beſchuldigt, und geſtehen keinen andern Erkenntnißgrund als unſre Sinne zu.

Aus der Schule der Niyayam kamen vormals die berühmteſten Gegner der **Bauddiſten**, die durch ihr Anſtiften in verſchiedenen Königreichen ein ganz erſchreckliches Blutbad über ſich ergehen laſſen mußten. **Batta**, einer von den beyden, die ſich in dieſem Streite am meiſten hervorthaten, verbrannte ſich, um ſich von ſo vielem Blute, zu deſſen Vergießung er Gelegenheit gegeben, zu reinigen, mit großer Feyerlichkeit. — Alle dieſe Sekten reden von dem Urſtoff der Dinge, aber auf eine ganz verſchiedene Weiſe. Einige ſagen, es beſtehe alles aus Körpern, die nicht wegen ihrer Feſtigkeit und Härte, ſondern wegen ihrer Kleinheit untheilbar wären. Andere ſagen, es beſtehe alles aus der Materie und Form, und niemand erklärt ſich eigentlich darüber, was er unter Materie und Form verſtehe. Noch andere ſind der Meynung, daß alles aus vier Elementen und einem Nichts beſtehe; ſie erklären ſich aber nicht

wegen

wegen der Vermiſchung und Verwandlung. Und was ihr Nichts anbetrift; ſo nehmen ſie viererley Arten an, die ſie aber eben ſo wenig als viele andere Dinge zu begreifen ſcheinen. Nach einiger Meynung ſind Licht und Finſterniß der Urſtoff, wovon ſie viel abgeſchmacktes Zeug zu ſchwatzen wiſſen. — Endlich behaupten auch einige, daß alles aus Zufall beſtehe, worüber ſie ſich gleichfalls ſehr verworren erklären. Was aber im Ganzen genommen, dieſen Urſtoff anlangt; ſo erklären ſie alle einſtimmig, daß er ewig iſt, und unſre Hervorbringung aus Nichts, iſt ihnen nie in die Gedanken gekommen.

Ihre Moral, oder ihre philoſophiſche Sittenlehre iſt in vielen Werken der Niti Shaſtram oder moraliſchen Wiſſenſchaft enthalten, die in ſpruchreichen Verſen beſteht. In dieſem Theile der Weltweisheit, den die Braminen auch andern Stämmen mittheilen; haben ſich unter ihnen verſchiedene Schriftſteller hervorgethan. Beſonders haben hierinn die Shoutres und Parias großen Ruhm erworben.

Es legt ſich auch ein anſehnlicher Theil von den Braminen auf die Erlernung der Arzeneygelahrheit. Auch fehlt es ihnen in dieſer Wiſſenſchaft nicht an vielen Büchern; ſie enthalten aber faſt nichts anders als unbedeutende Recepte. Ihre Heilungsart iſt von der unſrigen ſehr weit unterſchieden, und gründet ſich, nach Berniers Bericht, auf folgende Grundſätze:

daß einer, der mit einem Fieber behaftet ſey, nicht viel Nahrung nöthig habe; daß die Enthaltſamkeit bey allen Arten von Krankheiten das beſte Mittel ſey; daß für einen kranken Körper nichts ſchädlicher ſey, als Fleiſchbrühe, und daß nichts eher in dem Magen eines Patienten verderbe, als dieſelbe; daß niemals müße Blut gelaſſen werden, ausgenommen in der gröſſeſten und augenſcheinlichſten Gefahr, als, wenn man eine Raſerey vermuthet, oder wenn ein wichtiger Theil, als die Bruſt, die Leber oder die Niere inflammirt worden ſey. Dieſe Heilmethode, welche in Indien ſehr glücklich ablauft, wird auch von den mohammedaniſchen Aerzten, ſonderlich in Anſehung der Fleiſchbrühe, angerathen.

In Bengalen darf es kein Arzt wagen, einen Kranken zu beſuchen, wenn er nicht die eigentliche Krankheit und den Zuſtand ſeiner Leibesbeſchaffenheit kennt. Dieß thut er mit weniger Mühe, wenn er nur nach den Puls fühlt. Die meiſten laſſen einen Tropfen Waſſer in den Urin des Patienten fallen. Zertheilt ſich derſelbe; ſo ſagen ſie, er habe ſtarke innerliche Hitze: thut er es aber nicht; ſo zeigt es einen Mangel der Hitze an. — Bey allen dem verſtehen die Hindiſtianer faſt gar nichts von der Anatomie. Hierüber darf man ſich auch nicht wundern, da es ihnen gänzlich an Gelegenheit fehlt, den Körper eines Menſchen oder eines Thiers zu öfnen. Sie behaupten aber doch,

daß

daß über fünf Tauſend Adern am menſchlichen Körper ſich befänden, nicht anders als wenn ſie ſie gezählt hätten.

Sie haben bey ihrer Sternſeherkunſt gewiſſe Tafeln, nach der ſie die Sonn- und Mondfinſterniſſen beynahe ſo genau ausrechnen, als die Europäer. Der Grund, den ſie anführen, iſt aber ſehr abgeſchmackt. Sie meynen nemlich, die Sonn- und Mondfinſterniß würde durch den Rah, einen ſchwarzen Deuta oder Dämon verurſacht. Dieſer bemächtige ſich der Lichter, und machte ſie gleichſam mit Dinte ſchwarz. — Nach ihrer Sage ſteht auch der Mond über funfzig tauſend Meilen höher, als die Sonne. Sie glauben feſte und heilig, daß die Sonne, der Mond, und alle Sterne Deutaen ſind; daß es Nacht iſt, wenn ſich die Sonne hinter dem eingebildeten Gebürge Someyra befindet, und Tag, wenn ſie ſich von ſeinem Schatten befreyet.

Dieſer Berg, ſagen ſie, ſtehet in der Mitte der Erde, hat die Geſtalt eines umgekehrten Kegels, und iſt viele tauſend Meilen hoch. (Es verdient hierüber Bernier T. 4. S. 160 u. f. nachgeleſen zu werden.)

Ehe wir dieſen Artikel ſchließen, müſſen wir noch etwas von der Erdkunde der Braminen ſagen. Ihrer Meynung zufolge iſt die Erde platt und dreyeckigt, und hat ſieben Stockwerke, die alle von einander nicht nur in Anſehung der Schönheit und Vollkommenheit,

 ſondern

ſondern auch in Anſehung der Einwohner, ver⸗ſchieden ſind. Jedes iſt mit einem beſondern Meer umgeben, worunter das eine aus Milch, das andere aus Zucker, das dritte aus Butter, das vierte aus Wein, und ſo ferner beſteht. — Das Gebürge Someyra geht durch die Mitte dieſer Stockwerke — welches wechſelsweiſe aus einer Erde und aus einem Meere beſtehet — durch, und das erſte Stockwerk geht bey dem Fuße deſſelben an. Alle dieſe Erden, welche von Deutaen bewohnt werden, werden immer unvollkommener, bis zur ſiebenten, welches unſere iſt, worinn weit unvollkommenere Men⸗ſchen wohnen, als die **Deutaen** ſind. Endlich ruhet nach ihrer Meynung, dieſe ganze Maſſe, auf den Köpfen vieler Elephanten, welche durch ihre Bewegungen die Erdbeben verurſachen. **Bernier** macht bey Gelegenheit dieſer abge⸗ſchmackten Dinge folgende gegründete Anmer⸗kung: **Wenn es eine ſolche Beſchaffenheit mit den berühmten Wiſſenſchaften** der alten Braminen in Indien **gehabt hat, wie vorhin gezeigt worden, und dieſes aus ihrer Aufzeichnung in der hanſkoitiſchen Sprache zu erhellen ſcheint; ſo ſind ſehr viele in der hohen Meynung betrogen worden, die ſie von ihnen gehabt.** Ein geheimnißvolles Vorgeben in Dingen von die⸗ſer Beſchaffenheit, muß jederzeit als eine Decke angeſehen werden, darunter Abgeſchmacktheiten oder Unvollkommenheiten verborgen liegen.

Kurz,

Kurz, die Braminen ſollen dieſe Dunkelheit ſo weit treiben, daß ſie ſich nicht nur vor dem Volke unbekannter Kunſtwörter bedienen, ſondern auch die bekannteſten Dinge in eine geheimnißvolle Sprache eingehüllt haben. Die Stadt **Bernares**, welche in Bengalen am Fluſſe Ganges liegt, iſt die allgemeine Schule, und gleichſam das Athen für den indiſchen Adel. Hieher kommen auch die Braminen und Mönche, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen. Sie ſind nicht in Collegia und Klaſſen vertheilt, wie in Europa, ſondern die Lehrer ſind — mehr nach der Schule der alten Griechen — durch die Stadt in ihren Häuſern zerſtreut, und halten ſich beſonders gerne in den Gärten der Vorſtädte auf. Die Lehrer haben vier, ſechs bis ſieben Schüler, und die berühmteſten zwölf bis funfzehn, welche zehn oder zwölf Jahre bey ihnen zubringen. Denn ſie ſind überaus träge und faul, und zudem werden ſie durch keine Hoffnung einer guten Beförderung zu den Wiſſenſchaften aufgemuntert.

Ihr erſtes Studium heißt **Hanſkrit**, d. i. eine reine Sprache, die von der gemeinen indianiſchen ganz abgeht, und nur den Lehrern bekannt iſt. Weil ihre heiligen Bücher, die von ſehr hohem Alter ſind, in dieſer Sprache geſchrieben worden; ſo nennen ſie ſelbige heilig und göttlich. Wenn ſie dieſe Sprache, die ſehr ſchwer iſt, gelernt haben, ſo legen ſie ſich ordentlicherweiſe auf die Leſung des Puran, welches

die Auslegung und der kurze Inbegriff der Beths oder heiligen Bücher iſt, die weitläuftig genug ſind. — Nach dem Puran legen ſich einige auf die Philoſophie, worinn ſie aber keine ſonderliche Fortſchritte machen.

Drittes Kapitel.

Von den gewöhnlichen Krankheiten — Wohnung — Handel und Gewerbe der Hindiſtaner.

Unter den mancherley Krankheiten, womit die Hindiſtaner beſchwert werden, rechnet man den Durchlauf und das hitzige Fieber, die ſich im Solſtitio einzufinden pflegen, und den Kopf und das Gehirn mehr als alle übrige Theile des Leibes angreifen. Man findet hingegen weder das kalte Fieber noch auch das Podagra und den Stein bey ihnen. Bernier iſt geneigt, dieß ihrer großen Mäßigkeit und ihrer Enthaltſamkeit des Weins, wie auch ihren Ausdünſtungen zuzuſchreiben. Er meynt auch ſo gar, daß diejenigen Europäer, welche mit Podagra und Stein behaftet, nach Hindiſtan kämen, ihrer endlich los würden. Zur Behauptung dieſes Satzes führt er ſich ſelbſt zum Beyſpiel an.

Indeſſen werden ſie oftmals mit Entzündungen oder mit einer Peſt geplagt, welche entſetzliche Niederlagen verurſachen, wenn ſie in große Städte kommen. Wer von dieſen Krankheiten befallen wird, muß höchſtens in zwanzig Stunden ſeinen Geiſt aufgeben. Der Körper iſt über und über in Feuer geſetzt, ſo daß man nach dem Abſterben des Kranken kaum die Hand auf den Körper legen kann. Diejenigen, welche ihr Leben von dieſer Krankheit retten, bekommen große und mit einer dicken, gelben, wäſſrigten Materie angefüllte Blaſen an ihren Leibern, welche von der Materie durchfreſſen werden und aufgehen. Die Engländer, welche nach Indien kommen, werden faſt alle mit einer heftigen Krankheit befallen, und bekommen eine dauerhafte Geſundheit, wenn ſie glücklich von derſelben geheilt werden.

Die Hindiſtaner bedienen ſich bey dieſen gefährlichen Krankheiten der Aerzte ſehr wenig, ob ſie gleich an ſolchen Leuten keinen Mangel haben. Sie haben kein Vertrauen zu ihnen, und das einzige, was ſie noch zugeben, iſt, daß ſie ſich von ihnen die Adern öfnen laßen. Die möglichſte Enthaltung der Speiſen halten ſie für das einzige Mittel, die zum Theil verlohrne Geſundheit wieder zu erhalten.

Unter andern Krankheiten trift man auch bey ihnen die von den Portugieſen ſogenannte Krankheit **Mordechin** an, welche in einem Erbrechen und Durchlauf beſteht, und größe-

ſtentheils vom Ueberfluß im Eſſen, beſonders wenn Fleiſch und Fiſche mit einander gegeſſen werden, herrührt. Man ſoll dieſe Krankheit mit einem ſehr heiſſen Eiſen curiren, welches man dem Patienten ſo lange auf die Ferſen legt, bis er den Schmerz empfindet. Die Europäer ſind noch einer andern Krankheit unterworfen, welche man Barbeers nennt, und in der Beraubung des Gebrauchs aller Glieder beſteht. Dieſes Uebel entſteht bisweilen daher, wenn ſie ihre Gliedmaßen nicht genug vor den kalten Dünſten der Nacht und vor den Feuchtigkeiten derjenigen nächtlichen Zufälle, die in dieſer Gegend hie und da verſpürt werden, verwahren. Das beſte Mittel, das für dieſe Krankheit kann gebraucht werden, iſt, daß ſie ſich fleißig der warmen Bäder bedienen. In Bengalen ſind, außer den bereits erwähnten Krankheiten, Sonipat und Pilhay, noch die gewöhnlichſten. Sonipat, oder die Schlafſucht wird geheilt, wenn man mit Weineßig zerſtoßenes Chenopodium — welches ein gewiſſes Kraut iſt, in die Augen legt.

Was die Milzverſtopfung anbetrift, ſo machen die Joghis, oder die hindiſtaniſchen Bußaden, deren beſonderes und eigentliches Hülfsmittel dieſes iſt, einen kleinen Einſchnitt oberhalb der Milze, ſtecken alsdann eine lange Nadel zwiſchen die Haut und das Fleiſch, und legen ein Stück Horn auf die Wunde, welches eine ſchleimichte und faulartige Materie herauszieht.

ziehrt. — Die gemeinen Leute pflegen ſich ſehr einfacher Mittel zu bedienen. Hat z. E. jemand die Kolik, die vom Winde und Schleime entſteht, ſo geben ſie ihm vier Löffel voll Waſſer ein, worinn etwas Anis und Ingwer ſo lange gekocht worden, bis ſich das Waſſer halb verzehrt. Sie zerſtoßen auch eine rohe Zwiebel mit Ingwer, und legen ſie kalt auf denjenigen Theil, wo der Schmerz empfunden wird. — Hat jemand eine Verſtopfung des Urins, ſo geben ſie ihm einen Löffel voll Baumöhl ein, der mit eben ſo viel Waſſer wohl vermiſcht iſt, und heilen ihn damit. Ein dreytägiges Fieber heilen ſie auf folgende Art: ſie gebrauchen nemlich drey Tage lang drey Löffel voll Gamänderlein oder Bothengel, und vermiſchen es vorher mit etwas Salz und Ingwer.

Die Indianer werden nicht nur ſo alt als die älteſten Europäer, ſondern ſie haben auch noch ältere Leute unter ſich, welches ihrer Mäſſigkeit im Eſſen und Trinken zugeſchrieben werden muß. Sie ſind geſunder, aber nicht ſo munter, als diejenigen, welche unter den kalten Himmelsſtrichen wohnen; und dieſe Schwäche und Trägheit des Körpers iſt eine Krankheit, die bey der großen Sommerhitze allen und jeden, beſonders aber den Europäern, die der großen Hitze nicht gewohnt ſind, ſehr beſchwerlich fällt. Die Hindiſtaner fangen ihr Jahr mit dem erſten März an, und die Mohammedaner den zehnten, da, nach der Rechnung ih-

rer Sterndeuter, die Sonne in den Widder tritt. Ihr Jahr wird in zwölf Monate, oder vielmehr in drenzehn Monden eingetheilt; und mit der Eintheilung ihrer Zeit hat es auch eine andere Bewandniß, als bey uns Europäern. Sie theilen ſowohl den Tag als die Nacht in vier Theile ein, die ſie Pores nennen, und jeder Pore wird wieder in acht Theile getheilt, die ſie Gris nennen. Dieſe Theile der Zeit, werden nach der alten Art mit Waſſer abgemeſſen, das aus einem Gefäß in ein anderes traufelt; und wenn das Gefäß leer iſt, ſo füllt es ein dazu beſtellter Mann wieder an, und ſchlägt ſodann die Zahl der vergangenen Pores und Gris mit einem Hammer auf ein hohles Stück Metall, das an einem Drate aufgehängt iſt, einen tiefen Ton hat, und ſehr weit gehört werden kann. Dieſe Zeitmeſſer ſind aber unter ihnen eben nicht gemein.

Aus der Bauart macht man in Indien gar nicht viel Die Armen können keine große und prächtige Gebäude aufführen, und die Reichen denken gar nicht daran, dergleichen zu verſuchen. Die Urſache hiervon iſt dieſe, weil ſie von der Mitte des Septembers an bis gegen die Mitte des Aprils in Gezelten leben, die ſie, ſo oft ſie es wegen der Veränderung der Luft für gut befinden, von einem Orte zum andern bringen laſſen; und theils, weil ſie keine Erbgüter haben, ſondern blos und allein von den Jahrgeldern

Digitized by Google

dern leben, welche ihnen der Kayſer aus Gnade zuflieſſen läßt.

Indeſſen haben ſie fürtrefliche Baumaterialien, als Zimmerholz, Ziegelſteine, andere Steine und Marmor von verſchiedenen Arten und Farben, woraus oftmals ihre Moskeen und Grabmähler erbauet werden. Unter den Häuſern, die man in Städten und Flecken antrift, können einige ſchön genannt werden; andere gehen noch hin, als diejenigen, in welchen Kaufleute wohnen. Keine ſind aber gar zu ſchlecht. Sie ſind nicht über zwey Stockwerke hoch, und viele ſind oben platt. Dieſe platten Dächer ſind dicke, und mit einem gypsartigen Pflaſter belegt. Die oberſten Zimmer in den Häuſern von zwey Stockwerken ſind oft ſehr groß, und haben an den Seiten Thüren, die man zuſammenlegen kann, um friſche Luft hinein zu laßen. Dieſe kommt auch durch die Fenſter hinein, die immer offen ſtehen, und weder mit Glas noch mit andern Laden verſchloſſen ſind. Sie haben auch keine Schornſteine in ihren Häuſern, weil ſie zu nichts anderm Feuer gebrauchen, als zu Zubereitung ihrer Speiſen, und dieß thun ſie außer ihren Häuſern oder Gezelten, bey einer Mauer, oder bey einer von Erde errichteten Bank, um die Hitze zu vermeiden. An gewiſſen Orten pflanzen ſie hohe und ſich weit ausbreitende Bäume um ihre Häuſer herum, die von dem Schatten derſelben kühle gemacht werden. Zu **Ahmed** im Guzerate ſind die meiſten

Digitized by Google

ſten Häuſer von Ziegelſteinen erbauet, und haben hohe mit Ziegeln gedeckte Dächer. Die Häuſer auf den Dörfern ſind durchgängig ſchlecht und elend. Sie ſtoßen alle an einander. Die Mauren einiger ihrer Häuſer ſind von Erde gemacht, worunter Stroh gemiſcht iſt. Sie errichten dieſelben ſogleich, wenn das Regenwetter vorbey iſt. Da ſie nun alſo Zeit haben, durch und durch trocken zu werden, ſo ſtehen ſie nachgehends feſte, und leiden wenig vom Wetter. Selbſt die bekannte Stadt Dehli hat viele ſchlechte und ſehr ärmliche Häuſer. In dieſer Stadt ſind die ſchönen, mittelmäßigen und ſchlechten untereinander gemengt. Dieſe letztern ſind blos von Leimen und Stroh gemacht. In denſelben wohnen gemeiniglich die gemeinen Reuter des Kayſers, ihre Bediente, und die Marketender, die dem Hofe und der Armee nachfolgen. Dieſe Strohhäuſer gerathen manchmal in Brand, und es iſt nichts ungewöhnliches, wenn einige tauſend Stücke auf einmal abbrennen.

Die Häuſer von der zweyten Gattung werden von den Manſepdaren oder kleinen Omrahs, den Geſetzgelehrten, von vielen großen Kaufleuten, und von vielen andern Privatperſonen bewohnt. Doch ſind nur wenige derſelben von ganzen Ziegelſteinen, oder von andern Steinen erbaut, und die Anzahl derjenigen, die nur aus Erde beſtehen, und mit Stroh bedeckt ſind, iſt nicht geringe. Dem ungeachtet ſind ſie durch-

durchgängig luftig, und mit Höfen und Gärten verſehen. Die inwendigen Wände ſind ſauber übertünchet, und die Zimmer mit gutem Geräthe verſehen.

Was die Häuſer der erſten Ordnung anbetrift, in welchen die Omrahs wohnen; ſo iſt zu merken, daß ein Haus in dieſen heiſſen Gegenden, wenn es den Namen gut und ſchön verdienen ſoll, bequem und alſo liegen muß, daß es die Luft von allen vier Seiten, und beſonders von Norden her, hat. Es muß Höfe, Gärten, Bäume, Waſſerbehältniſſe und Springwaſſer, entweder in Saalen, oder wenigſtens beym Eingange, haben. Es muß auch mit guten Kellern und großen Wedeln verſehen ſeyn, damit die Luft während der Zeit, da man ruhet, in Bewegung kann erhalten werden. Dieſe dauert aber von zwölf Uhr an, bis um vier oder fünfe, da die unterirrdiſche Luft heiß und dünne zu werden anfängt. Anſtatt des Weinkeller muß es kleine Kas, d. i. kleine Häuſer von Stroh, oder vielmehr von wohlriechenden Wurzeln haben, die ſehr ſauber gemacht ſind, und gemeiniglich mitten auf einem mit Gras bewachſenen Platze, nicht weit von einem Waſſerbehältniß ſtehen, um ſie leicht wäſſern zu können. Es wird auch zur Schönheit eines Hauſes erfordert, daß es mitten auf einem großen Platze liege, und vier große Zugänge habe. Endlich muß ein gutes Haus hohe offene Gallerien haben, worauf man des Nachts ſchlafen kann,

und auf eben dem Flur muß es eine große Kammer haben, damit man das Lager leicht hineinbringen kann, im Fall es regnen, oder man durch die Morgenluft, oder durch einen ſtarken Thau, genöthigt werden ſollte, ſeine Zuflucht anderswo zu ſuchen.

So muß eine gute Wohnung von außen beſchaffen ſeyn, und das Innere muß mit dem Aeußern übereinſtimmen. Der ganze Boden muß mit einer vier Zoll dicken cattunenen Matratze bedeckt ſeyn, und auf dieſer muß im Sommer ein fein leinwandenes Tuch, und im Winter ein Stück ſeidener Tapezereyen liegen. In den ſichtbarſten Theilen des Zimmers, nahe bey der Wand, müſſen ein oder zwey Polſter liegen, die mit zierlicher ſeidener Stickerey beſetzt, mit Gold oder Silber durchwürkt, und mit ſchönen geblümten Decken verſehen ſind, worauf ſich der Herr des Hauſes, oder Standesperſonen bey einem Beſuche, ſetzen können. Das Querbret eines jeden Polſters, woran man ſich lehnt, muß mit Gold geſtickt ſeyn; und rund in dem Zimmer, längs den Wänden herum, müſſen noch andere dergleichen mit Sammt und geblümten Atlas überzogene Breter befindlich ſeyn, damit ſich die Anweſenden daran lehnen können. Die Wände müſſen fünf bis ſechs Fuß hoch von dem Boden, und endlich muß auch das Tafelwerk bemahlt und verguldet ſeyn; nur dürfen keine Menſchen und Thiere darauf

abge-

Digitized by Google

abgemahlt werden, weil dieß ihre Religion nicht verſtattet.

Es giebt alſo in Hindiſtan Häuſer, die würklich ſchön ſind, ob man ſie gleich mit den der Europäer nicht gleich ſetzen darf.

Es fehlt den Indianern nicht an Seiden- und Kattunfabriken. Sie ſind von verſchiedener Art. In den Seidenfabriken verfertigt man Sammt, Atlaſſe, Taffte; in den Kattunfabriken macht man allerley Couleuren von Kattune.

Die hindiſtaniſchen Kaufleute handeln nach verſchiedenen Ländern, nach dem nemlich die Gebiete liegen, welche ſie bewohnen. Die Bewohner der ſüdlichen Gegenden ſchicken ihre Waaren über das rothe Meer nach Mecca, wohin die Kaufleute aus Egypten und aus Abyſſinien Handlung treiben. Die Güter, welche außerhalb Landes verfahren werden, beſtehen fürnemlich aus Kattun und Callicoes von verſchiedener Gattung. Dieſe verſchicken ſie auf Schiffen, die Junken heiſſen. Einige dieſer Schiffe können vierzehn bis funfzehn hundert Tonnen tragen. Man verſieht ſie zugleich mit groben Geſchütz, gehen aber ſehr langſam fort, weil ſie breit und kurz ſind. Eine ſolche Junke kann tauſend ſieben hundert Reiſende in ſich faſſen; und ihre Ladung beläuft ſich bey ihrer Zurückkunft auf 20.000 Pfund, meiſtens in Gold und Silber.

Hindiſtan

Hindiſtan liefert noch außer den vorhin genannten Waaren, Diamanten, Indigo, Biſam, Lack u. ſ. w. womit es auswärtige Länder verſieht.

Viertes Kapitel.

Von der Macht und dem Reichthum des Großmogols.

Die erſtaunliche Menge von Soldaten, die von dieſem Monarchen beſtändig gehalten werden, macht ſie weit furchtbarer als alle übrige indianiſche Fürſten. Man ſtellt ſich in Europa fälſchlich vor, ihre Heere wären mehr der Menge, als der Tapferkeit wegen ſchrecklich. Nicht Muth, ſondern Kriegeskunſt und Geſchicklichkeit, ſich der Waffen zu bedienen, mangeln dieſer Mannſchaft. An der Kriegeszucht und Fertigkeit würde ſie der unſern ſehr weichen; aber ſie übertrift darinnen alle Indianer, und die meiſten auch an Tapferkeit. Ohne auf die tartariſchen Eroberer zurückzugehen die man als der Mogolen Vorfahren anſehen kann, ſo iſt gewiß, daß Ekbar und Aurengzeb, nur durch die Tapferkeit ihrer Völker, die Gränzen ihres Reichs ſo weit erſtreckt haben, und daß

der

der letzte ſo lange ganz Oſten mit dem Schrecken ſeines Namens erfüllet hat.

Alle Mannſchaft dieſes großen Reichs, läßt ſich in drey Abtheilungen bringen. Die erſte beſtehet aus einem Kriegsheere, das immer unterhalten wird, und ſich in des Großmogols Hauptſtadt befindet, auch alle Tage vor ſeinem Pallaſt die Wache führet. Die zweyte, aus einer Mannſchaft, die in allen Landſchaften des Reichs zerſtreuet iſt, und die dritte aus Hülfsvölkern, welche die Vaſallen des Kayſers, die Rajahs liefern müſſen.

Alle dieſe Mannſchaft aber wird nicht auf einerley Art unterhalten. Das anſehnlichſte Corps, ſind die 4000 Leibeigene des Kayſers, durch welche Benennung ſie ihre Ergebenheit gegen ihn anzeigen. Ihr Oberhaupt, der **Daroga**, iſt ein anſehnlicher Befehlshaber, dem man oft die Führung des Kriegesheers anvertrauet. Alle Soldaten, die man unter eine ſo erhabene Mannſchaft nimmt, werden an der Stirne bezeichnet. Aus ihnen nimmt man die Manſepards, und andere Unterbefehlshaber, ſie nach und nach bis zur Stufe des Kriegesomrahs zu erheben, welcher Titel unſern Generallieutenanten gleich kömmt.

Das Heer das täglich an den Thoren des Pallaſtes gelagert iſt, wo ſich auch der Hof aufhält, beträgt wenigſtens 5000 Ritter, ohne eine erſtaunliche Menge Fußvolks zu rechnen, damit Dehli und Agra, die beyden vornehmſten

Digitized by Google

Siꝛze des Groſſenmogols, beſtändig erfüllet ſind. Wenn ſie auch im Felde ſind; ſo ſehen dieſe beyden Städte wie wüſte Lager aus, die die von einem ſtarken Heere wären verlaſſen worden. Alles folget dem Hofe, und das Quartier der Baniyanen, oder der großen Kaufleute ausgenommen, ſiehet das übrige wie eine öde Stadt aus. Unglaublich viele Marketänder, Laſtträger, Sclaven, und kleine Kaufleute, begleiten die Heere, ihnen eben die Dienſte zu leiſten, wie in den Städten.

Die Leibwache, des goldenen, ſilbernen, und des eiſernen Streitkolbes, machen auch drey verſchiedene Compagnien aus, deren Soldaten bey jeder auf eine andere Art, an der Stirne bezeichnet werden. Ihr Sold beträgt mehr, und ihr Anſehen iſt größer, nachdem das Metall beſchaffen iſt, mit dem ihre Streitkolbe überzogen ſind. Alle dieſe Mannſchaft iſt außerleſen, und hat dieſen Rang durch ihre Tapferkeit erwerben müſſen. Man muß nothwendig darunter gedienet, und ſich hervorgethan haben, wenn man zu den Würden des Staats ſteigen will. Die Geburt giebt in den mogoliſchen Heeren keinen Rang. Nur Verdienſte beſtimmen den Vorzug, und der Sohn eines Omrahs befindet ſich oft unter den ſchlechteſten Soldaten. Daher erkennen auch die Mohammedaner in Indien keinen Adel, als die Abſtammung von Mohammed, die überall verehret wird, wo der Koran in Anſehen iſt.

Ueber=

Ueberhaupt hält der Kaiſer zu Dehli, oder zu Agra, wo er ſich befindet, auch in Friedenszeiten faſt 200000. Wenn der Hof auch zu Agra iſt; ſo bleibt doch da eine Beſatzung von 15000 Mann zu Pferde, und 30000 zu Fuße. Dieſe Regel muß man bey der Zahl der mogoliſchen Kriegsheere beobachten, daß des Fußvolks allemal doppelt ſo viel iſt als der Reuterey. Zweene Gründe erfordern zu Agra allezeit ein kleines Kriegsheer zu halten; erſtlich weil ſich der Schatz des Reiches, beſtändig da befindet; zweytens, weil man mit den Landleuten dieſer Gegend, faſt in beſtändigen Kriege lebet, welche kriegeriſch und widerſpänſtig ſind, und ſeit der Erbauung von Hindiſtan noch nicht recht haben können gebändigt werden

Bisweilen hält ſich der Hof zu Lahon auf. Wenn er ſich aber auch anderswo befindet, ſo hält der Kayſer doch daſelbſt 12000 Mann zu Pferde, und nach dieſem Maaße auch Fußvolk. In der Landſchaft Aſinire beſoldet er eine Beſatzung von 6000 Reuter, 10000 in Guzurate, 7000 in Malway, 7000 in Pantano, 6000 in Multan. Das Heer, welches die Landſchaft Babul vor den Nadir-Chah vertheydigte, war allezeit zahlreich genug, die Perſer von der Seite zu Kandachar zurück zu halten. Es ſtieg ordentlich auf 60000 Pferde, welche mehr durch die Liſt des Königes von Perſien, als durch ſeine Macht, zerſtreut wurden. Die Landſchaften Tata, Bokas, Ureka und

 Kache-

Kachemir, haben jede nicht mehr, als 4000 Pferde. In Dekom zählt man 8000, in Barar 7000, in Brampur 6000, in Baglana 5000, in Nande 6000. Seit des Aurengzebs Eroberung, haben die Königreiche, Bengalen, Ugen, Viſapur und Golkonde, viel ſtärkere Beſatzungen. Bengalen, welches auf einer Seite, an Indien, jenſeit des Ganges, und auf der andern, an das Königreich Arakan, und die Stadt Chatigam ſtößt, hat zu ſeinem Schutze mehr Soldaten nöthig. Man unterhält daſelbſt beſtändig 4000 Pferde. Ugen liegt zwar ziemlich tief in das Reich hinein, aber es iſt mit den mächtigſten Rajahs umgeben, und hat nie unter 15000 Pferde; die Beſatzung von Viſapur iſt nicht ſchwächer. Im Königreiche Golkonde, wo die Diamantgruben ſind, befinden ſich 20000 Pferde, und in Carnade faſt eben ſo viel, um viele kleine Könige im Zaum zu halten, die in ihrem eignem Staate, in der That nichts weiter, als des Großmogols Pachter und Einnehmer ſind.

Wenn dieſe große Menge Soldaten und Befehlshaber, die nur vom Solde des Landesherrn leben, die Ruhe des Staats verſichert, ſo dient ſie auch manchmal, ſie zu ſtöhren. So lange der Landesherr Anſehen genug über ſeine Unterkönige und Mannſchaft behält, daß er wegen ihrer Treue nichts fürchten darf, ſo ſind keine Empörungen zu erwarten, ſobald ſich

ſich aber Prinzen von Geblüte wider den Hof auflehnen, finden ſie oft unter der Mannſchaft ihres Oberherrn, mächtigen Beyſtand, ihn zu bekriegen. So erhob ſich Aurengzeb auf den Thron, und die Geſchicklichkeit, mit welcher er die Gewogenheit der Befehlshaber in den Provinzen zu erlangen wußte, lenkte alle Macht zu ſeinem Vortheile, die ſein Vater Cha Jehann, zu ſeiner eignen Vertheidigung hielt. Gleichwohl hat dieſe Regierungsart auch verſchiedene Vorzüge, worunter man auch rechnen kann, daß die Kayſer, als Eigenthümer aller liegenden Gründe im Reiche, dadurch von ihren Einkünften ein guter Theil ihrer Unterthanen unterhalten wird. Die Hülfsvölker, welche die Rajahs liefern müſſen, vergrößern noch die Macht von Hindiſtan, aber ſie werden ordentlich nur im Kriege, und nicht ſo ſehr aus Noth, als der Pracht wegen, gebraucht.

So furchtbare Heere, die in allen Theilen des Reichs ausgebreitet ſind, verſchaffen ordentlich den Gränzen Sicherheit, und dem Mittel des Staats Ruhe. In dem kleinſten Flecken liegen wenigſtens zwey Reuter, und vier Mann zu Fuße. Dieß ſind die Kundſchafter des Hofes, welche von allem, was ſie ſehen, dem Hofe Nachricht geben, und durch ihre Berichte die meiſten Befehle, die in die Provinzen abgehen, veranlaſſen.

Die ſchädlichen Waffen der mogolſchen Reuterey ſind der Bogen, der Köcher mit vier-

zig oder funfzig Pfeilen angefüllt, der Wurfſpies oder Zagaje, den ſie mit großer Richtigkeit werfen, der Säbel auf einer Seite und der Dolch auf der andern. Beſchützende Waffen haben ſie, den Schild und ein Schildchen, das ſie beſtändig am Halſe hangend tragen; aber kein Feuergewehr.

Das Fußvolk bedient ſich der Muskete mit ziemlicher Geſchicklichkeit. Die, welche keine Muskete haben, führen nebſt Bogen und Pfeilen eine Pike von zehn oder zwölf Fuß, die ſie im Anfange des Gefechtes, wider den Feind ſchießen. Andere haben Panzerhemden bis an die Knie, wenige aber Helme, weil ſolche in der großen Hitze dieſes Landes höchſt unbequem ſeyn würden. Sonſt haben die Mogoln keine Kriegesordnung. Sie wiſſen keinen Unterſchied unter Vortreffen, Mitteltreffen, und Nachzug. Sie kennen weder Fronte noch Glieder, und fechten ſehr unordentlich. Da ſie keine Zeughäuſer haben, ſo muß jeder Anführer ſeinen Haufen mit Waffen verſorgen. Daher kommen ſo mancherley Waffen, die oft nicht in einem Haufen einerley ſind. **Aurengzeb** wollte dieſer Unordnung abhelfen. Das eigene Zeughaus des Kayſers iſt von großer Pracht. Seine Wurfſpieße, Köcher, und beſonders Säbel ſind da in der ſchönſten Ordnung zu ſehen. Alles glänzet da von koſtbaren Steinen. Er macht ſich ein Vergnügen, ſeine Waffen ſelbſt einen Namen zu geben. Einer

ſeiner

ſeiner Säbel heißt Alam Gäir, der Eroberer der Erde; ein anderer, Fale Alam, der Beſieger der Welt. Alle Freytage Morgens, verrichtet der Großmogol ſein Gebet im Zeughauſe, „Gott zu bitten, daß er mit ſeinen Säbeln Siege erfechte,„ und dem Namen des „Einigen bey ſeinen Feinden Verehrung erwerben möge.)

Seine Ställe ſind der Menge ſeiner Soldaten gemäß. Sie enthalten erſtaunlich viel Pferde und Elephanten. Seine Pferde ſind etwa 12000 davon er doch nur 20 oder 30 für ſeine Perſon wählet: die übrigen dienen zu Pracht oder zu Geſchenken. Die Großmogolen pflegen jedem, von dem ſie den geringſten Dienſt erhalten haben ein Pferd und eine Kleidung zu geben. Man läßt alle Pferde aus Perſien, Arabien, und der Tartarey kommen. Die man in Indien zieht, ſind ſtätig, ſcheu, weich, und kraftlos. Ihrer kommen jährlich über 100000 von Balk, Bokara, und Kabul, welches ein anſehnlicher Vortheil für die Zölle des Reichs iſt, die 25 von 100 für ihren Werth bekommen. Die beſten werden zum Dienſt des Fürſten abgeſondert; die übrigen denen verkauft, die ihrer Aemter wegen Soldaten beritten machen müſſen. Man hat in verſchiedenen Nachrichten angemerkt, daß ihr Futter in Indien nicht dem europäiſchen ähnlich iſt, weil man in einem ſo warmen Lande, nur an den Ufern der Flüſſe Heu ſammeln

 kann.

Digitized by Google

kann. Man erſetzt den Mangel durch geſalzene Kuchen.

Die Elephanten ſind zugleich ein anſehnlicher Theil der Macht des Kayſers, und eine der ſchönſten Zierde ſeines Pallaſtes. Er hält ihrer auf 500. Er giebt ihnen ſelbſt majeſtätiſche Namen, welche den Eigenſchaften dieſer großen Thiere gemäß ſind. Ihre Bedeckungen zeigen erſtaunliche Pracht. Der, welcher den Kayſer trägt, hat auf ſeinem Rücken einen Thron, der von Gold und Edelgeſteinen glänzet. Die andern ſind mit goldnen und ſilbernen Platten, mit Gold gewürkten Decken, mit Glocken und goldenen Franzen gezieret. Der Thronelephat, der den Namen Aureng Gas, oder Hauptmann der Elephanten, führt, hat allemal ein zahlreiches Gefolge. Pauken, Trompeten und Fahnen gehen immer vor ihm her. Er hat dreyfachen Sold zu ſeinem Unterhalte. Sonſt hält der Hof zum Dienſt eines jeden Elephanten, zehn Mann: zwey, die ihn üben, führen und regieren müſſen: zwey, die ihm die Kette anlegen: zwey, die ihm ſein Getränke an Wein und Waſſer reichen: zwey, die Lanzen vor ihm hertragen, und das Volk aus dem Wege treiben: zwey, die Feuerwerke vor ſeinen Augen machen, um ihn daran zu gewöhnen: einer, ihm ſeine Streue wegzunehmen, und neue zu geben: einer endlich, ihm die Fliegen wegzujagen. — Die Elephanten des Pallaſtes werden ſowohl zur Jagd als zum Gefecht abgerichtet.

Digitized by Google

tet. Man gewöhnt ſie zur Wuth, indem man Löwen und Tieger von ihnen angreifen läßt. Die Uebung, die man mit ihnen vornimmt, Stadthore aufzubrechen hat viel kriegeriſches an ſich.

Das Geſchütz des Kayſers iſt ſehr zahlreich, und die meiſten Stücke, die er bey ſeinem Kriegesheer gebraucht, ſind älter, als man ſie in Europa antrift. Mann kann nicht zweiflen, daß das Geſchütz und Pulver den Indianern lange vor dem Timur Beg bekannt geweſen ſind. Es iſt daſelbſt eine alte Sage, die Chineſer hätten zu der Zeit, da ſie Dehli beſeſſen, da Geſchütz gegoſſen. Jedes Stück hat ſeinen Namen. Unter den Kayſern vor Aurengzeb, waren faſt alle Canonirer des Reichs, Europäer. Allein der Religionseifer veranlaßte dieſen Herrn, nur Mohammedaner in ſeinen Dienſten zu dulden. Man litt an dieſem Hofe ſonſt keine Franguis, als Aerzte und Goldſchmiede. Man hat nur allzuwohl daſelbſt gelernt, unſre Canonier und alle Künſtler zu entbehren.

Um unſern Leſern einen Begriff von ben Reichthümern dieſes Monarchen zu machen, ſo müſſen wir dabey auf drey Stücke ſehen. 1) Die Fruchtbarkeit von Hindiſtan. 2) Den Reichthum, der durch den Handel, aus Europa, Afrika, und den andern Theilen von Aſien, in ſein Land einkommt. 3) Die Tribute, die der Kayſer von allen ſeinen Unterthanen einhebt.

Digitized by Google

hebt. Die Länder in Hindiſtan bringen einen Ueberfluß an Gedreide, Früchten, Baumwolle, Seide, Zugvieh, Diamanten, und andere ſchätzbare Nothwendigkeiten hervor, es giebt aber auch in dieſen Ländern große Striche, die zur Bearbeitung ganz unfähig ſind, und die Einwohner in andern Gegenden geben ſich keine Mühe, ſie tragbar zu machen. Da auch der Kayſer überdieß allein Eigenthümer dieſer Länder iſt, und das Volk keinen Theil daran hat, ſo wird für die Verbeſſerung derſelben nicht geſorgt. Um nun dieſer Unbequemlichkeit einigermaßen abzuhelfen, ſo ließ Akber, der die Finanzen ſeines Reichs auf einen beſſern Fuß geſetzt hat, den Statthaltern und Gouverneuren, ſtatt der Beſoldungen, die ihnen ſonſt in Gelde ausgezahlt wurden, Ländereyen in ihren beſondern Departementen anweiſen, um ſie zu ihren Vortheil anbauen zu laſſen, und hielt ſie an, für die übrigen Felder eine gewiſſe Summe, nach Proportion ihrer Fruchtbarkeit zu bezahlen.

Dieſe Gouverneurs, die eigetlich zu reden, weiter nichts ſind, als Reichspächter, verpachten dieſe wieder an andere. Da aber die Ackersleute weiter nichts als ihren Unterhalt haben, ſo hält es ſchwer, ohne Zwang zu dieſer Arbeit Bauern zu bekommen. Dadurch werden ſie veranlaßt, in die Gebiete der Rajahs zu flüchten, die mit ihnen etwas menſchlicher umgehen. Und dadurch werden die Länder des

Groß-

Groſsmogols unvermerkt von Volk entblößt, und bleiben ungebaut liegen.

Allein, das Gold und Silber, das durch den Handel nach Hindiſtan gebracht wird, erſetzt dieſen Abgang, und macht den Souverain außerordentlich reich. Nach Berniers Berichte, kommt alles Silber aus Mexico, und alles Gold aus Peru, nachdem es in Europa und Aſien eine Zeitlang circulirt, endlich in das Reich des Groſsmogols, ohne jemals wieder aus denſelben zu kommen. Ein Theil dieſes Reichthums wird in die Türkey gebracht, um damit die aus dieſem Lande eingeführten Waaren zu bezahlen. Aus der Türkey geht das Geld nach Perſien, über Smyrna, für die Seide aus dieſem Lande. Aus Perſien läuft es durch den Handel zu Mocco, Bab al Mandel, und Bander Abbaſi, wieder in Hindiſtan ein. Außerdem geht auch das Geld unmittelbar aus Europa nach Indien, ſonderlich durch den Handel der Holländer und Portugieſen. Faſt alles Silber, das jene aus Japan bringen, geht durch Einkauf der Waaren und Bequemlichkeiten in die Staaten des Groſsmogols ein. Es iſt wahr, daſs Hindiſtan bey aller ſeiner Fruchtbarkeit genöthigt iſt, einige Artikel aus andern Ländern zu holen, z. E. aus Japan, das Kupfer, aus England Bley, aus Ceylon Zimmt, Muſcatennüſſe und Elephanten, aus Arabien, Perſien und der Tartarey, Pferde. Allein die Verkäufer werden gemeiniglich mit

Waaren

Digitized by Google

Waaren bezahlt, ſo daß der größeſte Theil des Goldes und Silbers in der Welt tauſend Wege nach Hindiſtan findet, aber keinen einzigen hat, wieder heraus zu kommen.

Das bewundernswürdigſte iſt dabey dieſes, daß bey dieſem erſtaunlichen Einfluß des Goldes und Silbers in Indien, man in den Händen der Privatperſonen, nicht mehr davon findet, als anderwärts. Es iſt zwar an dem, daß hier ſehr viel Gold und Silber in den Manufacturen aufgehet, und daß die Indianer einen großen Theil derſelben vergraben, in der Meynung, daß ſie deſſelben in der anderen Welt benöthigt ſeyn möchten. Bey dem allen aber trägt das Verhalten der Kayſer das Meiſte dazu bey, daß das Geld unter ihnen ſo rar iſt. Dieſe ſammeln nemlich große Schätze, und verwahren ſie in unterirdiſchen Grüften, um den Ueberfluß unter den Unterthanen zu verhüten, den ſie für ſehr ſchädlich halten. Auf die Weiſe fallen alle Schätze, die durch den Handel ins Land gebracht werden, wie Bernier ſagt, endlich in die Kaſten des Kayſers.

Man hat alſo gar nicht Urſache, ſich über den unermeßlichen Reichthum, der hindiſtaniſ Kayſer zu verwundern. Der Ertrag ſeiner Einkünfte, die er blos aus den vorhin erwähnten Verpachtungen ſeiner Provinzen erhält, beläuft ſich nicht weniger als auf dreyhundert ſieben und achtzig Millionen, ein hundert und vier und neunzig tauſend Rupien. (Dieſe

387,

387,194,000 Rupien, einen jeden zu 2 Schillinge und 6 Pfennige engelländiſch gerechnet, machen 48,399,250 Pfund Sterlings aus. Man kann übrigens von den ganzen Einkünften des Groſsmogels keine genaue Rechnung vorlegen.)

Außer dieſen feſtgeſetzten Einkünften, die nur aus den Feldfrüchten kommen, ſind die zufälligen eine andere Quelle des Reichthums, die der vorigen gleich iſt, wo ſie dieſelbe nicht gar übertrift. Dieſe entſtehen nun, erſtlich aus der jährlichen Kopfſteuer, die die Hindiſtaner entrichten müßen. Zweytens aus dem Zoll des fünften von hundert von allen Waaren, die hindiſtaniſchen Kaufleuten gehören, davon aber Aurengzeb die Mohammedaner ausgenommen hat. Drittens aus dem Zoll, der von der Leinwandsbleiche abgetragen werden muß. Viertens, aus den Diamantsgrüften, davon die ſchönſten und größeſten Steine dem Kayſer gehören. Fünftens, die Zölle aus den Häfen des indianiſchen Meers, und des bengaliſchen Meerbuſens. Sechſtens, aus dem Vermögen und Effecten ſeiner mohammedaniſchen Unterthanen, die in ſeinem Solde geſtanden, wovon er Erbe iſt. Siebtens, aus den Tributen, die er von den Rajahs einhebt. Indeſſen geht von dieſen zufälligen Einkünften ein großer Theil in den Schatz des Kayſers blos darum, um unter ſeine Unterthanen ausgetheilt zu werden, wovon die Hälfte von ſeiner Gütigkeit lebt, oder wenigſtens beſoldet wird. Ueberdieß

wer-

werden eine große Menge Officiers und Soldaten, die blos von ihrer Lehnung leben, wie auch alle Bauern, die den Acker blos für den Souverain bauen, auf ſeine Unkoſten unterhalten: ja auch alle Künſtler und Handwerksleute in den Städten, die für ihn arbeiten, werden aus dem kayſerlichen Schatz bezahlt. —

Fünftes Kapitel.

Von der Regierungsverfaßung und Pollizey in Hindiſtian.

Nichts iſt einfacher, als die Triebfedern, die dieß große Reich in Bewegung ſetzen; der Kayſer allein iſt das Triebrad deſſelben. Seine Gerichtsbarkeit iſt ſo wenig getheilt, als ſein Eigenthum, und alles Anſehen beruhet einzig und allein auf ſeiner Perſon. Eigentlich iſt nur ein einziger Herr in Hindiſtan. Alle übrige Einwohner ſind mehr Leibeigene als Unterthanen.

Am Hofe befinden ſich die Staatsſachen in den Händen dreyer oder vier Omrahs vom erſten Range, die ſie dem Monarchen vorlegen. Der Jtimad = ud Deulet oder erſte Miniſter, hat bey dem Mogul eben die Stelle, die der Großvizir in der Türkey verwaltet. Oft aber

iſt

iſt dieſer Titel ohne Verwaltung und die Würde ohne Geſchäfte. Der Kayſer erwählt oftmals einen Menſchen ohne alle Erfahrung, zum Großvizir und läßet ihm nur die Beſoldung ſeines Amtes. Bald iſt es ein Prinz vom mogolſchen Geblüt, der ſich ſo gut aufgeführt hat, daß man ihn bis in ſein Alter will leben laſſen; bald der Vater einer Königinn, die bey dem Kayſer in beſonderer Gunſt ſtehet, der oft aus dem gemeinſten Pöbel iſt; alsdann fällt alle Laſt auf die beyden Staatsſekretaire. Einer ſammlet die Schätze des Reichs; der andre theilt ſie aus. Dieſer bezahlt die Bedienten der Krone, die Soldaten und die Landleute; jener nimmt die Einkünfte der herrſchaftlichen Güter ein, fodert die Abgaben und Zinſen. Ein dritter Finanzbedienter, der aber nicht in ſo vielem Anſehen ſteht, als die Staatsſekretaire, muß die Erbſchaften derjenigen, die in Dienſten des Kayſers ſterben, ſammeln. Dieſe Bedienung iſt einträglich, aber verhaßt. Uebrigens gelangt man zu dieſer erhabenen Stelle nur durch die Waffen. Denn aus den Befehlshabern der Kriegesheere, werden allezeit die Staatsbedienten und Feldherrn gewählt. Hat man ihres Vorſpruchs bey dem Kayſer nöthig; ſo kommt man nie ohne Geſchenke zu ihnen. Doch kommt dieſer Gebrauch nicht ſo ſehr von dem Geize der Omrahs, als der Ehrfurcht der Clienten her. Auf den Werth des Geſchenks wird wenig geſehen. Das Hauptwerk iſt, daß man ſich vor den Bedienten

Digitized by Google

dienten der Krone nicht mit leeren Händen zeigt.

Wenn der Kayſer ſeine Soldaten nicht in eigner Perſon anführt; ſo wird dieſes Amt einem Prinzen vom Geblüte, oder zween Feldherrn, die der Kayſer erwählt, anvertraut. Einer iſt aus den mohammedaniſchen **Omrahs**, der andere aus den hindiſtaniſchen **Rajahs**. Die Reichsvölker führt der Omrah, die Hülfsvölker gehorchen nur den Rajahs ihrer Nation.

Ekbar ſuchte das Heer in Ordnung zu bringen, und machte folgende Einrichtungen, die noch itzt beobachtet werden. Alle Befehlshaber ſeiner Kriegesleute, ſollen nach drey verſchiedenen Abtheilungen bezahlt werden. Die erſten unter dem Titel von zwölf Monaten, die zweyten, von ſechs, die dritten, von vier Monaten. Wenn alſo der Kayſer einen **Manſepdar**, d. i. einen Unterofficier des Reichs zwanzig Rupiés, monatlich nach dem erſten Titel giebt; ſo beträgt ſein jährlicher Sold ſieben hundert und funfzig Rupiés, denn man ſetzt allemal zehn hinzu. Der eben den Sold nach einem andern Titel erhält, bekommt jährlich drey hundert und fünf und zwanzig. Der nur nach dem dritten beſoldet wird, hat jährlich nur zwey hundert und funfzig. Dieſe Einrichtung iſt deſto ſeltſamen, weil diejenigen, welche nur unter dem Titel von vier Monaten bezahlt werden, das Jahr über, eben ſo fleißige Dienſte thun, als

die,

die, welche für zwölf Monate empfangen. Allein nach der Geſinnung der Orientaler, glauben die mogulſchen Kayſer, es ließe groß, wenn ſie den Gedanken veranlaſſen; die Ungleichheit des Soldes, rühre von der Ungleichheit der Dienſte her.

Wenn der Sold eines Krieges- oder Hofbedienten, den Monat auf tauſend Rupien nach dem erſten Titel ſteigt; ſo verläßt er den Orden der Manſepdars, um den Rang eines Omrahs zu erhalten. Man bekömmt alſo dieſen Dienſt mit einer Verſtärkung des Soldes. Alsdann iſt man verbunden, einen Elephanten, und zwey hundert und funfzig Reuter zu des Kayſers Dienſten zu halten. Der Sold von funfzig tauſend Rupien*), würde ſelbſt in Indien,

*) Rupie, oder Roupie, iſt der Name einer Münze, welche entweder reel, oder auf der Einbildung beruhet, wie in Europa, ein Livre ein Thaler u. ſ. f. Die eingebildete Rupie hat 48 franzöſiſche Sols am Werthe. Die würkliche oder reelle Rupie, hat verſchiedene Sorten. Die Rupie; welche die verſchiedenen Prinzen in Hindiſtan ſchlagen laſſen, heißt Sicca, wenn ſie aus der Münze kommt, und hat einen Werth von 16 bis hundert über eine eingebildete Münze. In dieſen Rupies Sicca werden alle Auflagen und Revenüen der Prinzen bezahlt. Alle Schätzungen des Herrn Alexand. Dows haben dieſen Werth; acht Rupies Sicca haben den Werth eines Pfund Sterlings. — Hat eine Sicca Rupie ein Jahr roulirt; ſo verliert ſie drey pro Cent am Werthe, ob ſie gleich immer

dien, ſo viel zu unterhalten, nicht hinreichen. Denn der Omrah muß jedem Reuter wenigſtens zwey Pferde ſchaffen; allein der Kayſer ſorgt auf eine andere Art dafür. Er weiſet nemlich dem Officier einige herrſchaftliche Güter an. Man rechnet ihm, was jeder Reuter koſtet, zehn Rupien auf jeden Tag. Aber die Einkünfte der Ländereyen, die man den Omrahs überläßt, tragen viel mehr ein, als dieſe Koſten.

Nicht alle Omrahs haben gleich ſtarke Beſoldung. Manche bekommen 2 Azaris, andre 3, andre 4, manche 5, und die vom erſten Range, erhalten 6. Das iſt das Jahrgeld der Vornehmſten; alles zuſammen genommen, kann alſo bis auf drey Millionen Rupies ſteigen. Sie zeigen auch viel Pracht, und ſie halten ſo viel Reuterey, als unſre kleinen Armeen betragen. Manchmal ſind ſie dem Kayſer ſelbſt furchtbar geworden. Doch dieſes iſt eine Einrichtung des Ekbar, und ihre übeln Folgen ſelbſt verhindern, daß man ſie nicht ändern darf.

Or-

daſſelbige Gewicht behält. Alsdann bekommt ſie den Namen Rupie Sonat. Nach zwey Jahren fällt der Werth eben dieſer Rupie noch auf fünf pro Cent; dann wird ſie Arcot Rupie genannt, und bleibt bey dieſem Werthe, nemlich auf acht pro Cent, über die eingebildete Rupie. Dieſer beſondere Wucher iſt eine Revenüe, welche die Prinzen und ihre Pächter vom Publikum eintreiben, da ſie die Münzſorten beſtändig wieder umſchmelzen.

Digitized by Google

Ordentlich zählet man 6 Omrahs vom großen Solde, den Jtimad = ud Deulet, die beyden Staatsſekretäre, den Unterkönig von Kabul, den von Bengalen, und den von Ugen. Der Sold der gemeinen Reuter und der übrigen Mannſchaft, kommt auf den Omrah an, der ſie wirbt und erhält. Der Ordnung nach, ſollten ſie jeden Tag bezahlt werden: aber dieß wird ſchlecht beobachtet; man begnügt ſich ihnen monatlich einen gewiſſen Lohn auszumachen, und oft nöthigt man ſie, ſtatt des Geldes, altes Geräthe des Pallaſtes, und die Kleider anzunehmen, welche ihre Weiber ablegen. Durch ſolche Ungerechtigkeiten häufen die oberſten Bedienten große Schätze zuſammen, die nach ihrem Tode dem Kayſer wieder zufallen.

Die Juſtiz wird in den Staaten des Großmogols mit vieler Einförmigkeit verwaltet, Die Unterkönige, Befehlshaber in den ihnen angewieſenen Diſtrikten, die Obrigkeiten in den Städten und Flecken, thun vollkommen das an ihren Orten, was der Kayſer zu Agra und Dehli ſelben verrichtet. Sie entſcheiden nemlich, alles was das Leben und die Güter der Unterthanen betrift, durch Urtheile, die ſie allein fällen.

Demungeachtet hat jede Stadt ihren Kutual und Kadi für gewiſſe Fälle. Den Einwohnern aber ſteht es frey, ob ſie ſich zu dieſem Untergerichte wenden wollen: und überhaupt haben alle Unterthanen des Reichs das Recht, ſich unmittelbar an den Kayſer ſelbſt in ſeiner

Hauptſtadt zu wenden. — Der Kutual verrichtet zugleich das Amt eines Policeyrichters und Oberprofoß. Das vornehmſte eines Policeyrichters unter dem Aurengzeb, der ein ſtrenger Beobachter des Korans war, beſtand darinn, diejenigen zur Beſtrafung zu ziehen, welche dem Trunk zu ſehr ergeben und in Beſuchung liederlicher Häuſer ihr Vergnügen fanden. — Er muß dem Kayſer von dem beſondern Unordnungen der Familien, Nachricht geben, ihm die Zänkereyen und die nächtlichen Zuſammenkünſte melden. Er hat in allen Quartiren der Stadt ſeine Kundſchafter, da es ihm dann nie an Neuigkeiten fehlen kann. Dieſe von den Kutuals gedungene Aufpaſſer, müßen die Häuſer kehren, und die verdorbenen Gefäße wieder in Ordnung bringen. Jeden Morgen kommen ſie zu den Bürgern, ziehen von den Geheimniſſen der Familien Nachricht ein, befragen die Leibeigenen, und erſtatten dem Kutual davon Nachricht. Dieſer Beamte muß als Großprofoß mit ſeinem Solde für alle Diebſtähle, die in ſeinem Bezirke geſchehen, haften. Dieß erhält ſeine Wachſamkeit immer in Thätigkeit.

Die Gerichtsbarkeit des Kadi erſtreckt ſich nur auf Religionsſachen, Eheſcheidungen und andere Dinge, die die Ehe betreffen. Indeſſen kann keiner von den beyden Richtern ein Todesurtheil ſprechen, ohne dem Kayſer oder dem Unterkönige Bericht ertheilt zu haben: und nach des Ekbar Verordnungen, müßen dieſe

Ober-

Oberrichter die Verurtheilung, ehe man ſie bewerkſtelligt, zu drey verſchiedenen malen, an drey verſchiedenen Tagen beſtätigt haben.

In den Staaten des Mogols, findet bey Verwaltung der Gerechtigkeit kein Aufſchub ſtatt. Ein jeder trägt ſeine eigene Sache, ohne eine von den Formalitäten und Regeln vor, die bey unſern Gerichtshöfen beobachtet werden müſſen, oder wendet ſich an einen von den Omrahs, daß er es für ihn thut. So bald nun die Zeugen vorgefodert und verhört worden; ſo wird das Urtheil auf der Stelle geſprochen, daß faſt immer eben ſo billig als hurtig iſt. Zwar kann man nicht leugnen, daß hier eben ſowohl als in andern Ländern, bey dem Urtheilſprechen Menſchlichkeiten vorgehen. Indeſſen iſt doch dieſem Uebel ſo viel als möglich vorgebeugt, indem diejenigen Richter, die ſich beſtechen laſſen, am Leben geſtraft werden.

Sechſtes Kapitel.

Von der Religion der Hindiſtaner.

Unter der Menge von Reiſebeſchreibern, welche uns von der Religion der Hindiſtaner haben belehren wollen, trift man kaum zwey an, die in ihren Erzählungen mit einander überein-

ſtimmten. Denn theils kommt dieſer Unterſchied von den verſchiedenen Meynungen und Gegenſtänden des Gottesdienſtes her, den die Braminen in verſchiedenen Gegenden Indiens eingeführt haben: theils aber auch, weil ſich viele Reiſebeſchreiber ſcheinen, auf die Erzählungen der Einwohner geſtützt zu haben, ohne die Bücher ſelbſt zu rathe zu ziehen, welche den zuſammenhangenden Lehrbegriff ihrer Religion in ſich faſſen. — Die Hindiſtaner erheben ihre Religion, wie das alle Sekten zu thun pflegen, über alle andere, und geben vor, daß ſie göttlichen Urſprungs und in einem Buche enthalten ſey, das ſie **Wedam**, **Vadam** nennen.

Dieß heilige Buch iſt in vier Theile abgetheilt, nemlich 1, in **Roggo Vedam**. 2, **Jaddara Vedam**. 3, **Sama Vedam**. 4, **Sara Wana Vedam**. —

Roggo Vedam, handelt von den erſten Urſachen und erſten Materien, von der Seele, den Engeln, von den Beſtrafungen der Laſterhaften und den Belohnungen der Frommen, ferner von dem, was Sünde ſey, von wem und unter welchen Bedingungen ſie vergeben werde.

Jaddara Vedam, handelt von den Oberhäuptern, die mit unumſchränkter Gewalt regieren.

Sama Vedam, enthält die Moral.

Sara Wana Vedam, handelt von den Ceremonien, welche bey den Opfern in den Tempeln u. ſ. w. müßen beobachtet werden. Obgleich

Digitized by Google

gleich der letzte Theil ſeit langer Zeit ſoll verloren ſeyn.

Die Braminen ſind über den Verluſt deſſelben ſehr unzufrieden, weil ſie ſonſt in größerer Hochachtung bey dem Volke ſtehen würden, als ſelbſt die Könige.

Dieſer Vedam enthält eine Sammlung der abergläubiſchen Gebräuche, ihrer alten Riſhi oder Büßenden, womit ihre Meynungen von der Natur Gottes, der Seele u. ſ. w. verbunden worden. Die beyden erſten Theile dieſes Buchs, werden auf der ganzen Halbinſel Indiens, und die beyden letztern in Hindiſtan ausgeübt. Sie enthalten die ganze Theologie der Braminen, und werden nur auch von dieſen geleſen; ſo, daß die Baniyanen, wenn ſie beten, ſich der Worte aus dem Buche Shaſter und nicht der aus dem Vadam bedienen müßen. Das gemeine Volk darf weder aus dieſem noch auch aus jenem etwas lernen. Im ganzen werden ſie auch nie in den Pagoden vorgeleſen, weil das Volk die Geheimniße, welche dieſe Bücher enthalten, nicht faßen kann. Einige Reiſebeſchreiber wollen ſo gar verſichern, daß die Braminen dieſe Bücher größeſtentheils ſelber nicht verſtänden, welches auch ſehr leicht möglich ſeyn kann, zumal wenn man weiß, daß ſie nicht in dem Sanſkrit, welches die gelehrte Sprache der Braminen iſt, ſondern in einer weit ältern Sprache geſchrieben ſind.

Es giebt auch noch außer dem Vedam, zwey andere Gattungen von Büchern, wovon das eine Shaſter und das andere Puran heißt. Die Braminen geben gleichfalls vor, ſie beyde vom Himmel erhalten zu haben. — Das Buch Shaſter iſt eigentlich nur eine Erklärung des Vedams. Es ſoll nur dazu dienen den Verſtand des Vedam zu beſtimmen, und dadurch gleichſam allen Streitigkeiten vorgebeugt ſeyn. Allein dieſer Zweck wird doch durch dieß Buch nicht erreicht. — Der baniyaniſchen Sekte iſt es erlaubt, ſich dieſes Buchs zu bedienen; aber den Vedam dürfen ſie nicht anrühren, weil ſich die Braminen über ſelbigen das Monopolium angemaßt haben. Der Puran (heißt ſo viel als ein Gedicht) beſteht aus hiſtoriſchen Büchern des Geſetzes, und iſt eine Erklärung des Shaſters, und enthält zugleich die heilige und Profangeſchichte von Hindiſtan. — Die Braminen geben vor, daß dieſe drey Bücher dem Bramma von Gott wären geſandt worden. Es iſt aber gewiß, daß alle drey Bücher in drey verſchiedenen Zeiten und Abſichten, erſchienen ſind. Der Puran ſcheint beſonders da erſt zuſammengeſchrieben zu ſeyn, wie die abgöttiſche Religion in Hindiſtan ſchon feſten Fuß hatte.

Außer den erwähnten Büchern giebt es noch viele andere, die aber ſo genau verwahrt ſind, daß ſie nie in die Hände des gemeinen Volks kommen. Die Braminen laßen deswegen ihre

heiligen

heiligen Bücher noch viel weniger in die Hände der Fremden kommen, und ungeachtet ihnen von den Reiſenden groſse Summen Geldes für eine Abſchrift angeboten ſind; ſo haben ſie nicht einmal ihren Wunſch, dieſe Bücher zu ſehen, für viel Geld, erfüllen können. Hieraus haben nun manche urtheilen wollen, als wenn ſie gar keine Bücher beſäſſen; allein das Gegentheil hat Calmet gezeigt, der im Jahre 1733 dieſe Bücher in die Bibliothek des Königs von Frankreich verſchafte. — Lord hat zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen, zwar kurzen, Auszug aus dem Shaſter erhalten; da er aber das Weſentlichſte des Buchs Vedam in ſich faſst, ſo kann man ſich allenfalls mit ihm begnügen. Dieſer Auszug ſetzt uns in den Stand, die Erdichtungen und Geheimniſſe aufzudecken, die ſonſt würden unauflöslich geblieben ſeyn.

Wir wollen hier unſern Leſern einen zu unſrer Abſicht hinlänglichen Auszug aus dem Buche Shaſter mittheilen.

Wie der groſse Gott noch allein war, und ſeine Herrlichkeit durch Erſchaffung der Welt offenbarte, ſo machte er, nachdem er ſie auch mit vernünftigen Geſchöpfen erfüllt hatte, vor allen Dingen, die vier Elemente, Erde, Luft, Feuer und Waſſer. Da dieſe Elemente unordentlich durcheinander gemengt waren, ſo theilte er ſie, und machte aus ihnen verſchiedene Theile der ſichtbaren Welt. Gott blies erſtlich durch ein Rohr, oder durch irgend ein anderes

Inſtrument, auf das Waſſer. Da dieſes in einer Blaſe von runder Geſtalt in die Höhe ſtieg, und ſich allmählich in einen unermeßlichen Raum ausdehnte; ſo entſtand daraus das Firmament. Aus der Erde und übriggebliebenen Grundſuppe des Gewäſſers bildete Gott einen Ball, deſſen feſte Theile die Erde, die flüßigen das Meer wurden. Hierauf ſtellte er, durch Hülfe eines ſtarken Brauſens, die Erde mitten in das Firmament, und nannte dieſelbe die Unterwelt. Sobald er dieſes in Ordnung gebracht hatte, ſchuf er die Sonne und den Mond. Nachdem alſo die vier Elemente auf die Weiſe abgeſondert, und ihnen ihr Platz angewieſen, ſo fingen ſie an, die ihnen eigene Geſchäfte zu verrichten. — Zuletzt machte Gott den Menſchen, als ein Weſen, das vorzüglich fähig war, ſeine Werke zu betrachten und zu bewundern. Dieſer erſte Menſch, ſtieg auf Gottes Befehl aus der Erde; zuerſt kam der Kopf hervor, darauf der Leib, nach allen Theilen gebildet. Hierauf ertheilte ihm der Herr das Leben. Damit aber dieſer Menſch nicht allein ſeyn möchte, ſo gab er ihm auch ein Weib zur Gehülffinn. Der Name des erſten Menſchen hieß Pourous, und das Weib Parkouti. Beyde lebten zuſammen, ernährten ſich von den Früchten, die ihnen die Erde darbot, ohne nach dem Fleiſche der Thiere Verlangen zu äußern.

Dieß

Dieß neue Paar zeugte vier Söhne, welche **Brammon, Kutteri, Shudderi** und **Wiſe** hießen. Der erſte war von irrdiſcher Conſtitution, und daher zur Melancholie geneigt; und weil er ſinnreich war, ſo beſtimmte ihn Gott dazu, ſeine Geſetze dem Volke bekannt zu machen. Zu dieſer Abſicht übergab ihm Gott ein Buch, darinn die Grundſätze der Religion, und die Art, wie der Gottesdienſt ſollte gehalten werden, enthalten waren. **Kutteri**, der zweyte Sohn, hatte ein feuriges Temperament, und war kriegeriſch geſinnt. Gott legte ihm alſo die Macht bey, Königreiche zu beherrſchen, und die Völker in Ordnung zu halten. Da ferner **Shudderi** einer phlegmatiſchen Conſtitution, gütig und umgänglich war, ſo wurde für gut gefunden, ihn zum Kaufmann zu beſtimmen. Um ihn nun ſeines Geſchäfts zu erinnern, wurden ihm zwey Waageſchalen in die Hände gegeben, und ein Bündel Gewicht an ſeinen Gürtel gehängt. **Wiſe** endlich, ein luſtiger Kopf, bekam die Erfindungskraft zur Beylage, und weil er voll Einfälle war, ſo konnte er verſchiedenen Dingen ein Geſchick geben. Um ihm nun in ſeiner Profeßion behülflich zu ſeyn, wurde ihm ein Beutel zugeſtellt, worinn er mancherley Inſtrumente fand, um mit ſeinen Händen das auszuarbeiten, was ſeine Einbildungskraft projectiren würde.

Pourous und **Parkouti** erzeugten in ihrer Ehe keine Töchter. Gott ſchuf alſo für die vier Söhne

Söhne auch vier Weiber, und ſchickte dieſe gegen Morgen, Mittag, Abend und Norden. Sobald nun die Söhne des Pourous groß genug waren, ſo befahl ihnen Gott, daß ein jeder ſeinen beſondern Weg gehen ſollte, um die für ihn erſchaffene Frau aufzuſuchen. Brammon reiſete gegen Morgen, traf endlich die für ihn geſchaffene Frauensperſon. Kutteri, der gegen Abend reiſete, fand gleichfalls die für ihn beſtimmte Frauensperſon; und als er ſich mit derſelben drey Tage hintereinander in einem fürchterlichen Gefechte herumgeſchlagen hatte, ſo richteten ſie endlich einen ehelichen Vergleich unter ſich auf. Shudderi nahm ſeinen Weg nordwärts, und als er die Perlen- und Diamantengrüfte entdeckt hatte, ſo traf er ſeine Geliebte auch an. — Nachdem endlich Wiſe auf einem Schiffe über ſieben Meere gegangen war, die für ihn zu dem Zwecke verfertigt worden, ſo blieb er an der Küſte von Derpe, und bauete ſich daſelbſt ein Haus. Nach einiger Zeit ſahe er an der Küſte eine Jungfer ſpatziren, die er anredete. Wie dieſe ihm aber verächtlich begegnete, ſo rief Wieſe Gott an, daß er ihr Herz zu ihm lenken möchte. Gott erhörte ihm die Bitte, aber unter der Bedingung: daß er Pagoden zur Verehrung Gottes erbauen, und unter grünen Bäumen Bilder anbeten ſollte.

Als nun die vier Brüder die Erde bevölkert, ſo entſchloſſen ſie ſich, ihre Eltern zu beſuchen, von welchen ſie aufs freundlichſte empfangen wurden.

wurden. — Mit der Zeit wurden die vier Brüder und ihre Weiber Eltern vieler neuen Geſchlechte, die ſich genau an ihre Eintheilung in vier Stämme hielten, ohne ſich untereinander zu vermiſchen. Allein ſie arteten bald aus. **Bramon** ward nachläßig in ſeiner Gottſeligkeit. **Kutteri** ward grauſam und überwältigend. **Shudderi** betrog ſeine Brüder durch falſches Gewicht, und **Wiſe** ſetzte auf ſeine Waaren entſetzliche Preiſe, um ſeine Ausſchweifungen fortſetzen zu können. Die Unordnung, die in den Familien dieſer vier Brüder herrſchte, machte endlich die Gottheit zornig, ſo daß auf einmal der Himmel eine finſtere Geſtalt annahm. Donner und Blitz fuhren vom Himmel herab; das Meer thürmte ſich auf eine fürchterliche Art auf, und ſchüttete ſeine Fluthen über den Erdboden, die das ganze menſchliche Geſchlecht überſchwemmten. Ohngeachtet aber ihre Leiber verderbt waren, ſo ruheten doch ihre Seelen in dem Schooß des allmächtigen Gottes. — Und ſo endigte ſich das erſte Weltalter.

Gottes Abſichten würden nun nicht erreicht ſeyn, wenn die Sachen in dem Zuſtande geblieben wären. Er entſchloß ſich alſo, das menſchliche Geſchlecht wieder zu erneuern, und das zweyte Alter mit drey Menſchen von fürtreflicher Natur, als die vorigen, anzufangen. Gott ſtieg alſo vom Himmel herab auf einen ſehr hohen Berg, und ſagte: **Steh auf Brama,**

ma, du Erſter unter den Kreaturen im zweyten Alter. Brama kam hervor. Auf gleiche Weiſe wurden Viſtney und Rudderi erſchaffen. Die Abſicht, die Gott bey Hervorbringung dieſer drey Perſonen hatte, war: ſie ſollten ſich nemlich als Deputirte bey dem Werke Gottes geſchäftig beweiſen. Dem Brama trug er das Geſchäft auf, die Kreaturen zu erſchaffen, und ertheilte ihn hierzu die nöthigen Kräfte. Dem Viſtney gab er das Amt, die erſchaffenen Kreaturen zu erhalten, und machte ihn in der Abſicht zum Herrn über Sonne, Mond, Sterne, Berge, Thäler u. ſ. f. — machte ihn auch zum Austheiler der Geſundheit der Menſchen und aller lebendigen Geſchöpfe. Den Rudderi bekleidete er endlich mit der Macht, alles zu verderben, weil er wußte, daß ſie würden gottlos werden, und Strafen verdienen. Er wurde alſo zum Herrn des Todes und des Gerichts ernannt, und überließ ihm das ganze Gefolge von Uebeln. — Ein jeder von dieſen drey Perſonen hatte ſeine beſtimmte Zeit von Gott erhalten, in welcher er ſeine Geſchäfte verrichten muſte. Sobald Brama mit ſeiner Schöpfung fertig war, wurde er wieder in den Himmel zurückgerufen. Viſtney muſte noch einmal ſo lange als Brama auf Erden bleiben, weil es wegen der ihm aufgetragenen Erhaltungsgeſchäfte länger nöthig war. Und weil die Welt ſollte durch ein allgemeines Verderben hingerichtet werden, ſo ſollte Rudderi

dreymal

dreymal ſo lange, als jene, auf Erden bleiben.

Unverſehens fiel **Brama** in eine ſchwere Krankheit. Sein Bauch ſchwoll außerordentlich auf, ſo daß man nicht wußte, was das werden würde. Endlich entwickelte ſich das Ding, und ſiehe, die Laſt drang auf beyden Seiten heraus — und er brachte Zwillinge, männlichen und weiblichen Geſchlechts, in völliger Größe zur Welt. Das Männlein wurde alsbald vom Brama mit dem Namen **Manov**, und das Weiblein mit dem Namen **Seterupa** belegt. Dieſe beyden Menſchen führte hierauf Brama auf einen hohen Berg, um ſie von da in verſchiedene Gegenden der Welt zu ſchicken, ſie zu bevölkern. Sobald ſie auf dieſen Berg gelangten, kam die Seterupa mit ſechs Kindern auf einmal nieder, nemlich mit drey Söhnen und drey Töchtern. Dieſe wurden, nachdem ſie herangewachſen waren, vom Brama in die Welt geſchickt.

Und ſo war **Brama** Mann und Weib zugleich, und erfüllte die Erde mit lebenden Geſchöpfen, da indeſſen **Viſtney** ſeines Ortes alles beſorgte, was zur Verpflegung und Erhaltung derſelben nöthig war. **Ruddri** breitete Unglück, Krankheit, Tod und Gerichte aus, nachdem die Menſchen ſich durch ihre Vergehungen dieſe Uebel zuzogen.

Gott ſah vorher, daß eine ſo große Geſellſchaft von Menſchen ohne Geſetze nicht beſtehen würde.

würde. Er ließ ſich alſo in einer dicken Wolke auf den Berg Meropurbati herab, foderte den Brama vor ſich, gab ihm ein Buch in die Hand, und befahl ihm, den Innhalt dem zerſtreuten Menſchengeſchlechte bekannt zu machen. Dieß that er auch. Das Buch ſelbſt beſteht aus drey Theilen. Im erſten Theile iſt das Moralgeſetz enthalten. Der zweyte faßt das Cerimoniengeſetz in ſich, und ſchreibt die Gebräuche vor, die beym Gottesdienſte ſollen beobachtet werden. Der dritte Tractat theilt die Menſchen in verſchiedene Stämme ab, und giebt Regeln, die von einem jeden müſſen beobachtet werden.

Der erſte Theil dieſes Buchs, der, wie geſagt, das Moralgeſetz enthält, ſchreibt hauptſächlich folgende acht Gebote vor:

1) Das erſte verbietet, kein lebendiges Thier zu tödten, weil das Thier ſowohl, als der Menſch, eine lebendige Seele hat.

2) Das zweyte verbietet, etwas Böſes zu beſehen oder zu hören, zu reden, desgleichen Wein zu trinken, Fleiſch zu eſſen, oder etwas Unreines zu berühren.

3) Das dritte befiehlt die Beobachtung der zur Andacht beſtimmten Zeiten, die Reinigungen, den Gottesdienſt und Gebet zu Gott.

4) Das vierte unterſagt alles Lügen, nebſt der Abſicht, andere im Umgange, im Kaufen und in Contracten zu betrügen.

Das

5) Das fünfte gebietet die Gutthätigkeit gegen die Armen in Eſſen, Trinken und Gelde, nachdem es ihr Bedürfniß und des Gebers Vermögen mit ſich bringt.

6) Das ſechſte verbietet die Unterdrückung, Beleidigung und Ueberwältigung der Armen.

7) Das ſiebente befiehlt die Feyer gewiſſer Feſttage ohne alle Ausſchweifungen.

8) Das achte verbietet alles Stehlen, es ſey ſo geringe als es wolle, oder die Entwendung desjenigen, was einem anvertraut worden. Dagegen gebietet es, mit dem Lohn, den ein andrer für die Arbeit giebt, zufrieden zu ſeyn, weil niemand zum Eigenthum eines andern ein Recht hat.

Ein jeder Stamm hat von dieſen acht Geboten — zwey erhalten. Die Braminen nahmen das erſte und zweyte Gebot, weil ein groſſer Theil ihrer Religion darinn beſteht, keine Kreaturen zu tödten. Den Kaufleuten ſind dieſe Gebote gleichfalls auferlegt, weil ſie den Braminen am nächſten kommen. Das dritte und vierte Gebot, welches die Andacht befiehlt, und allen Betrug im Handel und Wandel verbietet, geht blos die Shudderi an. Das fünfte und ſechſte Gebot geht die Kutter an, weil diejenigen, welche Macht beſitzen, ſich der Ueberwältigung am eheſten ſchuldig machen können. Das ſiebente und achte Gebot bezieht

Digitized by Google

ſich endlich beſonders auf die Wiſe, die als Handwerker eine Ergötzung nöthig haben, aber auch ſehr geneigt ſind, ihren Gewinſt durchzubringen. Ein jeder Stamm iſt verpflichtet, alle Gebote zu halten, beſonders aber diejenigen, die ihnen ganz eigentlich angehen.

Das Cerimonialgeſetz, welches im zweyten Tractat enthalten iſt, bezieht ſich auf folgende Stücke:

1) Die Hindiſtaner ſind verbunden, ihre Leiber oft im Fluße zu baden, und zwar auf folgende Manier. Wenn ſie in das Waſſer treten wollen, ſo beſchmieren ſie vorher ihren Leib mit Koth, womit ſie die natürliche Verdorbenheit anzeigen wollen. Alsdann gehen ſie weiter in den Fluß, kehren ihr Geſicht gegen die Sonne, und der Bramin betet: **O Herr! dieſer Menſch iſt befleckt und verunreinigt, wie der Schlamm dieſes Fluſſes. Das Waſſer in dieſem Fluſſe kann ihm den Koth wegſpülen: ſpüle, reinige du ihn auch von ſeinen Sünden.** Derjenige, der ſich wäſcht, fällt hierauf dreymal unter das Waſſer, und wenn er wieder herauskommt, ſo nimmt er einige Reiskörner in die Hand, und ſobald er vom Prieſter die Abſolution wegen ſeiner begangenen Sünde erhalten hat, gehet er nach Hauſe.

2) Sie

2) Sie bedienen ſich gewiſſer Salben an der Stirne mit rother Schminke, welches andeuten ſoll, daß ſie als das Volk Gottes gezeichnet wären. Dieß geſchieht darum, damit ſie an ihre Taufe erinnert werden. Da die Zeichen an der Stirne durchs Waſſer vergehen, ſo müſſen ſie erneuert werden, ſo oft ſie ſich baden.

3) Müſſen ſie unter grünen Bäumen opfern und beten, eine Gewohnheit, die vom Wiſe eingeführt worden, dem, wie vorhin erwähnt, Gott unter einem Baume erſchienen iſt. Unter ſolchen grünen Bäumen legen die Braminen Tempel und Pagoden an. Einige meynen, dieſer Baum ſey der indianiſche Feigenbaum, den die Hindiſtaner ſo heilig halten, daß ſie glauben, derjenige, welcher nur den geringſten Zweig verletze, würde ſich eines großen Unglücks ſchuldig machen.

4) Wird ihnen anbefohlen, in ihren Tempeln gewiſſe Gebete zu ſprechen. Die Andacht ſelbſt beſteht in der Wiederholung gewiſſer Namen Gottes, welche weitläuftig umſchrieben und erklärt werden.

5) Es werden ihnen fünftens anbefohlen, Wallfarthen nach weitentlegenen Flüſſen zu verrichten, dergleichen der Ganges iſt, um ſich in ſelbigen zu baden. — Derjenige, deſſen Gaumen, wenn er ſtirbt, mit Waſſer aus dem Ganges benetzt wird,

wird für geſegnet, und von allen Sünden gereinigt, gehalten.

6) Der ſechſte Artikel ihres Gottesdienſtes betrift die Anrufung der Heiligen, denen ſie die Macht zueignen, ihren Anbeter helfen zu können. Wer z. E. in der Ehe glücklich leben will (und wer wünſcht dieß ungerne?) betet die **Hurmount** an; wer einen Bau glücklich vollenden will, den Gunnez u. ſ. w.

7) Wird ihnen in ihrem Geſetz anbefohlen, Gott zu verehren, ſobald ſie eins ſeiner Geſchöpfe nach Aufgang der Sonne erblicken. Gegen Sonne und Mond erweiſen ſie ſonderlich ihre Andacht, die ſie die beyden Augen der Gottheit nennen.

8) Das achte Gebot bezieht ſich auf die Taufe, oder Benennung ihrer Kinder. Das neunte, auf die Ehe. Das zehnte, auf die Begräbniße.

Der dritte Tractat endlich, der dem Brama von Gott übergeben wurde, handelt von dem Unterſchiede, der unter den Menſchen ſoll beobachtet werden. — Auf die Befolgung dieſer vorgeſchriebenen Geſetze wurde in dem zweyten Weltalter ſehr ſorgfältig gehalten. Die Religion war im Flor. Man betete für die drey Perſonen **Brama**, **Viſtney** und **Rudderi**; die Ufer der Flüſſe waren beſtändig voll, und die Reinigungen wurden nicht verſäumt. Da ſich aber die Menſchen ſtark vermehrten, wurden

wurden ſie immer nachläßiger in der Ausübung ihrer Pflichten, und arteten endlich ganz aus. Die Braminen wuchſen an Heucheley; die Kutteri wurden ſtolz und eitel, ſuchten ihre Macht durch unerlaubte Mittel zu erweitern; die Kaufleute ergaben ſich dem Betrug im Handel und Wandel; die Handwerksleute gingen müßig, und übertheuerten die Leute mit ihrer Arbeit. Alles dieß mißfiel dem Herrn, und kam alſo zum drittenmale wieder auf den Berg **Meroparbati** herab. Als er dem Brama bekannt gemacht hatte, was er an den Menſchen tadle, ſo kam dieſer zurück, und ertheilte den Menſchen von dem bevorſtehenden Gerichte Nachricht, worauf ſie ſich ein wenig beſſerten. Nach und nach fielen ſie aber in ihre vorigen Sünden zurück. Brama bat für ſie. Allein dieß war vergebens. Der Zorn des Herrn war aber nicht mehr beſänftigen. Er nahm den Brama zu ſich in ſeinen Schoos, damit er das Uebel nicht erfahren ſolle. Er befahl hierauf dem **Viſtney**, die Welt zu verderben, welcher auch für die Erhaltung der Welt bat. Der Herr aber, der entſchloſſen war, ſeinen Zorn nicht zurückzuhalten, befahl dem **Kudderi**, deſſen Amt es war, die Strafgerichte auszuüben, einen Sturm aus dem Innerſten des Erdbodens hervorzubringen, und die Nationen wie ein Staub von der Erde zu jagen. **Kudderi**, dem göttlichen Befehle zu folgen, ſetzte alle Winde in Bewegung, welche alles erſchüt-

terten. Den Tag konnte man von der Nacht nicht unterſcheiden. Das Ungewitter rottete das ganze Menſchengeſchlecht aus, nur einige wenige ausgenommen, welche Viſtney auf Erlaubniß des Herrn mit dem Saume ſeiner Erhaltung deckte, damit von denſelben das Menſchengeſchlecht in dem dritten Weltalter werden könnte. Und ſo ſchloß ſich das zweyte Weltalter.

Nachdem Rudderi dem Sturme Einhalt gethan hatte, war alles wieder ruhig. Der Zuſtand der Welt war nunmehr ſehr jämmerlich; beſonders erregte das Anſchauen der todten Menſchencörper Mitleiden. Es gereuete ſelbſt den Allmächtigen die That, und Rudderi war vor Schmerz außer ſich, daß er das Werkzeug zu ſolcher Verwüſtung ſeyn muſte. Da aber die Könige und Fürſten im zweyten ſowohl als dritten Weltalter die Quelle alles Unglücks waren, ſo ließ der Herr den ganzen Stamm der Kutteri ausrotten. Da indeſſen dieſer Stamm unter den Menſchen ſehr unentbehrlich war, ſo befahl der Herr, um dieſe Ordnung durch einen heiligern Stamm erneuern zu laßen, daß die Linie der Rajahen von der Linie der Braminen hergeleitet werden ſollte. Dieß geſchah in der Perſon des Ram, des vornehmſten unter den Braminen, die durch den Viſtney erhalten worden. Man vermuthete, daß dieſer Mann ſowohl die Religion als Policeyweſen aufs beſte befördern würde. Es iſt wahrſcheinlich, daß

ihm

ihm mehr Könige gefolgt ſind. Da aber die Welt wieder umſchlug, ſo ward der Zorn Gottes wiederum rege. Er redete deswegen mit dem Rudderi, der auf ſeinem Befehl die Erde ihren Rachen aufſperren und ſie lebendig verſchlingen ließ, nur wenige ausgenommen, die zur letzten Probe der Bevölkerung der Erde dienen ſollten. Und ſo endigte ſich das dritte Weltalter.

Riſtney, ein berühmter Regent und gottſeliger König, war unter denen, die erhalten wurden. Unter ſeiner Regierung wurde die Tugend und Religion geſchützt. — Des Viſtney Zeit war nun verfloſſen, ging alſo zum Herrn zurück, weil die Welt ſeiner nicht mehr nöthig hatte. Denn wenn es mit den Menſchen noch einmal aufs Aeußerſte kommt, ſo wird auch das Ende aller Dinge erfolgen. Das letzte Gericht ſoll alle vorhergehende an Grauſamkeit übertreffen; denn alles ſoll durch Feuer verzehrt werden. Alsdann ſoll Rudderi alle Kräfte des Verderbens aufbieten; der Mond ſoll in Blut verwandelt werden, und die Sonne werde ihr Licht wie brennenden Schwefel von ſich ſchütten. — Die vier Elemente werden wider einander ſtreiten. Rudderi wird endlich die Seelen aller Menſchen mit ſich in den Himmel nehmen, um daſelbſt in dem Schooße Gottes zu ruhen.

Dieß iſt kürzlich der Innhalt, den Lord aus dem Shaſter genommen hat. — Wir

finden in des Lords Auszuge nichts von den ausſchweifenden Geſchlechtsregiſtern und romanhaften Abendtheuren der hindiſtaniſchen Göt er. Es hat alſo das Anſehen, als wenn die erſte Religion der Hindiſtaner von aller Abgötterey frey geweſen. (Man ſehe hierüber Lords Deſcript. of the Banian religion, ap. Church. Collect. 326. ch. 11.)

Dieſe vorläufigen Nachrichten, welche wir von den alten Grundſätzen der Religion Hindiſtans gegeben haben, können uns der Arbeit überheben, uns in eine weitläuftige Beſchreibung der hindiſtaniſchen Religion, wie ſie heutiges Tages in Indien gelehrt und ausgeübt wird, einzulaſſen. Wir wollen hier nur die vornehmſten Zuſätze anführen, die durch der Prieſter Betrug, die der Erweiterung in Religionsſachen nicht ſatt werden können, noch weiter hinzugefügt worden.

Daß die heiligen Bücher der Hindiſtaner den Glauben an einen einigen Gott lehren und fodern, ſieht man aus dem Auszuge aus dem Shaſter, den wir vorhin mitgetheilt haben, und es giebt unter den Braminen eine beſondere Sekte (von der weiter unten), die nicht mehr als einen Gott annimmt. Die übrigen die ſich mit der Förderung der Religion des Pöbels, oder der Vielgötterey, beſchäftigen, erkennen dennoch nur einen allerhöchſten Gott. Dieſem legen ſie unzählige Namen bey. Faſt eine jede Sekte hat ihre

ihre beſondere Namen, womit ſie die Gottheit bezeichnet.

Der höchſten Gottheit, oder dem Gott aller Götter, legen ſie die erhabene Eigenſchaften der Macht, Weisheit und Güte bey. Ohne ihn, ſagen ſie, werde nichts regiert oder bewegt, und die übrigen Götter könnten, ohne ſeine Erlaubniß, nicht einmal einen Strohhalm bewegen. Sie halten ihn für unbegreiflich, und man könte ſich ihn unter keiner Figur vorſtellen. Er wird für den Urheber des Guten und Böſen angeſehen; denn ſie behaupten, daß man Alles von ihm herleiten müſſe. Sie ſagen ferner, die untergeordneten Gottheiten hätte er zu ſeinem Zeitvertreib gemacht, beluſtige ſich an den guten und böſen Handlungen der Menſchen. Kurz, dieſe Welt ſey eine von den vier und ſechzig Comödien, durch welche er beluſtigt würde. Was die Vorſehung betrift, ſo ſagen ſie, daß ſich die Gottheit nicht mit Kleinigkeiten abgebe, ſondern dieſe ſeinen vier Viceregenten überlaße. Dieſe Punkte ſind ohngefähr das Weſentlichſte in den Lehrſätzen der Braminen.

Die untergeordneten Götter werden in drey Klaſſen eingetheilt. In der erſten ſind die drey erſchaffenen Weſen, **Brama**, **Viſtnou** und **Ruddiren**. In der zweyten ſtehen die Weiber, Kinder und vornehmſten Freunde der drey erſten. Die dritte beſteht aus den Deutas, die eine Art von Engeln ſind.

Den drey Göttern der erſten Klaſſe haben ſie eine große Menge von Namen beygelegt. Die gewöhnlichſten Benennungen aber ſind: Brama, Viſtnou und Ruddiren oder Jſchuren. Die drey Gottheiten ſind unter der allgemeinen Benennung Virumurtigol zuſammengefaßt. — Es iſt ſehr ſchwer, aus den Berichten der Reiſebeſchreiber einen deutlichen Begriff von dem, was die Hindiſtaner von dieſen drey Göttern glauben, zu communiciren. Nach einigen Schriftſtellern ſind ſie drey von dem höchſten Gott erſchaffene Weſen, welchen die im Shaſter gemeldeten Kräfte beygelegt werden: nemlich dem Brama, die Kraft zu ſchaffen; dem Viſtnou, die Kraft zu erhalten; und dem Ruddiren oder Jſchuren, die Kraft zu verderben. Hieraus will man muthmaßen, daß die Hindiſtaner einen Begriff von der Dreyeinigkeit hätten. Allein dieß iſt unrichtig. Lord bemerkt, daß ſogar eine Vierheit darinn gefunden werde, denn der höchſte Gott mache die vierte Perſon aus. Ueberdem ſind dieſe Bücher gewiß lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung da geweſen. Wir wollen aber dieß fahren laßen, und erinnern, daß die Reiſebeſchreiber bemerken, ſie würden nicht für Götter, ſondern vielmehr für Diener und Soldaten des großen Gottes angeſehen. Sie wären weiter nichts als Bedienten Gottes, die ſeine Befehle ausrichteten, und wären ſowohl als andere Geſchöpfe mancherley Veränderungen unterworfen.

Dem-

Demungeachtet werden ſie für allwiſſend, allgegenwärtig, heilig, gerecht und gütig gehalten. Und aus dieſem Grunde, ſagen die Braminen, müßte man ſein Gebet zu ihnen wenden.

Man muß aber dieß nicht als die Meynung aller Braminen, noch vielweniger für die Meynung des Volks anſehen, ſondern nur als Meynungen beſonderer Sekten und Privatleute betrachten. Denn man weiß, daß ſowohl die Braminen als das Volk dieſen drey Weſen höhere Vorrechte beylegen, und einige den **Viſtnou** für den höchſten Gott erklären, andere den Iſchuren dafür wollen angeſehen wiſſen. Ein jeder ſtreitet für ſeine Parthey, daher unter ihnen der Unterſchied zwiſchen **Viſtnouviſten** und **Iſchureniſten**. — Dieſen drey Göttern hat man ein Geſchlechtsregiſter beygelegt, das nach der Willkühr völlig eingerichtet zu ſeyn ſcheint. Die **Malabaren** glauben, dieſe drey Götter wären von der Göttin **Chatti** gebohren worden. Andere ſagen, daß das Volk den Urſprung aller Dinge in der **Linga**, oder den geheimen Zeigungsgliedern ihres Gottes Iſchora, ſuche. **Linga** ſoll von einem Ey entſtanden ſeyn, in welches ſich die Iſchurrette verwandelt; andere hingegen ſagen, daß **Linga** die Gottheit ſelbſt ſey.

Die **Braminen** und **Hindiſtaner** ſcheinen dem **Brama** anzuhangen. Die in Karnate ziehen

ziehen den **Viſtnou** vor, und die **Malabaren** erheben den **Ruddiren** oder **Iſchuren.**

In die erſte Klaſſe gehört der Götze **Brama.** Dieſem Brama legen die Braminen, (ohngeachtet ihre heiligen Bücher verſichern, daß er auf göttlichen Befehl aus der Erde entſtanden ſey) einen verſchiedenen Urſprung bey, wobey wir uns aber hier nicht aufhalten können. Man kann hieraus ſoviel abſtrahiren, daß da die Braminen vom ausdrücklichen Buchſtaben ihrer heiligen Bücher, ganz offenbar abgehen, ſie dadurch an den Tag legen, daß ſie ſelbige nicht für göttlich halten.

Nachdem alſo Brama erſchaffen, ſo legte ihm Gott die Macht bey, die ganze Welt, und alles was darinnen iſt, zu erſchaffen, wiewohl ihm dieſe Macht, wie die Baniyanen und Malabaren ſagen, vom **Viſtnou** ſey beygelegt worden. Auf der andern Seite legen ihm die Braminen die Erhaltung der Thiere bey, die doch nach dem Berichte des Shaſter, ein Geſchäfte des Viſtnou iſt. Hieraus zeigt ſichs deutlich, daß die Sekten ihre heiligen Bücher nach Belieben verändern. Die Braminen ſchreiben dem Brama die Erſchaffung und Regierung aller Dinge zu, denn ſie ſagen, Gott bekümmere ſich darum gar nicht. Brama, ſagen ſie weiter, beſtimme das Schickſal der Menſchen, und beſorge alles in der Welt. Dieß Geſchäft des Brama iſt nun freylich groß, daher ordnen ihm die Braminen eine hinlängliche Anzahl zur

Seite,

Seite, die ihm in ſeinen mannichfachen Geſchäften Beyſtand leiſten.

Die Braminen ſetzen noch zu den vielen Erdichtungen hinzu, daß Brama anfangs fünf Köpfe gehabt. Und da in ſeinem Bildniß nur vier Köpfe zu ſehen ſind; ſo geben ſie vor, er habe den fünften in einem Streite mit den Iſchuren verlohren. Der Streit zwiſchen dieſen beyden Göttern wird verſchiedentlich erzählt, und da wir uns mit Recenſirung der mancherley Erzehlungen nicht abgeben müſſen, wenn wir unſerm Plane wollen getreu bleiben; ſo wird uns der Leſer hiervon diſpenſiren.

Fragt man, wo Brama ſeine Wohnung habe, ſo ſagen ſie uns, daß er in **Brama Lokon** oder **Logum** reſidire, welches unter allen Welten die höchſte, und dem Himmel die nächſte iſt, in welcher Gott ſelbſt wohnet. Sie meynen auch, daß er nach einer gewiſſen Reihe von Jahren ſterben, und wieder auferſtehen werde. — Die Hindiſtaner ſchreiben dem Brama zwey Weiber zu. Die eine heiſt **Saraſvati**, welches ſeine eigne Tochter ſoll geweſen ſeyn, daher iſt das Sprichwort bey ihnen: du mußt es nicht machen wie Brama. Die andere heißt **Gviatri**. Dieſe war unfruchtbar. Von der erſten wird ein Sohn, Namens **Deſva**, angegeben. Und aus dem Blute, das aus ſeinem Halſe floß, wie ihm ſein fünfter Kopf abgeriſſen wurde, enſtand ſein Sohn,

Soga=

Sogatrakavaſchen, der nicht weniger als fünf hundert Köpfe und tauſend Hände hatte. Brama ſoll auch von Gott die Macht erhalten haben, ſo viel Kinder zu zeugen, als ihm beliebe. Unter dieſen war Kaſſiopa, der Vater der guten und böſen Engel.

Viſtnou. Der Name **Viſtnou, Viſtnum** oder **Wiſhenum**, ſcheint mit dem Namen **Beſhen**, einerley zu ſeyn. Es werden ihm, ſo wie dem Brama, verſchiedene Namen beygelegt. — Dieſer Viſtnou hat, nach dem Bericht der Malabaren, gleichfalls ſeinen Urſprung vom **Quivelinga**. Das Anſehen in welcher er ſtehet, iſt ſehr groß, und ſeine Anhänger ſchreiben ihm eine unendliche Ausdehnung zu, und ſagen, daß er allen Raum erfülle. Dennoch behaupten ſie, daß er in dem **Milchmeere** (wovon unten ein mehrers) wohne. Zu ſeinem Bette machen ſie eine Schlange, **Annatan**, welche fünf Köpfe hat. Zwey davon dienen ihm ſtatt des Küſſens, einer ſtatt des Polſters, und auf zween ruhen ſeine Hände. Aus dieſer Urſache tödten ſie auch nie die Schlangen, ungeachtet ſie ihnen oft viel Schaden verurſachen. Die Anbeter des Viſtnou, laſſen es nicht dabey bewenden, ihn für den Erhalter der Welt zu halten, ſondern ſie legen ihm auch vieles bey, was ſonſt dem Brama zukommt. Denn ſie meynen, Viſtnou theile die Menſchen in Reiche, Arme und Mittlere ein: nicht genug, er habe ſogar den Brama erſchaffen.

ſchaffen. Man kann leicht denken, wie groß die Verbitterung der Anhänger des Brama, und die des Viſtnou, deßwegen ſeyn müſſen. Aber die Viſtnouviſten treiben ihre Beleidigungen noch höher. Denn ſtatt deſſen, daß es im Vedam und Shaſter heißt, daß die erſten heiligen Bücher ihm wären von Gott gegeben worden, ſo ſagen ſie dagegen, daß Viſtnou den Vedam in einer gewiſſen Schaale gefunfunden habe.

Viſtnou hat, wie es ſcheint, viele Weiber gehabt, die er ſich eine Zeitlang zur Befriedigung ſeiner Lüſte beygelegt, und nachhero wieder von ſich gelaſſen hat. Unter den vielen Weibern waren zwey, die er bey ſich behalten, in der Abſicht Kinder mit ihnen zu zeugen. Außer dieſem beyden Weibern hat er noch tauſend in ſeinem Serail. Demungeachtet finden wir mehr nicht als einen Sohn, Namens Kaſchen. Wir müſſen hier noch das Intereſſanteſte von der Hiſtorie ſeiner Zehn Verwandlungen — welche dieſen Gott in Indien am meiſten berühmt machen — anführen.

Unter dieſen Verwandlungen ſollen die vornehmſten Geheimniſſe der heidniſchen Religion verborgen liegen. Die Indier ſind mit dieſen Verwandlungen des Viſtnou ſehr geheim, und laſſen ſie niemanden wiſſen. Baldäus, ein ſehr zuverläßiger Scribent hatte ſichs einmal in den Kopf geſetzt, alles zu verſuchen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Es gelang ihm

ihm auch nach vieler Mühe, es von einem Braminen, der ſich zur chriſtlichen Religion wandte, zu erfahren. Dieſem Baldäus ſind wir die ganze folgende Beſchreibung ſchuldig.

1) Geben die Braminen vor, welches die Hindiſtaner auch gröſſeſtentheils glauben, daß dieſer Gott Viſtnou, bereits neunmal leibliche Geſtalt an ſich genommen, und daß er noch einmal im Fleiſch erſcheinen werde. Das erſtemal verwandelte er ſich in einen großen Seehund, Namens *Matja*, um den Vedam einen gewiſſen Dämon zu entreiſſen, der es aus dem Dewa[illegible]ol geſtohlen, und ſich damit in den Abgrund des Meers verſteckt hatte.

2) Das zweytemal verwandelte er ſich in eine *Kourma* oder Schildkröte, in deren Geſtalt er unter die Welt kam, als er ſich mit dem Gewicht des Berges *Merowa*, oder Maha-Meru, der in die See geworfen wurde, hinabſenkete, um das Amortam, oder das Ambroſia zu finden. Dieſes Amortam ſollte als ein Gegengift dienen, wider einen gewiſſen heftigen Gift.

3) Das drittemal verwandelte ſich dieſer Gott in ein Schwein, um einen ſehr langen Rieſen zu verfolgen, der den Erdboden wie ein Blatt Papier zuſammengewickelt hatte, und ſelbigen auf den Schultern trug; da er aber nicht vermögend war, denſelben wieder gerade hinzuſtellen, ſo bediente er ſich eines kleinen Heiligen,

Digitized by Google

ligen, der nur einen Zoll lang war, um ſolchen gerade hinzuſtellen, welches er nicht nur that, ſondern, da auch das Meer über die Größe dieſes Zwerges lachte, ſo ſof er das Merr ganz aus, und piſſete es wieder von ſich; daher das Meer ſeine Salzigkeit erhalten haben ſoll. Allein die Baniyanen, Jentewen und Hindiſtan erſtatten einen ganz andern Bericht von dieſer Verwandlung, welche 2700 Jahre vom erſten Weltalter, oder Periode der Welt in ſich faſſet.

4) Zum viertenmal verwandelte ſich Viſtnou in ein Ungeheuer, das halb Menſch, halb Löwe war; dieſe Geſtalt nahm er an, um den Rieſen zu beſtrafen, der, nachdem er ſich, durch die vom Brama ihm gegebene Macht, die ganze Erde unterwürfig gemacht, niemand als ſich ſelbſt wollte anbeten laſſen. Er wurde daher von dem Menſchenlöwen in Stücken zerriſſen; und damit hatte der erſte Periodus der Zeit ein Ende.

5) Zum fünftenmal verwandelte er ſich in einen bettelnden Bramanen, um den Mavali, einen untergeordneten Gott aus der Regierung der Welt zu verdrängen, und dagegen einen Unterſchied der Stufen und Umſtände unter den Menſchen einzuführen, die damals einander völlig gleich waren. Zu dem Ende erbettelte er ſich vom Mavali nur drey Fuß Erde, um ſich eine Hütte daraus bauen zu können; und als

 ihm

ihm dieſes war gewähret worden, ſo nahm er ſeine eigene Geſtalt wieder an, und bedeckte mit einem ſeiner Füße die ganze Erde, mit dem andern aber das Paradies. Darauf ſetzte er denſelben weg, und ſtellte ihn über die hölliſchen Gegenden, und bekam alſo drey Theile in Beſitz. Doch machte er den **Mavali** zum Thürhüter des Paradieſes.

6) Die nächſte Verwandlung des Viſtnou geſchah in der Geſtalt eines Praſſaram, eines ſchönen Knaben, der aus Gehorſam gegen den Willen ſeines Vaters, ſeiner Mutter den Kopf abſchlug; allein auf ſein Bitten ſchenkte ihr ſein Vater das Leben wieder. Darum widmete er ſich ſelbſt dem Viſtnou zwölf Jahre, in welcher Zeit, er ohne Unterlaß mit kreuzweiſe übereinander geſchlagenen Füßen ſaß. Indeſſen erſchlug ein mächtiger Rajah ſeinen Vater, ob er gleich ſein Schwager war, weil er ſich weigerte, ihm **Kamdoga**, oder die weiſſe Kuh des Ueberfluſſes zu geben, die er vom **Rajah Inder**, dem Könige der ſeligen Seelen geborgt, um ſeine Anverwandten deſto beſſer zu bewirthen. Als Paſſaram dieſes von der Kuh erfuhr, ſo gieng er hin, und erſchlug das ganze Geſchlecht der Rajahen, die auf Erden gefunden wurden. Allein die Seelen ſeines Vaters und Mutter wurden abgeſchickt, die Leiber des Rajah Daſſerat und ſeines Weibes, wieder auf Befehl des Viſtnou, zu beleben, welcher ihnen ver-

verſprochen hatte, ihre Nachkommenſchaft zu erheben, zu welchem Ende ſie einen Sohn, Namens Ram, gleichſam zum Unterpfande bekamen, der die Materie der ſiebenten Verwandelung ausmacht. Der Zweck dieſer ſechſten Verwandelung, ſcheint die Beförderung der Lehre von der Seelenwandlung zu ſeyn; ferner hat dadurch, nach dem Innhalt des Shaſters gezeigt werden ſollen, wie das Geſchlecht der Kutterier anfänglich ausgerottet, nachher aber wieder hergeſtellt worden iſt.

7) **Ram** oder **Rama**, heyrathete **Sittra**, die Tochter eines mächtigen Rajah, die er dadurch gewann, da er ſich dem Rieſen **Rawan** widerſetzte. Dieſer Rieſe erhielt, außer zehen Köpfen und zwanzig Armen, von dem Iſhuren das Vorrecht, viele tauſend Jahre zu leben. Als einige Zeit nachher des Ram Bruder, der Schweſter Rawan Naſe und Ohren auf ſeinem Befehl abgeſchnitten, und verſchiedene Armeen geſchlagen, welche die zugefügte Beleidigung rächen ſollen, ſo entführte Rawan, in der Geſtalt eines bettelnden Braminen, die Sittra auf die Inſel Seylan. Ram ſetzte ihm nach, nnd gieng unter dem Beyſtand des Hanuman, und anderer Affen, (nach Rogers Bericht, waren es Engel in Affengeſtalt) übers Meer nach Seylan, und zwar vermittelſt einer Brücke von ſchwimmenden Steinen: und nachdem er große Thaten verrichtet, bey deren Be-

 ſchreibung

Digitized by Google

ſchreibung die Erfindungskraft ihr äußerſtes gethan; ſo tödtete er Rawan, und bekam Sitʒtra wieder in ſeine Hände. Eilf Jahr nach ſeiner Rückkunft fuhr er in den Himmel, und damit endigte ſich der zweyte Periodus der Zeit.

8) Die achte Erſcheinung des Viſtnou geſchah in der Perſon des *Kiſna*, und wird für die merkwürdigſte unter allen gehalten;*) es kann auch dieſes nicht geleugnet werden, wenn dasjenige merkwürdig heißt, was ſowohl das abendtheuerlichſte und unglaublichſte, als auch das ungereimteſte und lächerlichſte iſt. Der Inhalt der Legende iſt folgender. Als *Rajah Kaas*, König von Mottera auf der Nordſeite von Agra, durch Wahrſagungen aus den Händen erkannte, daß ſeine Schweſter Deuki, die aus den Kuhhirten an einen Braminen verheyrathet war, einen Sohn gebähren würde, der ihn ſowohl ſeines Königreichs, als ſeines Lebens berauben würde, ſo ließ er ſie in Verwahrung bringen, und befahl, daß ihre Kinder, ſobald ſie geboren worden, umgebracht werden ſollten.

Kiſna, der jüngſte, wurde durch ſeine eigne Macht und Veranſtaltung beiſeite geſchaft: und

*) Und dieß aus der Urſache, weil ſie ſagen, daß er bey allen Erſcheinungen nur einen Theil ſeiner Gottheit geoffenbaret, in dieſer aber die ganze Gottheit mitgebracht habe.

Digitized by Google

und ob er gleich nur noch ein ſäugendes Kind war; ſo tödtete er doch verſchiedene Rieſen, die geſendet wurden, ihn zu tödten, und ſchwung ſich ſelbſt in die Höhe. Während ſeiner Kindheit verrichtete er viele Wunderwerke, dahin gehört, daß er Reis, Milch und Kräuter von einander abgeſondert, nachdem ſie unter einander gemengt worden, daß er ſeine Hand aus dem Kuhfelle bis zu ſeinem Hauſe ausgeſtreckt, und ein Milchgefäß geholt, u. ſ. Wie er größer ward, verrichtete er viel wichtige Dinge, ſonderlich gegen die Rieſen und Schlangen, und verband hiermit eine große Leichtfertigkeit, log und betrog, wenn es ihm einfiel. So ſtahl er z. E. den Weibern, die im Bade waren, die Kleider, damit er ſie in ihrer Blöße möchte aus dem Waſſer ſehen herauskommen.

Nächſt dieſem verrichtete Kiſna verſchiedene andere berühmte Thaten, gab den Lahmen, den Gebrauch ihrer Glieder wieder, machte die Todten lebendig, metamorphoſirte Hütten in Palläſte, — warf die Tyrannen vom Throne, und ſchützte die Elenden. — Indeſſen wurden die Kuhhirten, die ihn zu ihrem Könige gemacht, und deren Menge ſich auf fünf hundert und ſechzig Millionen vermehrt hatte, bey ihrer anwachſenden Menge immer gottloſer. Kiſna ſah das mehr als zu wohl ein; erregte daher Mißhelligkeiten unter ihnen, ſo, daß ſie ſich unter einander aufrieben. Die Hindiſtaner

ner meynen, daß, wenn die Erde aus lauter Papier beſtünde, doch nicht alle Wunderwerke würden beſchrieben werden können, die Kiſna in Zeit von hundert Jahren, in dem dritten Periodo der Zeit, verrichtet.

9) Die neunte Verwandlung geſchah in der Geſtalt des Boudha, der nach dem Berichte der Baniyanen weder Vater noch Mutter hat, und unſichtbar iſt; er ſoll aber, wenn er erſcheint, vier Arme haben. Er bringt ſeine Zeit damit zu, daß er mit niedergeſchlagenem Geſichte den großen Gott anbetet, welcher von den Baniyanen Mahadent genennt wird; und wenn er 34030 Jahre wird fortgefahren haben, ohne ein Wunderwerk verrichtet zu haben, ſo wird ſeine Zeit auf der Erde mit der vierten Periode der Welt vorbey ſeyn, die die gegenwärtige und letzte iſt. —

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Verwandlungen ihren Urſprung vom Exempel des Fo haben, der oft verſchwindet, und daß die Erfinder dieſer neunten Erſcheinung, den Zweck gehabt, die zu Tibet übliche Religion, von ihrer eignen herzuleiten.

10) Die zehnte Verwandlung des Viſtnou, in ein weiſſes geflügeltes Pferd, iſt noch zukünftig, und mit ſelbiger ſoll der gegenwärtigen Welt ein Ende gemacht werden. Man ſagt, daß dieſer irdiſche Pegaſus im Himmel nur auf

drey

drey Füßen ſtehe, und den rechten Vorderfuß beſtändig in der Höhe trage. Man ſagt ferner, daß mit dem Anbruch dieſer Verwandlung alle gottſelig leben, und nach und nach in alle Arten von Gottloſigkeiten gerathen würden. Alsdann würde das geflügelte Pferd auf den Erdboden mit dem aufgehobenen Fuße, mit ſo außerordentlicher Macht ſtampfen, daß die Schlange Signaga, weil ſie die Welt nicht länger zu halten vermögend ſey, unter derſelben ſinken, die Schildkröte aber, der nun die ganze Laſt auf dem Halſe liege, ſich in das Meer und unter die Erde verkriechen werde. Und damit ſoll dieſem letzten Periodo der Zeit ein Ende gemacht, und der erſte wieder angefangen werden! Wunderlich genug!

Dem Gotte **Iſhuren** oder **Ruddiren** hat man nicht mehr als tauſend und acht Namen beygelegt. Wir wollen uns aber hier mit den mancherley Benennungen nicht aufhalten, und nur anführen, daß er im Vedam und Shaſter unter dem Namen **Ruddiren** bekannt iſt. Sein gewöhnlichſter Name iſt aber **Iſhuren**. — Die Verehrer dieſes Gottes, ſchreiben ihm die Unſterblichkeit zu, welche er, wie ſie ſagen, durch die Aſche erhalten, die in der Schaale geblieben, nachdem **Chiva Linga** verbrannt worden. — Ueber den Ort ſeiner Reſidenz iſt man nicht einig. Nach der Malabaren Berichte, wohnt er in Kala-ja, einem

Silberberge, und Art eines Paradieſes, auf der Südſeite des berühmten Berges, **Maha Meru.**

Von der Perſon des Gottes Iſhuren, ſagen ſie, er ſey ſo ganz außerordentlich dicke, daß er alle ſieben Himmel und die ſieben Welten beynahe ausfülle. Seine Farbe ſoll ſo weiß wie Milch ſeyn. Er hat drey Augen, wovon eines in der Stirne ſteht, welches alles, was er mit demſelben anſieht, verzehrt. Er hat auch ſechzehn Arme. Seine Kleidung beſteht aus einer Tiegerhaut, ſein Mantel aber iſt aus einer Elephantenhaut gemacht, die mit Schlangen beſetzt iſt. Um ſeinen Hals trägt er einem Pelz, mit einer daran befeſtigten Glocke, wie auch drey Ketten. Die eine iſt mit Roſen und andern duftenden Blumen durchflochten. Sein ganzer Leib iſt mit Aſche von Kuhmiſt beſchmiert, (unter dieſer Geſtalt wird er auch in den Pagoden vorgeſtellt) und ſo reitet er im Triumph durch Kala-ja, auf ſeinem Laſtthiere, Iriſhipatan, dem ſie gewiſſe Opfer bringen. Die Braminen ſagen, daß Iſhuren, um die Sünden zu büſſen, da er den fünften Kopf des Brama abgeriſſen, zwölf Jahre betteln gehen, und mit einem Bettelkorbe in der Hand, Almoſen ſuchen müſſen, und ob er wohl von Zeit zu Zeit den nöthigen Vorrath zuſammen gebettelt, ſo wäre doch alles gleich durch den feurigen Strahl, der aus ſeinem dritten Auge geſchoſſen, verzehrt worden.

Unter

Unter andern ausſchweifenden Erzählungen von dieſem Gott, wird uns auch gemeldet, daß, als während ſeiner Wanderſchaft **Jekſha Prajava**, König der Peringalen und Vater ſeines Weibes **Parameſſeri**, ein Verlangen getragen, ſeine Töchter in ihrer völligen Herrlichkeit zu ſehen, er den **Brama** und **Viſtnou**, die auch ſeine Schwiegerſöhne geweſen, zu einem prächtigen Gaſtmale eingeladen, dabey aber vergeſſen, den Iſhuren auch zu bitten, wie wohl er ihn endlich, als er die Sache beſſer überlegt, auch dazu eingeladen. Indeſſen nahm der Bettelgott dieß ſo übel, daß er ſich entſchloß, das Gaſtmal zu berauben. Er wurde durch die Aufnahme ſeines Weibes noch mehr zum Zorn gereizt. Denn als ſie von ihm die Erlaubniß erhalten, ſich beym Gaſtmale einzufinden; ſo befahl er ihr, ihren beſten Schmuck anzulegen, und damit er ſie deſto herrlicher auspußen möchte, ſo leihete er ihr ſeine Schlangen, mit einem Worte, ſeinen übrigen Schmuck. — In dieſem Staate nun, ſetzte ſie ſich auf einen Ochſen, und kam unter einem ſtarken Gefolge von Tromelſchlägern u. ſ. w. in ihres Vaters Pallaſt an. Als ihre Schweſtern und andern Gäſte, die ihr bis an das Thor entgegen giengen, ſie in einem ſolchen abendtheuerlichen Aufzuge erblickten; ſo fingen ſie, ſtatt ſie zu bewillkommen, entſetzlich an zu lachen. Hierüber ward ſie heftig entrüſtet, kehrte zurück, und beklagte ſich bey ihrem Manne Iſhuren, wegen der ſchlech-

ten Aufnahme. Iſhuren, der ſich auch für beleidigt hielt, ſchickte ſeine Söhne Auenavadi und Superbennia ab, um ihre Freude zu ſtöh-ren. Viſtnou, der wohl wußte, daß der eine gerne Kuchen aß, und der andere ſich gerne was vorſchwatzen ließ, wußte es dahin zu bringen, daß beyde die Abſicht ihrer Reiſe vergaßen. Iſhuren wurde endlich dahin gebracht, daß er ſich entſchloß, ſelbſt dahin zu gehen. Viſtnou und Brama, widerſetzten ſich ihm, und es kam zu einem blutigen Streite unter ihnen.

Wir finden es nicht wichtig und intereſſant genug, unſern Leſern hier Beyſpiele des wollü-ſtigen Lebens des Iſhuren anzuführen. Auch wird dem Leſer wenig daran gelegen ſeyn, eine umſtändliche Nachricht von den Weibern und Kindern des Iſhuren zu leſen. Wir wollen vielmehr itzt ſehen, wie er von den Hindiſtanern verehrt wird. In den Pagoden wird er erſtlich unter der Geſtalt eines Mannes mit drey Au-gen und ſechzehn Händen vorgeſtellt. Hiernächſt wird er unter dem Bilde des männlichen Glie-des, oder vielmehr der geheimen Theile beyder-ley Geſchlechts, in ihrer Vermiſchung vorge-ſtellt. Wegen dieſer unzüchtigen Vorſtellung, iſt Iſhuren unter den Indianern eben ſo be-rühmt, als Viſtnou wegen ſeiner zehn Verwand-lungen.

Wir können uns hier auch nicht in eine Be-ſchreibung der Untergötter einlaſſen, weil wir

ſonſt

Digitized by Google

ſonſt ſchlechterdings zu weitläuftig werden wür- den. Wer indeſſen ſich davon zu unterrichten wünſcht, der ſchlage den Baldäus nach, der ihm hinlänglichen Unterricht geben kann.

Man findet überall in Hindiſtan Pagoden oder Tempel, welche den verſchiedenen Göttern zu Ehren, aufgerichtet ſind. In jeder Stadt von Karnata, findet man zum mindeſten zwey Pagoden, wovon eine dem Viſtnou, und die andere dem Iſhuren zu Ehren aufgerichtet iſt. Dieſe Tempel ſind höher als die, welche den nie- dern Göttern geheiligt ſind. Sie ſind flach ge- bauet, aber ohne Fenſter, und es kommt kein andres Licht, als was durch die Thüre hinein- fällt. Die Pagode hat drey Abtheilungen. — Rund um dieſe Tempel befindet ſich ein großer Raum, der mit einer Mauer eingefaßt iſt, auf welchem verſchiedene kleine Pagoden ſtehen.

Man findet nicht, daß die Braminen das Volk in den Pagoden zuſammen kommen laſſen, oder daß gewiſſe Tage zum Gottesdienſt ausge- ſetzt ſind. Nur in gewiſſen Nächten, ohnge- fähr ein oder zweymal im Monate, werden die Bilder des Viſtnou und Iſhuren in Proceßion, durch die Straßen herumgeführt. Das Bild ſteht auf einem hölzernen Pferde, das ſeine Vorderfüße in die Höhe hält, mit den beyden Hinterfüßen aber auf einem Boden von Bre- tern feſt ſtehet, und von vier **Mukwas** oder

Fiſchern

Fiſchern auf den Schultern getragen wird. Bey dieſen Cerimonien pflegt man zu tanzen und zu ſpringen. Das Bildniß des Viſtnou wird reichlich mit Blumen beſtreut, weil er es verlangt. Iſhuren ſieht es gerne, wenn ſein Bildniß oft gewaſchen und mit wohlriechenden Waſſer begoſſen wird. Natürlicherweiſe wenden daher ſeine Anbeter alle Sorgfalt an, ſich ihm ſo verbindlich als möglich zu machen. — An gewiſſen Feſttagen werden die Bildniße ſowohl der Götter als Göttinnen auf Siegeswogen herumgeführt, die von einer großen Menge Menſchen gezogen werden. Die Ehrerbietung, welche das Volk bey dieſer Gelegenheit zeigt, iſt ganz außerordentlich.

Der Gottesdienſt wird beſonders von den Braminen Pantaren und Antigolen, welches drey Arten gottesdienſtlicher Perſonen ſind, verrichtet. Dieſe ſtehen des Morgens frühe auf, baden ſich und bereiten ihren Opfertrank, der aus Honig, Zucker u. ſ. beſteht. Zu gleicher Zeit opfern ſie Blumen, und beſtreuen alle ihre Opfer und Bilder mit der Aſche von Sandalholz. Darauf ſchreiten ſie zum Räuchwerk, das aus mancherley Gattungen von Holz beſteht. Alsdenn bereiten ſie die Opfermahlzeiten aus Reis, Erbſen, Bohnen, Butter und Cocosnüſſen. Dieſe ſetzen ſie vor die Bilder, und hernach machen ſie ſich ſelbſt darüber her, ermangeln aber zugleich nicht, das Lob des

Digitized by Google

Gottes, dem ſie das Opfer bringen, zu erzählen.

Die Andacht welche hier die Frauensperſonen beweiſen, weicht der in Europa im geringſten nicht. Sobald ein Mädchen ſieben bis acht Jahr alt iſt, begiebt ſie ſich bey den Prieſter ihrer Eltern, und giebt ſich als eine Schülerinn an. Wenn ſie ſich verheyrathet; ſo ſchreibt ſie ſich in das Ver eichniß der Schülerinnen ſolcher Prieſter ein. Von dieſer Zeit hört ſie ihre Reden und Belehrungen an, geht in die Pagoden, und bringt ihren Gruß vor die Bilder und Braminen. Wenn ſie jung iſt; ſo geht ſie allein dahin, iſt ſie mannbar, ſo wird ſie von zwey bis drey Weibern dahin begleitet, die ſich wechſelsweiſe mit heiliger Aſche beſtreuen.

Der Gottesdienſt der Hindiſtaner iſt mit einer ſehr großen Menge Cerimonien verbunden, dahin die Beobachtung der Feſt- und Faſttage gehöret, deren jährlich verſchiedene vorkommen. Ihre Bäder und Reinigungen, dabey ſie ſich mit heiligem Waſſer und heiliger Aſche von Kuhmiſt beſprengen, werden für ſehr kräftig gehalten. Die Aſche wird von den Prieſtern eingeweihet. — Wallfahrten ſind in Indien nicht weniger gebräuchlich, als in Europa, und außer den beſondern Wallfahrtsplätzen, deren

ver-

Digitized by Google

verſchiedene in jedem Lande der Hindiſtaner angetroffen werden, giebt es auch einige allgemeine; dahin gehört z. E. Kaſi, am Ganges; Matura, unweit Agra. Das Wallfahrten wird für eine ſehr verdienſtliche Handlung angeſehen, und für ein Mittel gehalten, die Sünde auszuſöhnen. Zu dem Ende haben ſie auch verſchiedene Bußübungen. Einige ſitzen oder ſtehen in eben derſelben Stellung des Leibes ganze Jahre hintereinander. Einige tragen große Laſten, andere aber ſchleppen ſich mit ſchweren Ketten herum. Einige ſtellen ſich in die brennenden Sonnenſtrahlen u. ſ. w. Kurz, die Handlungen dieſer Art, die ſie vornehmen, ſind ganz erſtaunlich und unglaublich. Alle Reiſebeſchreiber ſtimmen hierinn auch völlig überein. Durch dieſe an ihrem Körper verübte Strenge hoffen die Hindiſtaner Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, und ſich der Seligkeit zu verſichern.

Sie glauben nicht, daß ihre Sünden durch einen andern Menſchen, und ſelbſt nicht einmal durch Gottes Sohn, könnten verſöhnt werden. Allein ſie denken, daß ihre Sünden durch Herſagung einiger Gebete leicht könnten vergeben werden.

Die Hindiſtaner glauben einen zukünftigen Zuſtand, darinn Belohnungen und Strafen ſeyn

Digitized by Google

ſeyn werden. Auch nehmen ſie ein Fegefeuer an. Teufel, Hexen und Erſcheinungen ſind Dinge, woran ſie eben ſo eifrig glauben, als die Europäer. Der Teufel ſonderlich, und die Hexen richten, nach ihrer Meynung, viel Unheil in der Welt an; ſie bringen oftmals Menſchen um das Leben. An Teufelsbeſitzungen glauben ſie feſt. Um nun den Teufel aus den Menſchen zu treiben, führen ſie den Beſeſſenen in den Tempel, und bringen erſt dem Gotte, dem der Tempel geweiht iſt, Opfer dar. Darauf prügeln ſie den Beſeſſenen mit einem Knittel, um den Teufel ſchüchtern zu machen, der, weil er eines ſolchen Tractaments nicht gewohnt iſt, im Zorn ausfährt, und ſich über die Ungerechtigkeit, die ihm durch die Austreibung widerfahren, laut beſchwert.

Von der Seele hegen ſie verſchiedene Meynungen. Einige ſind der Meynung, daß Gott ſelbſt die Seele ſey; andere aber halten ſie für einen Theil von Gott. Endlich giebt es noch andere, welche glauben, daß Gott in der Schöpfung alle die Seelen erſchaffen habe, die für das menſchliche Geſchlecht beſtimmt geweſen. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo glauben doch faſt alle, daß die Seelen ewig und unſterblich ſind.

Die meiſten Indianer glauben, daß ein jeder Menſch zwo Seelen, eine gute und eine böſe,

ſe, habe. Man pflegt ſie auch auf folgende Art zu unterſcheiden. Eine heißt die oberſte Seele, die nichts anders als Gott ſelbſt iſt; die andere aber iſt die thieriſche Seele, die im Menſchen der Empfindungsgrund der Luſt und Unluſt, der Liebe, des Haſſes und anderer Leidenſchaften iſt. — Endlich glauben die Hindiſtaner, daß ſowohl die Seelen der Menſchen als anderer Thiere gleich wären. (S. Roger.) Sie meynen, der Unterſchied zwiſchen der thieriſchen und menſchlichen Seele liege nicht in der Seele ſelbſt, ſondern in der verſchiedenen Structur und Einrichtung der Körper.

Man zählt unter den Hindiſtanern drey Klaſſen der Cleriſey. Einige ſind Prieſter von Geburt, welches die Braminen ſind; andere ſind es durch Adoption, nemlich aus dem Stamme der Shudderier, oder der Kaufleute, die von den Braminen zugelaßen werden; die dritten ſind es durch die Wahl, und werden aus den andern Stämmen zum Prieſteramt erwählt.

Von allen dreyen Gattungen der hindiſtaniſchen Prieſter müſſen wir hier einen genauen Abriß geben.

Wir haben bereits im vorhergehenden von den Braminen Nachricht ertheilt, in ſofern ſie

ſie einen von den vier Stämmen ausmachen, darinn die Hindiſtaner getheilt ſind. Itzt wollen wir ſie in Abſicht auf ihr Amt beſchreiben. — Sie geben bekanntermaßen vor, daß ſie vom Gotte Brama abſtammten, und Kraft ihrer Abſtammung rein und ohne Sünden wären. Und aus dieſer Urſache werden ſie auch als der vornehmſte Adel angeſehen. Der Wahn ihres göttlichen Urſprungs macht ſie ganz entſetzlich ſtolz, ſo daß ſie die übrigen Menſchen mit einer unerträglichen Verachtung anſehen. — Es iſt gewiß, daß die Braminen von den übrigen Stämmen ſehr geehrt werden, weil ihnen ihre göttliche Abkunft in dem Vedam ſelbſt zugeſtanden wird. Unter den vielen Vorrechten, deren ſie genießen, iſt dieſes das merkwürdigſte, daß ſie nie am Leben geſtraft werden können, ſo groß auch das von ihnen begangene Verbrechen ſeyn möchte. Statt deſſen aber werden ihnen die Augen ausgebohrt, weil es eine von den fünf Todſünden iſt, einen Braminen zu tödten.

Das Amt der Braminen beſteht blos darinn, daß ſie andere nicht nur im Rechnen, Leſen und Schreiben unterrichten, ſondern ihnen auch in der Religion gründliche Unterweiſung geben. Dieß iſt ihr Hauptgeſchäfte, wofür ſie aber nicht die geringſte Belohnung annehmen, außer wenn ſie arm ſind. Die Könige und

Rajahen ſind verpflichtet, für den Unterhalt der Braminen zu ſorgen. Zu dem Ende hat man ihnen gewiſſe Dörfer angewieſen, von deren Einkünften ſie mit ſamt ihren Familien ernährt werden. Indeſſen reichen doch die Einkünfte, die von den angewieſenen Dörfern gezogen werden, noch lange nicht hin, eine ſo anſehnliche Zunft zu unterhalten. Das ganze Land muß ſie erhalten.

Wenn die Braminen ihre Söhne verheyrathen, ſo ſehen ſie dahin, daß ſie ein Mägdchen aus ihrem eignen Stamme bekommen, welche ihre monatliche Reinigung noch nicht gehabt. Wenn ſie die Familie beſuchen, aus welcher ſie ihrem Sohne ein Weib wählen, ſo geben ſie auf alle Kleinigkeiten Acht, die ſie für eine böſe Ahndung halten, und wenn ſie dergleichen dreymal ſehen, ſo ſtehen ſie von ihrem Vorhaben ab. Sobald dem Vater des Mägdchens das Vorhaben eröfnet iſt, ſo verlangt dieſer gemeiniglich, den Freyer zu ſehen; und wenn er ihm gefällt, und die Ausſtattung, die er bekommen ſoll, ihm angenehm iſt, ſo ſteht es dem Jünglinge frey, die Familie zu beſuchen. Wenn die Heyrath geſchloſſen iſt, und der Vater die Hand ſeiner Tochter dem ihr zugedachten Bräutigam gegeben hat, ſo nimmt dieſer letzte das Tali, ein kleiner Gürtel, der mit einem goldenen Kopfe eines Götzen geheftet iſt, und legt es ſei-

ner

Digitized by Google

ner Braut um den Hals, wodurch die Verlobung feſt gemacht wird.

Wenn die Kinder der Braminen verheyrathet ſind, ſo werden ſie nicht mehr **Brammaſaris**, ſondern **Grahaſtas** genannt. Sie ſehen aber ſehr ſorgfältig dahin, daß ihre Kinder nicht mit ſolchen verheyrathet werden, die zu nahe mit ihnen verwandt ſind. Denn ſie haben einen großen Abſcheu an der Blutſchande, welches eine von den fünf Todſünden iſt, die ſchwerlich vergeben wird. In dieſem Falle verordnet der Vedam, daß der Miſſethäter entmannet werde, und mit ſeinen Zeugungsgliedern in der Hand ſterben ſoll. — Die Vielweiberey wird von den Braminen ſowohl als von andern Stämmen bis zum Ausſchweifen getrieben.

Die Diät der Braminen iſt überaus mäßig eingerichtet. Ihre Speiſen beſtehen blos aus Reis, Früchten, Wurzeln und Kräutern. Ihr Getränke iſt nicht weniger einfältig, indem ſie ſonſt nichts als Waſſer trinken, außer, daß ſie bey den Mahlzeiten zuweilen einen Trunk Milch thun. Starker Getränke bedienen ſie ſich nicht, denn ſie verabſcheuen die Trunkenheit, da ſie eine von ihren Todſünden iſt. Dieſer Stamm geht aus Stolz nie in das Haus eines andern, um nicht verunreinigt zu werden.

Digitized by Google

Die Braminen ſind Prieſter ſowohl welt-lichen als Mönchsſtandes. Man trift auch unter ihnen eine Art von Hierarchie an. — Die Amtsgeſchäfte der Braminen beſtehen darinn, daß ſie mit dem Volke beten, und ihnen das Geſetz vorleſen. Bey Verrichtung dieſes Amtes beobachten ſie folgende Vorſchrift: 1) Daß ſie ihrem Leibe allerley poßirliche Stellungen geben, um die Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörer deſtomehr zu ermuntern. 2) Daß ſie mit gen Himmel gerichteten ungefaltenen Händen beten, als ſolche, die das annehmen wollen, warum ſie beten. 3) Daß ſie beym Gebet die Augen zur Erde niederſchlagen. 4) In dem vom Bremav übergebenen Buche nie anders als in einer ſingenden und trillernden Stimme leſen.

Auch müſſen die Braminen die jungen Leute ihres eignen Stammes, die ſich allmählich zum Prieſteramt wollen vorbereiten laßen, unterrichten.

Man kann die Braminen in verſchiedene Sekten und Orden abtheilen, ſowohl in Anſehung ihres Lehrbegrifs, als in Anſehung ihrer Lebensart. — Der ſcharfſinnige Roger (Moeurs des Bram.) theilt ſie in Anſehung des Lehrbegrifs in ſechs Sekten.

Die

Die erſte heiſt Weiſtnouwa, von ihrer Ergebenheit an den Wiſtnou, den ſie für den allerhöchſten Gott hält. Dieſe Sekte Wiſtnouwa wird wieder in zwey andere getheilt, nemlich in Tadwadi, d. i. Diſputanten, und in Ramanowja Wiſtnouwa.

Die zweyte Sekte der Braminen heiſſet Seivia. Sie hält Iſhuren für den allerhöchſten Gott.

Die dritte Sekte heißt Smarta. Dieſe behaupten, daß Wiſtnou und Iſhuren, ob ſie wohl unter verſchiedenen Bildern angebetet würden, dennoch eben daſſelbe Weſen wären, und haben einen Abſcheu an ihrem beyderſeitigen Anſpruch an die höchſte Gottheit.

Die vierte Sekte der Bramanen heiſt Sharwakka. Dieſe ſind den Meynungen der Epicuräer zugethan. Sie leugnen die Unſterblichkeit der Seelen, und einen zukünftigen Zuſtand nach dieſem Leben.

Die fünfte Sekte heiſt Paſenda. Dieſe ſagen, daß das hindiſtaniſche Geſetz nicht wahr ſey, und ſind ſonſt für nichts, als für ihren Bauch beſorgt. In ihren Meynungen ſtimmen ſie mit der Sekte Sharwakka überein.

Digitized by Google

Die ſechſte Sekte heiſt **Chektea.** Dieſe behaupten, daß weder Viſtnou noch Iſhuren der höchſte Gott ſey, ſondern einer, Namens Chekti, von dem, wie ſie ſagen, dieſe Götter und Brama ihren Urſprung hätten; daß ſie allein durch ſeine Macht exiſtirten, ſo wie die ganze Welt, und alles, was in derſelben iſt. — Dieſe drey letzten Sekten werden von den Hindiſtanern für Ketzer gehalten, und haben ſehr wenige Anhänger.

Ende des zweyten und letzten Theils.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

6 30 KE

verschiedene Urtheilen

Digitized by Google

Digitized by Google